XXIII. Band 1937 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psycho-Analysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten, um Berücksichtigung finden zu können, zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden.

Die Redaktion

---

1) Die in der „Imago" veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten nach Wahl 15 Separata oder zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

	bis	8 Seiten	für 25	Exemplare	Mark 15.—,	für 50	Exemplare	Mark 20.—
von 9	„	16	„	„ 25	„	„ 20.—,	„ 50	„	„ 25.—
„ 17	„	24	„	„ 25	„	„ 30.—,	„ 50	„	„ 40.—
„ 25	„	32	„	„ 25	„	„ 35.—,	„ 50	„	„ 45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

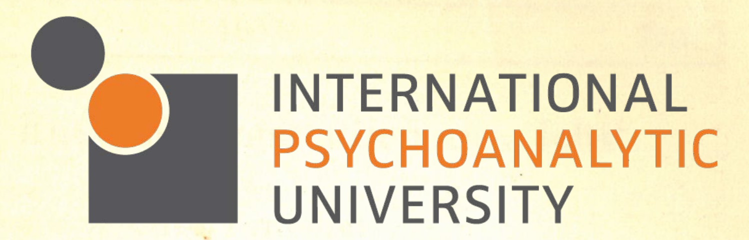
Preis des Heftes Mark 6.–, Jahresabonnement Mark 22.–

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 520 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XXII. Band (1936) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XXIII. Band 1937 Heft 3

Frühe Entwicklungsstadien des Ichs[1]

Von

Otto Fenichel

Prag

In den letzten Jahren ist zu dem älteren Forschungsgebiet der Psychoanalyse, den Trieben, das noch lange nicht abgeschlossene Studium des Ichs dazugekommen. Die grundlegende Erkenntnis, mit der Freud die „dynamische" Denkweise einführte und damit eigentlich die Psychoanalyse begründete, war: die Erlebnisse, die von Hysterikern nicht zu Ende gelebt wurden, so daß ihre Affekte „eingeklemmt" blieben und in den Symptomen Abfuhr suchten, waren solche, die von einem Teil der Persönlichkeit abgelehnt wurden. Der Neurose war ein „neurotischer Konflikt" vorangegangen.[2] Nach diesem Vorbild denkt sich bekanntlich die Psychoanalyse das psychische Geschehen überhaupt aufgebaut: Immer handelt es sich darum, daß relativ primäre, biologische Bedürfnisse, „Triebe", nach Abfuhr drängen, während sich unter dem Einfluß der Außenwelt entgegengesetzte Tendenzen entwickeln und geltend machen, die diese Abfuhr hintanhalten oder hinausschieben. An diesem steten Zusammenspiel zwischen Trieben und einer unter dem Einfluß der Außenwelt sich ausbildenden, triebhemmenden oder triebmodifizierenden Institution, dem Ich, wurden zuerst die Triebe (das Verdrängte) studiert. Erst Freuds Buch „Das Ich und das Es"[3] eröffnete die eigentliche Ich-Psychologie durch Einführung des sogenannten strukturellen Gesichtspunktes, d. h. der Einsicht, daß sich unter dem Einfluß der Außenwelt allmählich ein Organ, das Ich, herausdifferenziert, das sich, einer Rindenschicht gleich, um das Mark des unbewußten Triebreservoirs des Es herumlegt; es dient dem Austausch zwischen Organismus und Außenwelt,

1) Referat am 1. Symposion der zweiten Vierländertagung in Budapest (15. bis 17. Mai 1937).
2) Breuer und Freud: Studien über Hysterie. Ges. Schr., Bd. I.
3) Ges. Schr., Bd. VI.

d. h. einerseits der Reizaufnahme (Wahrnehmung), andererseits der Erregungsabfuhr (Motilität und Siebung der Impulse, die zur Motilität drängen).

Der Tradition der Psychoanalyse gemäß, die von Anfang an eine genetische Psychologie war, die fertige Strukturen aus ihrer Entstehungsgeschichte zu verstehen suchte, wurde auch bald die Entstehungsgeschichte des Ichs (des normalen und des pathologischen Ichs) das zentrale Gebiet der Ich-Psychologie. Aber je tiefer wir in der Entstehungsgeschichte des Ichs zurückgreifen und je frühere Ich-Phasen wir zu begreifen trachten, umso größer werden die entgegenstehenden sachlichen und methodologischen Schwierigkeiten. Sie dürften die Schuld daran tragen, daß über dieses Gebiet noch viele Unklarheiten und zum Teil recht widersprechende Ansichten unter den Analytikern herrschen, die den Versuch als lohnend erscheinen lassen, unser Wissen darüber zusammenzufassen, so unvollständig eine kurze Vortragsübersicht über ein noch sehr in der Entstehung begriffenes Gebiet auch bleiben muß.

Die Einblicke in die Grundzüge der psychischen Entwicklung des Menschen sind am Erwachsenen gewonnen worden. Die Erkenntnis, daß in den neurotischen Erscheinungen unerledigte Vergangenheitsreste in der Gegenwart weiterwirken, zwang dazu, sich in das Studium dieser Vergangenheit einzulassen und die Triebkonflikte der Kindheit rückschließend zu erraten. Erst viel später wurden die Erkenntnisse über die infantile Sexualität an der direkten Beobachtung des Kindes bestätigt. Dabei bleiben aus leicht begreiflichen Gründen die frühesten Entwicklungsstadien am unklarsten. Erstens ist es nicht immer nötig, zum Verständnis einer Neurose bis in so frühe Urzeiten zurückzugreifen; zweitens wird die Erfassung der psychischen Vorgänge umso schwieriger, je mehr wir in Zeiten gelangen, in denen es noch keine Sprachverständigung gab, und in denen, was wir später als verschiedene, unsere Orientierung ermöglichende differenzierte Leistungen erkennen, noch zu einer Einheit integriert war. Der Versuch, die Schwierigkeiten des Rückschließens durch direkte Kinderbeobachtungen wettzumachen, gelingt bei der Zeit vor der Sprachentwicklung auch nicht leicht, da die Beobachtungen am Säugling nicht psychologisch eindeutig sind. Die Versuchung ist groß, Begriffe und Vorstellungen, die für höhere Stadien der Entwicklung volle Geltung besitzen, ungerechtfertigterweise auf das Benehmen des kleinen Kindes anzuwenden, die Säuglingsbeobachtung nach einem Ausdruck von Spitz „adultomorph" zu betreiben. Tatsächlich ist das ein Einwand, den wir gegen verschiedene von psychoanalytischer Seite erfolgte Bemühungen um die frühen Ich-Phasen nicht vermeiden können. Man ist oft allzu rasch bereit, den wortdisparaten Erlebnisformen undifferenzierter Archaismen Worte, die für spätere Stadien passen, zu unterschieben. Ist die psychoanaly-

tische Auffassung richtig, daß die Psyche ein sich stets komplizierender Reizbewältigungsapparat ist, so sind es offenbar die Ausdrücke „Erregung" und „Entspannung", mit deren Gebrauch wir in den frühesten Stadien zunächst auskommen müssen, bis wir erfassen, wie sich aus ihrem Wechselspiel kompliziertere, immer weniger vagen Worten zugänglichere Apparate der Reizaufnahme, Reizleitung und Reizabfuhr herausdifferenzieren. Systematische Säuglingsbeobachtungen sind von psychoanalytischer Seite bisher nicht vorgenommen worden. Die vorliegenden Säuglingsbeobachtungen der experimentellen Psychologie leisten sicher viel, insbesondere wenn sie in vorsichtiger Weise mit den Rückschlüssen, die die Analysen Erwachsener oder älterer Kinder ergeben, zusammengehalten werden; — aber sie gehen meist von unserer Gedankenwelt fremden Problemstellungen aus und müssen, um für die psychoanalytische Ich-Psychologie brauchbar zu sein, erst „transponiert" werden.

Die Geisteskrankheiten, die Regressionen in primitive Ich-Phasen mit sich bringen, erleichtern uns die Erkenntnis dieser primitiven Ich-Phasen außerordentlich. Sie leisten auf diesem Gebiet dasselbe, wie seinerzeit die Neurosen als Rückfälle in die infantile Sexualität für die Erkenntnis der infantilen Sexualität. Sie sind allerdings nicht die einzigen Ich-Regressionen. Auch physiologischerweise gibt es beim Gesunden Situationen, in denen die Funktionsweisen des archaischen Ichs wiedererscheinen, Intoxikations- und Ermüdungszustände und vor allem die Situationen des Einschlafens und Erwachens. Daß auch ihre Beobachtung systematisch für die Erkenntnis der primitiven Ich-Funktionen verwendet werden kann, zeigte erst unlängst die schöne Arbeit von Isakower.[4]

Wir pflegen vom Ich zu sagen, daß es ein Organ sei, das sich erst unter dem Einfluß der Außenwelt herausdifferenziert. Entsprechend pflegt man zu sagen, daß das Neugeborene noch kein Ich besitzt. Was ist damit gemeint?

Der menschliche Säugling wird viel hilfloser geboren als die meisten anderen Säugetiere. Er ist lebensunfähig, wenn für ihn nicht gesorgt wird. Eine Unmenge äußerer Reize stürmen auf ihn ein, und er kann sie nicht bewältigen. Er ist nicht in der Lage, sich willkürlich zu bewegen, er ist aber auch nicht in der Lage, die auf ihn eindringenden Reize differenziert zu perzipieren. Könnte er dies, so vermöchte er Erregungen als Reizfolgen Außenweltsquellen zuzuordnen und den Drang nach Abfuhr, den jede Erregung mit sich bringt, wenigstens eine Zeitlang in Schwebe zu halten. Eben das kann er nicht. Er kennt keine Objektwelt, er kann noch nicht Spannungen durch „Gegenbesetzungen binden". Man kann daher vermuten, daß er auch noch

4) Isakower: Beitrag zur Pathopsychologie der Einschlafphänomene. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

kein Bewußtsein in unserem Sinne hat, sondern höchstens ein undifferenziertes Empfinden von Lust und Unlust, von „Erleichterung" und „Spannungserhöhung". Aber gerade diese Funktionen, die noch nicht ausgebildet sind, nämlich Aufnahme der Außenwelt (Wahrnehmung), Beherrschung des Bewegungsapparates (Motilität), Fähigkeit zur Bindung durch Gegenbesetzung, damit Bewußtsein, — machen definitionsgemäß das Wesen des Ichs aus. Das ist gemeint, wenn man von einem ichlosen Zustand des Neugeborenen spricht.

Gewiß gibt es von der Geburt an und wahrscheinlich schon früher ein Reagieren auf Reize, also absolut genommen eine Art Prä-Ich, oder richtiger, die nachmalig vom Ich erfüllten Funktionen werden in einer völlig undifferenzierten, keimhaften Weise vor Existenz des Ichs vom Gesamtorganismus vollzogen.

Die Entstehung des Ichs aus dem ichlosen Urzustand ist kein einheitlicher Prozeß. Er beginnt mit (oder vielleicht sogar vor) der Geburt und endet wohl erst mit dem „Untergang des Ödipuskomplexes", streng genommen eigentlich nie. Das Schlagwort „Trauma der Geburt" besagt, daß der Organismus bei der Geburt aus einer relativ reizlosen Umgebung in eine übergroße Reizfülle bei Mangel an Reizschutz gerät. Die damit gegebene Überschwemmung an Erregung bei Insuffizienz der Abfuhrapparate ist nach Freuds Meinung das Modell für alle spätere Angst.[5]

Wir dürfen annehmen, daß eine solche Überschwemmung durch Erregungsmassen höchst unlustvoll ist und die erste psychische Tendenz hervorruft, nämlich die, diese Erregungsspannung zum Verschwinden zu bringen. Gelingt es dieser Tendenz, mit den Außenweltsreizen endlich relativ fertig zu werden, so schläft der Säugling ein. Neuer Reiz (Hunger) weckt ihn. Die ersten Bewußtseinsspuren unterscheiden offenbar noch nicht Ich und Nicht-Ich, sondern nur Spannung und Entspannung, wobei mit dem Erleben der Entspannung ursprünglich wohl auch die Bewußtseinsspur wieder verloren geht (Einschlafen). Könnte jedes Bedürfnis sofort gestillt werden, so würde sich wahrscheinlich nie eine Vorstellung von der Realität entwickeln.

Es ist offenbar das gelegentliche Vermissen eines bedürfnisbeseitigenden, schon gekannten Etwas, was das erste „Objekt" abgibt.[6]

Vor Etablierung dieses „ersten Objektes" ist der Säugling zwar objektiv und biologisch von Menschen abhängig, deren Zufuhren allein ihn am Leben erhalten. Er ist biologisch passiv Objekten hingegeben. Diese sind aber noch nicht seine „Objekte" im psychologischen Sinne, da ihm jede Perzeptionsmöglichkeit für Außenweltsgegenstände fehlt und er nur Spannung und Ent-

5) Vgl. Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr., Bd. XI.

6) Vgl. Ferenczi: Das Problem der Unlustbejahung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XII, 1926.

spannung erlebt. Ist es so schwer, die objektive Welt, die dem erwachsenen Beobachter erscheint, und die subjektive Welt, wie wir sie im Säugling an≈nehmen dürfen, von einander zu unterscheiden? Deshalb halte ich es für irreführend, hier von „passiver Objektliebe" zu sprechen.[7] Wir kommen darauf zurück.

Bernfeld[8] hat darauf aufmerksam gemacht, wie und warum das Leben des Säuglings zwischen Schlaf und Hunger abwechselt. Der Hunger führt aus somatischen Quellen einen Spannungszustand und eine Tendenz zu seiner Be≈seitigung in den Organismus ein. Mit der Sättigung fällt diese Spannung weg und die relative Reizlosigkeit des Schlafes stellt sich wieder ein. Die be≈sprochenen ersten Spuren von Objektvorstellungen und von Bewußtsein müssen sich also im Hungerzustand entwickeln. Man kann sich vorstellen, daß später, wenn sich schon deutlichere Ansätze zu den späteren Ich≈Funk≈tionen gebildet haben, die Erfassung des Umstandes, daß ein Eingreifen der Außenwelt zur Behebung des Hungers notwendig ist, zur ersten Sehnsuchts≈besetzung dieser Objekte führt; die ersten Objektbesetzungen bestünden dann nur solange, als das Objekt abwesend ist. Bei seinem Eingreifen schwinden sie und es tritt Schlaf ein. Die erste „Bejahung" der Welt ist ein intermediäres Ziel auf dem Wege zu ihrer „Verneinung". Vielleicht ist hier der Punkt, wo der Gegensatz, der im menschlichen Leben eine so grund≈legende Rolle spielt, zwischen Sehnsucht nach Reizlosigkeit (Nirwana≈Prinzip) und Reizhunger (Objektsehnsucht), zwischen einem die Reizlosig≈keit anstrebenden „Todestrieb" und einem Spannungssteigerung durch Ver≈schmelzung mit anderen Objekten anstrebenden Eros aus einem gemeinsamen Ursprung entsteht.[9]

Jedenfalls sind „Entstehung des Ichs" und „Entstehung der Realität" iden≈tisch. Ein Ich gibt es, insofern es Vorstellungen von Objekten gibt. Das ergibt sich schon aus der Definition des Ichs, es sei der „die Realität repräsen≈tierende Anteil des psychischen Apparates". Daher erklärt es sich, daß wir etwa zur Beschreibung des Wesens der Schizophrenie ebenso sagen können, in ihr habe der Organismus „mit der Realität gebrochen", als auch, in ihr sei „das Ich zerstört"; ebenso sagen können, der Schizophrene sei in die Zeit „vor Entstehung der Realitätsprüfung", wie in die Zeit „vor der Ich≈Diffe≈renzierung" regrediert. Wir sind eine Person, insofern wir uns im Gegensatz zu anderen fühlen. Es ist dank dieser Beziehung des Ichs zur Realität auch wieder nur eine verschiedene Ausdrucksweise, ob wir von „Entwicklungs≈

7) Vgl. Bálint: Zur Kritik der Lehre von den prägenitalen Libidoorganisationen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

8) Bernfeld: Die Psychologie des Säuglings. Wien, 1925.

9) Vgl. Fenichel: Zur Kritik des Todestriebes. Imago, Bd. XXI, 1935.

stufen des Ichs" oder von „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes"[10] reden. Bei der Erkenntnis der Realität spielt, wie Freud darstellte,[11] die des eigenen Körpers eine ganz besondere Rolle. Gibt es zuerst nur die Wahrnehmung von Spannungen, d. h. „Inneres", später mit der Erkenntnis eines zur Beseitigung dieser Spannung eingreifenden Objektes „Äußeres", so ist der eigene Körper beides zugleich. An Hand des Merkmals dieser Gleichzeitigkeit hebt sich der eigene Körper von der übrigen Außenwelt ab und ermöglicht dadurch den Ausbau der Unterscheidung von Ich und Nicht-Ich. Die Summe der Vorstellungen vom eigenen Körper und seinen Organen, die sich dabei bildet, das sogenannte „Körperschema", ist für die weitere Gestaltung des Ichs von grundlegender Bedeutung. Es stimmt mit dem objektiven Körper nicht überein, indem z. B. die Kleidung oder amputierte Gliedmaßen dazugehören können.

Die ersten Reaktionen auf die als solche erkannten Objekte enthalten noch vieles integriert in einem, was sich später differenziert. Sie sind zunächst reflexähnlich, d. h. jeder Reiz verlangt — dem Nirwana-Prinzip entsprechend — eine sofortige Reaktion; Reizaufnahme und Reizabfuhr, Wahrnehmung und motorische Reaktion stehen einander noch außerordentlich nahe, sind unlösbar ineinander verwoben. Die primitive Wahrnehmung ist eben durch die Art gekennzeichnet, wie sie mit motorischen Reaktionen verbunden ist. Man nimmt wahr, indem man seinen Körper unter Einfluß des wahrgenommenen Objektes verändert (und eventuell erst diese eigene Körperveränderung zur Kenntnis nimmt). Untersuchungen wie die von Spielrein, daß am Grunde von vielen Wahrnehmungen, die wir für optische halten, kinästhetische Empfindungen liegen, gehören hierher;[12] ebenso, daß die eidetischen Forschungen ergaben, daß primitive optische Wahrnehmungen mit motorischen Reaktionen bezw. Reaktionsbereitschaften einhergehen,[13] ebenso die Feststellung der motorischen Einstellungen bei hypnagogen und hypnopompen Halluzinationen (Isakower).[14]

Der ursprüngliche Zusammenhang zwischen Wahrnehmung und motorischer Einstellung ergibt sich auch aus der von Freud in seiner Arbeit „Notiz über den Wunderblock"[15] klargestellten Aktivität des Wahr-

10) Ferenczi: Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. I, 1913.

11) Das Ich und das Es. Ges. Schr., Bd. VI.

12) Sabine Spielrein: Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen. Imago, Bd. XVII, 1931.

13) Bally: Die Wahrnehmungslehre Jaenschs und ihre Beziehung zu den psychoanalytischen Problemen. Imago, Bd. XVII, 1931.

14) Isakower: Beitrag zur Pathopsychologie der Einschlafphänomene. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

15) Ges. Schr., Bd. VI.

nehmungsapparates: Solange wir davon sprechen, daß intensive Außenweltsreize auf den noch jeden Reizschutzes entbehrenden Organismus einströmen, so daß „traumatische Situationen" entstehen, stellen wir uns vor, daß die Außenwelt mit ihren Reizen auf den Organismus einstürme und von diesem passiv erlebt werde. Die Ausbildung eines eigenen Wahrnehmungssystems (eines Ichs), zusammenfallend mit der Ausbildung eines Reizschutzsystems, bringt aber eine „Verwandlung der Passivität in eine Aktivität" mit sich: die Wahrnehmungen erfolgen rhythmisch, offenbar unter dem Einfluß von zentrifugalen („motorischen") Besetzungsstößen, die wir uns als ersten Versuch zur „Bewältigung" der Außenweltsreize vorstellen dürfen; hier ist vermutlich die Grundlage der Differenzierung von „Bw" und „Er-Systemen"[16] und damit der Ursprung eines differenzierten Bewußtseins. Nach Ausbildung dieser Differenzierung ist der Organismus imstande, sich vor dem Zuviel an eindringenden Reizen durch völlige Einstellung der wahrnehmenden Funktionen zu schützen.[17] Das eben erst entstandene Ich kann wieder ins Es zurücksinken. Diese Fähigkeit ist bei der Ohnmacht und bei manchen Symptomen der traumatischen Neurosen noch zu beobachten. Es ist offenbar das Vorbild aller Abwehr überhaupt, sowohl äußerer Unlust als auch eigener Triebe, da ja die Verdrängung als eine partielle Einstellung von Wahrnehmungen (nämlich spezieller Triebimpulse) aufgefaßt werden kann.[18]

Etwas Ähnliches, Wiedereinziehung des Ichs in das Es, erfolgt im Schlafzustande.

Eine gewisse, auf traumatische Reize hin erfolgende Funktion des Ichs ist offenbar auch das Phänomen, das Bernfeld als „Faszination" beschrieben hat:[19] Ein primitiver Bewältigungsversuch von Wahrnehmungsreizen besteht darin, daß das primitive Ich das Wahrgenommene motorisch nachahmt. Offenbar ist eben ursprünglich Wahrnehmung und Änderung des eigenen Organismus im Sinne des Wahrgenommenen dasselbe. Hirnverletzte Patienten Goldsteins konnten bekanntlich eine Alexie dadurch kompensieren, daß sie mit ihrem Kopf die Formen der gesehenen Buchstaben nachfuhren und so nach ihren eigenen Kopfbewegungen kinästhetisch lesen konnten,[20] eine primitive Reaktion auf Wahrnehmung, richtiger wohl eine Angleichung an das Wahrgenommene, eine Art Identifizierung, mit deren

16) Freud: Die Traumdeutung. Ges. Schr., Bd. II.

17) Nähere Untersuchungen darüber bei Kardiner: The Bio-Analysis of the Epileptic Reaction. Psa. Quarterly, Bd. I, 1932.

18) Vgl. Fenichel: Über organlibidinöse Begleiterscheinungen der Triebabwehr. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928.

19) Bernfeld: Über Faszination. Imago, Bd. XIV, 1928.

20) Vgl. Steinfeld: Ein Beitrag zur Analyse der Sexualfunktion. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 107, 1927.

Hilfe erst die Wahrnehmung erfolgt. Obwohl später das, was wir „Wahrnehmung" und das, was wir „Identifizierung" nennen, so verschieden ist, ist die primitive Wahrnehmung offenbar gemeinsamer Mutterboden für beides.

Eine andere primitive Reaktion auf die ersten Außenweltsobjekte klingt einfacher und einfühlbarer: Man will sie in den Mund nehmen. Es war ja der Hunger, der, den relativ reizlosen Zustand des Schlafes immer wieder störend, zur Anerkennung einer Außenwelt zwang. Das Erlebnis der Sättigung, das diese Spannung (und zuerst damit wohl auch die Außenwelt) wieder beseitigt, wird zum Vorbild der Bewältigung von Außenweltsreizen überhaupt. Die erste Realität ist das Eßbare. Die Realität „erkennen", heißt daher offenbar ursprünglich beurteilen, ob sie zur Befriedigung verhilft oder die Spannung erhöht, ob man sie schlucken kann oder ausspucken soll.[21] Das In-den-Mund-nehmen oder Ausspucken von Objekten ist die Grundlage aller Wahrnehmungen, und in Regressionszuständen können wir feststellen, daß im Unbewußten tatsächlich alle Sinnesorgane mundähnlich perzipiert sind.[22]

Die primitiven Reaktionen der Angleichung an Wahrgenommenes und der oralen Introjektion von Wahrgenommenem gehören offenbar eng zusammen. Was wir in der Normalpsychologie und Psychopathologie in späteren Zeiten als „Identifizierung" kennen lernen, macht ja, wie Freud immer betont hat, den Eindruck einer Regression, einer „sekundären" Identifizierung, der einmal eine „primäre Identifizierung" als erste Auseinandersetzung mit der Objektwelt überhaupt vorangegangen ist. In dieser „primären Identifizierung" ist offenbar Triebverhalten und Ich-Verhalten noch nicht von einander differenziert. Es ist in einem: die erste orale Objektliebe, die erste (mit Angleichung, Introjektion, einhergehende) Wahrnehmung und die erste motorische Reaktion auf Außenweltsreize. Die Angleichung an die Außenwelt durch ihre orale Einverleibung ist auch die Basis jener primitiven gedanklichen Auseinandersetzung mit der Umwelt, die man „Magie" nennt.

Ich möchte schon hier einen kleinen Exkurs einschalten, obwohl er von der Wahrnehmungslehre abführt: Diese Einverleibung, die die erste Reaktion auf Objekte überhaupt ist und der Vorläufer der mannigfachen späteren libidinösen, destruktiven und narzißtischen Haltungen, hebt, wenn sie vollzogen wird, zweifellos die Existenz des Objektes wieder auf. Die Einstellung, das Objekt sei nur zur Befriedigung des Ichs da und könne verschwinden,

21) Vgl. Freud: Die Verneinung. Ges. Schr., Bd. XI.

22) Vgl. Fenichel: Über respiratorische Introjektion. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVII, 1931, und: Schautrieb und Identifizierung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

wenn es diese Befriedigung vollbracht habe, bleibt ja tatsächlich das Kriterium der archaischen „Liebe" (Alice Bálint).[23] Wir möchten nun fragen: Kann man das Ziel einer solchen Einverleibung, die das Objekt faktisch vernichtet, kann man das Ziel ihres Vorbildes, des Bestrebens, ein Objekt zu verschlucken, ambivalent nennen? — Analytische Forschung konnte bekanntlich die Vermutung von Abraham bestätigen, daß das Ziel der Einverleibung nicht etwa auf orale Tendenzen beschränkt ist, sondern bei allen erogenen Zonen zurecht besteht, von denen überhaupt objektgerichtete Tendenzen ausgehen; und er zögerte nicht, die Entwicklungsstufen, deren Objekttendenzen durch Einverleibungsziele charakterisiert sind, als die „ambivalenten" zu beschreiben.[24] Es ist aber vielleicht wichtig, zu betonen, daß ein gegen das Objekt gerichteter subjektiver Vernichtungs- oder Zerstörungswille, eine wilde Destruktionsneigung, wie wir sie etwa im Unbewußten des Manisch-Depressiven nachweisen, nicht notwendigerweise mit dem Vorhandensein solcher Einverleibungsziele gegeben sein muß. Diese Einverleibung ist nur die Matrix sowohl späterer Liebe als auch späterer Destruktion, aber noch nicht diese selbst. Eine ausgesprochene Lust an der Zerstörung, wie sie zweifellos bei manchen kleinen Kindern auftritt (und nicht etwa nur später in die Kindheit rückprojiziert wird), muß man keineswegs jedem Säugling zuschreiben, der an der Mutterbrust saugt.[25] Gerade weil oral fixierte Menschen, wie spätere Melancholiker, Süchtige, Oralcharaktere etc., bei denen die Wirksamkeit eines Oralsadismus und einer ihm zugeordneten Vergeltungsangst in der von Melanie Klein beschriebenen Weise so deutlich wird, häufig in der Frühkindheit Erlebnisse (Versagungen) gehabt haben, die für ihr Fixiertsein an solche Phantasien ausschlaggebend sind, wird es wahrscheinlich, daß erst solche Erlebnisse oder zumindest eine besondere Konstitution für den spezifisch sadistischen Charakter der Einverleibungswünsche, d. h. für die subjektiven Vernichtungswünsche ausschlaggebend sind. Kann man in derartigen Fällen die Kleinschen Funde immer wieder bestätigen, so muß man sich gerade darum fragen, ob diese Befunde nicht nur ein pathologisches Produkt sind, während die „oralsadistischen" Triebe des normalen Säuglings nicht einen solchen Grad von Vernichtungswillen und entsprechender Vergeltungsangst enthalten. Man vergesse auch nicht, daß die Einverleibung offenbar überhaupt erst sekundär unter Ausnützung ihrer objektiv-destruktiven Natur ihre subjektiv-destruktive Note erhält; denn die erste objektfeindliche Reaktion gegen Objekte,

23) Alice Bálint: Die Psychoanalyse des Kinderzimmers. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. VI, 1932.

24) Abraham: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen. Wien, 1924.

25) Wie es Melanie Klein (vgl.: Die Psychoanalyse des Kindes) und ihr Kreis tut.

die Unlust mit sich bringen oder Lust verweigern, ist nicht ihr Verschlingen, sondern ihr Ausspucken; auch ist es fraglich, ob das gleiche Objekt, das einmal Befriedigung gewährt, ein anderesmal Befriedigung verweigert, vom primitiven Ich als ein und dasselbe erkannt wird, demgegenüber es nun ambivalent eingestellt wäre; oder ob nicht vielmehr Repräsentanzen eines „guten" Objektes, dessen man durch Einverleibung habhaft werden will, und eines „bösen" Objektes, das man ausspucken und erst später auch durch Verschlingen vernichten will, getrennt neben einander bestehen. Es ist Definitionsangelegenheit, ob wir die primitive Einverleibung als ambivalent und damit die Ambivalenz der Gefühlsregungen als angeboren bezeichnen wollen oder nicht. Sie ist es, insoferne sie Züge der späteren Liebe und Züge späteren Hasses gleichzeitig enthält; sie ist es nicht, insoferne Liebe und Haß als Gegensätze noch nicht entwickelt sind, man also nicht sagen kann, sie wären gleichzeitig vorhanden. Das Streben, die eigene Befriedigung ohne Rücksicht auf das Objekt durchzusetzen (wobei das Objekt objektiv vernichtet wird), und das Streben, ein Objekt haßvoll zu vernichten, sind nicht dasselbe.

Zurück zur Wahrnehmungslehre. Die Verschiedenheit der Wahrnehmung bei Kleinkindern und Erwachsenen muß zur Folge haben, daß die Welt von beiden verschieden erlebt wird. Die Beobachtung an Geisteskranken, die zu primitiven Wahrnehmungstypen regredierten, bestätigt, daß die archaische Welt vager und undifferenzierter erscheint, die Gegenstände gehen ineinander und ins Ich bezw. in Ich-Bestandteile über, die ersten Vorstellungen sind groß an Umfang, umfassend, unexakt. Sie bestehen nicht aus Elementen, die erst später zusammengesetzt werden, sondern aus Ganzheiten, die erst später als vielfältig erkannt werden. Nicht nur Wahrnehmung und Motilität, d. h. Reizung und Reaktion darauf, können von einander nicht abgetrennt werden, sondern auch die Sensationen der verschiedenen Sinnesgebiete, wobei die Daten der sogenannten „niederen Sinne" und der Kinästhetik überwiegen. Regressionsphänomene aller Art bestätigen dies. Dieses sind auch die Elemente, die, wenn dann das Denken beginnt (worüber wir später reden werden), seinen magischen Charakter ausmachen.

Aber außer der Form der Wahrnehmungen sind auch die Inhalte, die wahrgenommen werden, verschieden. Hermann nannte Wahrnehmungen, „welchen das Kleinkind ausgesetzt ist, welche aber später aus äußeren oder inneren Gründen ausfallen", „Urwahrnehmungen".[26] Ein Teil dieser Urwahrnehmungen ergibt sich aus den biologischen Verhältnissen des Kindes (die Welt erscheint aus der Perspektive der geringeren körperlichen Größe

26) Hermann: Urwahrnehmungen, insbesondere Augenleuchten und Lautwerden des Inneren. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934.

allen Sinnen anders)[27] oder aus der Verschiedenheit des Raumerlebnisses.

Auf zwei „Urwahrnehmungen" macht Hermann ganz besonders aufmerksam, auf das „Augenleuchten" und das „Lautwerden des Inneren". Die Angst vor diesem komme letzten Endes daher, daß das kleine Kind Störungsreize durch den Moroschen Reflex zu beantworten pflege, welche eine schnelle Anspannung der neben dem Kopf liegenden Arme verursache und ein inneres Geräusch laut werden lasse, welches wahrscheinlich von der Anspannung des Trommelfells stamme. Nach analytischen, klinischen Erfahrungen, die nicht bis in solche Tiefen der Säuglingsreflexe zurückreichen, pflegt sich die häufige „Angst vor dem Lautwerden des Inneren" allerdings nur als eine Angst vor den Sensationen der eigenen sexuellen Erregung überhaupt zu erweisen.

Wenn wir das primitive Ich ein „schwaches" Ich nennen, so ist das kein eindeutiger Ausdruck. „Schwach" ist das primitive Ich, indem es sowohl der Außenwelt als auch den eigenen Trieben gegenüber noch machtloser ist als das differenzierte Ich. Aber da die Trennung von Ich und Nicht-Ich noch nicht endgültig durchgeführt ist, fühlt es sich selbst, indem es die Außenwelt oder Teile von ihr noch zu sich rechnet, stark, „allmächtig". Die vielzitierte „Allmacht der Gedanken" ist — nach Ferenczi[28] — nur ein Spezialfall dieser „primitiven Allmacht" und zwar ein relativ später, der erst nach Ausbildung der (motorischen) Denkfähigkeit entsteht. Ferenczi sprach von einer ersten „unbedingten Allmacht", die besteht, solange noch keinerlei Vorstellung von Objekten existiert; sie wird „bedingt" im Erleben von Erregungen, die zu bewältigen man nicht imstande ist und die im unausgebildeten Motilitätsapparat unkoordinierte Abfuhrbewegungen jeder Art hervorrufen; insofern diese Bewegungen bezw. dieses Schreien von der Außenwelt als Signal verstanden wird, die Spannung wieder zu beseitigen, erlebt das Kind derartige Abfuhrreaktionen als Zauberkräfte und erlebt eine „Allmacht der Bewegungen".

Die Trennung von Ich und Objektwelt ist kein plötzlicher, sondern ein langsam vor sich gehender Prozeß. Eine Sehnsucht nach dem ursprünglichen objektlosen Zustand bleibt wohl immer zurück („ozeanisches Gefühl"[29]). Introjektionen vermögen immer wieder Außenweltsanteile zum Verschwinden zu bringen; Projektionen, durch die unliebsame Ich-Teile der Außenwelt zugewiesen werden, beruhen ebenfalls auf dem noch reversiblen Charakter der vorläufigen Scheidung von Ich und Nicht-Ich. Ist das Kind

27) Albrecht Meyer: Das Kleinkind und seine Umwelt. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. X, 1936.

28) Ferenczi: Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. I, 1913.

29) Freud: Die Zukunft einer Illusion. Ges. Schr., Bd. XI.

durch Erfahrung gezwungen, den Glauben an die eigene Allmacht aufzugeben, so erlebt es nunmehr die zu selbständigen Objekten werdenden Erwachsenen seiner Umgebung als allmächtig und sucht durch Introjektionen dieser (oder von Teilen von ihnen) an dieser Allmacht wieder Anteil zu erhalten. Ein großer Teil gewisser „narzißtischer Wohlgefühle" der späteren Zeit ist dadurch charakterisiert, daß sie eine Wiedervereinigung mit einem allmächtigen Wesen der Außenwelt zum Inhalt haben. (Religiöse Ekstase, Patriotismus und dergleichen, Regungen, die immer wieder dadurch gekennzeichnet sind, daß in ihnen das Ich an einem unerreichbar Hohen partizipiert.)

Der Ausgangspunkt dieses ständigen Wechsels von Außen- und Innenwelt ist das Stadium, das Freud „das purifizierte Lust-Ich" genannt hat:[30] das primitivste Hilfsmittel gegen die Unlust, ihre halluzinatorische Beseitigung, muß bald an der Realität scheitern; dann versucht der junge Organismus, was lustvoll ist, zum Ich, was unlustvoll ist, zur Außenwelt zu schlagen. Jenes geschieht durch Introjektion, dieses durch Projektion. Es ist nicht sicher, ob jeder Projektion im psychiatrischen Sinne wirklich die unbewußte Vorstellung einer Ausscheidung einer Körpersubstanz zugrunde liegt; aber jedenfalls gehört sie der Welt, in der Ich und Objektwelt noch nicht endgültig geschieden sind, an. Von dieser „transitivistischen" Welt erhalten sich Spuren noch lange. Ein Beispiel ist das Kind, das beim Versteckenspielen die Augen zumacht und meint, man könne es nun nicht sehen. Hier, sowie in der „animistischen" Weltauffassung liegt eine der primitiven Identifizierung verwandte Art von „umgekehrter Identifizierung" vor, eine (vermeintliche) Angleichung der Außenwelt an das Ich, wie dort eine des Ichs an die Außenwelt.[31] Eine Reihe von Eigenheiten des primitiven Ichs muß von hier aus erörtert und begriffen werden.

Von diesen Einsichten über die primitive „Allmacht" läßt sich, wie vor allem Rado klargemacht hat,[32] ein für die Psychologie des Menschen überhaupt bedeutsames Bedürfnis ableiten. Die Erinnerung an durchlaufene „Allmachts"-Stadien (und auch daran, daß sie immer wieder durch unlustvollen Hungerzustand unterbrochen, durch Sättigung aber wieder hergestellt wurden) bleibt in einer ewigen Sehnsucht, sie wieder zu finden, zurück. Das Bedürfnis, das Gefühl solcher unzerstörbarer narzißtischer Ganzheit wieder zu empfinden, kann man „narzißtisches Bedürfnis" nennen. Als „Selbstgefühl" kann man dann die Wahrnehmung dessen, wie nahe oder wie fern man jenem Zustand sei, bezeichnen. Wir können die Bedeutung des Selbst-

30) Freud: Triebe und Triebschicksale. Ges. Schr., Bd. V.

31) Vgl. Hoffmann: Projektion und Ich-Entwicklung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

32) Erstmalig in: Die psychischen Wirkungen der Rauschgifte. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XII, 1926, näher ausgeführt in mehreren späteren Arbeiten.

gefühls und seiner Regulierungsarten für Charakterbildung und Psychosen-psychologie nicht an dieser Stelle besprechen. Für die primitiven Entwicklungsstadien des Ichs ist nur Folgendes von Wichtigkeit:

Ist die Vermutung richtig, daß das primitivste Stadium völlig objektlos ist (noch kein Ich besitzt), ferner, daß die ersten Objektvorstellungen im Zustand des Unbefriedigtseins auftreten, die erste Sehnsucht nach dem Objekt den Charakter einer Sehnsucht nach dem Schwinden einer störenden Unlust trägt, und die ersten Befriedigungen am Objekt das Objekt selbst wieder aufheben und den narzißtischen Zustand wiederherstellen; ist das richtig, so folgt daraus, daß in solchen Stadien die „Sehnsucht nach Wiederherstellung der Allmacht" und jene Sehnsucht nach Aufhebung der Triebspannung und damit der Objektwelt noch nicht von einander zu unterscheiden sind. Die „narzißtische Bedürftigkeit" und die „erotische Bedürftigkeit" sind noch nicht von einander differenziert. Daraus ergibt sich aber auch die ursprüngliche Regulationsmethode des Selbstgefühls: Gelingt es, ein die Unlust beseitigendes Eingreifen der Außenwelt herbeizuführen, so ist das hohe Selbstgefühl wieder hergestellt. Die erste Befriedigungszufuhr von Seiten der Außenwelt, die Zufuhr der Nahrung, ist gleichzeitig der erste Regulator des Selbstgefühls. Wir führten aus, daß nach Verzicht auf die eigene Allmacht ein Glaube an die Allmacht der Erwachsenen besteht und eine Tendenz, an dieser durch Reintrojektion wieder Anteil zu haben. Jede Liebeszuwendung von Seiten eines Mächtigeren leistet dann also dasselbe wie im Säuglingsstadium die Zufuhr von Milch. Das primitive Mittel zur Befriedigung der narzißtischen Bedürftigkeit ist das Gefühl des Geliebtwerdens. Das kleine Kind fühlt sich im Selbstgefühl herabgesetzt, wenn ein Liebesverlust eintritt, und umgekehrt. Später differenzieren sich narzißtische und erotische Bedürftigkeit. Diese entwickelt sich in den Beziehungen zu realen Objekten, jene mehr in denen zwischen Ich und Über-Ich. Jedes Schuldgefühl setzt das Selbstgefühl herab, jede Idealerfüllung steigert es. Wie bei allen psychischen Entwicklungen bleibt aber das Alte hinter dem Neuen noch nachweisbar: auch ein Teil der Beziehungen zu den realen Objekten bleibt vom Selbstgefühl regiert. Die primitive Selbstgefühlregulierung ist am besten bei Menschen zu studieren, die auf diesem Stadium fixiert geblieben sind. Sie brauchen „narzißtische Zufuhr von außen", um ihr Selbstgefühl erhalten zu können. Es ist selbstverständlich, daß es unter solchen Menschen noch die verschiedenartigsten Untertypen gibt. Vor allem stehen hier die „Triebhaften", die sich das Unentbehrliche, das die böse Außenwelt ihnen vorenthält, mit Gewalt holen wollen, den Masochisten gegenüber, die auch diese Gewaltaneignung abzuwehren suchen und durch ihr Leiden um die unentbehrlichen Zufuhren werben. Diese Bedürftigkeit ist es auch,

die mit der ihr zugeordneten Angst vor dem Liebesverlust die Kinder „erziehbar" macht, d. h. in ihrer Abhängigkeit von Liebeszufuhren von Seiten der Außenwelt bereit, von dieser Außenwelt geforderte sonstige Triebverzichte zu leisten.[33]

Die Tatsache, daß erotische und narzißtische Bedürftigkeit dieser Zeit das Kind in gleicher Weise dazu treiben, sich danach zu sehnen, geliebt zu werden, die Tatsache ferner, daß diese Sehnsucht zu dieser Zeit mehr als Sehnsucht sein muß, nämlich lebenswichtiger Trieb wie der Hunger oder das Atemverlangen, und daß Spuren dieser Art Objektbeziehung irgendwo am Grunde aller späteren, auch der „aktiven", Liebe liegen, erlauben wohl, hier von einer „passiven Objektliebe" der kleinen Kinder zu sprechen. Man muß sich dann darüber klar sein, daß diese „passive Objektliebe" noch eine Reihe von archaischen Zügen enthält, die in der „passiven Objektliebe" etwa einer normalen erwachsenen Frau überwunden sind. Es sind die Züge, die Alice Bálint hervorgehoben hat und die sich durch die verschiedenen Eigenschaften der frühen Ich-Phasen, insbesondere durch den Umstand der ungenügenden Differenzierung zwischen erotischer und narzißtischer Bedürftigkeit, erklären: Man will vom Objekt nur etwas erhalten, das Objekt verliert jedes Interesse und verschmilzt wieder mit dem Ich, wenn dieser Wunsch befriedigt ist.

Sollen wir diese archaische „passive Objektliebe" eine „primäre passive Objektliebe" nennen?[34] Ich meine: nein! Sie ist keine primäre, insoferne nach unseren Ausführungen ihr ein Stadium der Objektlosigkeit vorausgegangen ist, in dem der Säugling zwar objektiv auf ein Empfangen von Seiten eines Objektes angewiesen, diese Tatsache aber subjektiv in ihm noch nicht repräsentiert war, da es keine „Objektbesetzungen" gab, sondern nur Zustände störender Spannung oder befriedigender Entspannung.

Damit diese der primären Objektlosigkeit folgende sekundäre passive Objektliebe — tertiär zu Liebe führe, muß dann ein weiterer Entwicklungsschub folgen, der der von Abraham geschilderten Entwicklung von Einverleibungszielen und Partialobjekten zu genitalen Zielen und Totalobjekten[35] entspricht. Zum Zustandekommen dieses Schrittes sind gewisse Voraussetzungen nötig, die nicht leicht zu überschauen sind. Ich meine mit Ferenczi, daß es vor allem Erfahrungen im realen Leben sind, die die Rücksichtnahme auf das Objekt erzwingen,[36] die aus der Praeliebe — Liebe machen; wir meinen im

33) Vgl. Fenichel: Beitrag zur Psychologie der Eifersucht. Imago, Bd. XXI, 1935.
34) Vgl. Bálint: Zur Kritik der Lehre von den prägenitalen Libidoorganisationen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.
35) Abraham: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido.
36) Ferenczi: Versuch einer Genitaltheorie. Wien, 1924.

Gegensatz zu Jekels und Bergler,[37] daß intrapsychische Konflikte zwischen Ich und dem sich später etablierenden Über-Ich dabei eine geringere Rolle spielen, ja daß, wo solche Konflikte die Objektbeziehungen beherrschen, nicht Liebe, sondern pathologische Zerrbilder der Liebe entstehen. Welcher Mechanismen der „erotische Wirklichkeitssinn" sich bedient, um die einfühlende Rücksichtnahme auf das Objekt zu erzwingen, ist nicht ganz klar. Jedenfalls müssen es Identifizierungsvorgänge einer bestimmten Art sein. Aber unter „Identifizierung" verstehen wir vielerlei, und es muß hier eine solche vorliegen, deren spezifische Art man genauer erfassen müßte; es erhebt sich das Problem der Einfühlung.

Wir sind von der Entwicklung der Wahrnehmung weit abgekommen und müssen nun zurückkehren und auch die Entwicklung der Ich-Funktionen am anderen Pol der Beziehungen zwischen Subjekt und Außenwelt untersuchen. Auch die Beherrschung des „motorischen Apparates" ist eine Aufgabe, die der menschliche Säugling erst allmählich in stetem Zusammenhang mit dem Ausbau des sensiblen und sensorischen Apparates erlernen muß. Das allmähliche Beherrschenlernen der Motorik ist vom psychologischen Standpunkt aus ein allmählicher Ersatz bloßer Abfuhrreaktionen durch Handlungen, also die Einschaltung einer Zeitspanne zwischen Reiz und Reaktion, ein Erlernen einer gewissen Spannungstoleranz, ein „Binden" primitiver Reaktionsimpulse durch „Gegenbesetzungen".[38] Voraussetzung einer Handlung ist außer der Beherrschung der körperlichen Apparatur auch die Ausbildung der Urteilsfunktion, d. h. der Fähigkeit zum Vorwegnehmen der Zukunft in der Vorstellung, eines „Probierens", wie es für die Tätigkeit des Ichs überhaupt charakteristisch ist. Dies ist z. B. beim sogenannten „Angstsignal", das bei einer Gefahr die drohende traumatische Situation zur Probe vorwegnimmt, und bei dem später in Worten erfolgenden „Denken" („Denken ist Probehandeln") zu beobachten. Gehenlernen, Reinlichwerden und Sprechenlernen sind die großen Stationen im Entwicklungsweg der motorischen Körperbeherrschung. Dieser Entwicklungsweg wieder fällt zusammen mit dem, was Freud „Realitätsprinzip" genannt hat, mit dessen Entwicklung gleichzeitig auch die Wahrnehmung ihren primitiven Charakter einbüßt. Man kann sich bei Besprechung der primitiven Ich-Funktionen den Zusammenhang von Sensorik und Motorik nicht eng genug vorstellen. Fähigkeit zur Handlung, zur Beurteilung der Realität und zur Spannungstoleranz („Reizschutz durch Bereitstellung von Gegenbesetzungsquanten") ist dasselbe. Diese Fähigkeiten entwickeln sich offenbar

37) Jekels und Bergler: Übertragung und Liebe. Imago, Bd. XX, 1934.

38) Vgl. Freud: Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. Ges. Schr., Bd. V.

über die Entstehung des Begriffes „Gefahr". Wir müssen daher an dieser Stelle erst einmal über die Angst sprechen.[39]

Die biologische Unfähigkeit zur selbständigen Bewältigung von Triebspannungen ist die Ursache der ersten „Angst". Ursprünglich erlebt das Ich, bezw. der noch nicht in Ich und Es differenzierte, die Funktionen des nachmaligen Ichs miterfüllende psychische Apparat die Angst passiv als etwas, was sich automatisch einstellt, wenn im Es ein Zuviel an Erregung, eine durch relative Insuffizienz der Abfuhrapparate sich einstellende Bedürfnisstauung statthat. Die Angst kann dann als eine Dennoch-Abfuhr dieser gestauten Erregung auf dem Wege des vegetativen Nervensystems aufgefaßt werden, bezw. als die Art, wie das Ich eine solche Dennoch-Abfuhr erlebt. In Analogie zu hysterischen Anfällen annehmend, daß ein spezifisches Syndrom von körperlichen Abfuhrvorgängen mit bestimmten Erlebnisqualitäten (ein Affekt) historisch ableitbar sein müsse aus einer Situation, in der die betreffenden Innervationen zweckmäßig waren, hat Freud vorgeschlagen, den Geburtsakt als dasjenige Erlebnis zu betrachten, bei dem das Syndrom „Angst" vorgebildet wird, das sich bei jeder späteren „geburtsanalogen" hohen Bedürfnisspannung wieder einstellt. Diese ursprünglich vom Ich nur passiv erlebte Angst des „traumatischen Zustandes" ist später noch zu beobachten bei der Angst der traumatischen Neurosen und der Aktualneurosen. Bei der traumatischen Neurose handelt es sich tatsächlich um ein Plus an Erregungszufuhr. Bei den Aktualneurosen entspricht die Stauung einem Minus an Erregungsabfuhr; aus äußeren oder inneren Gründen wird die normale Abfuhr einer Erregung unterbunden, was einen vegetativen Dennoch-Durchbruch herbeiführt, den das Ich passiv erlebt.

Anders verhält es sich bei anderen Angstformen des größeren Kindes und des Erwachsenen. Wir sahen, wie der allmähliche Ausbau eines zur Reizaufnahme differenzierten Apparates, des Ichs, dazu dient, einen Reizschutz herzustellen, indem das Ich mit der Ausbildung der Urteilsfunktion die Fähigkeit entwickelt, die Zukunft in der Vorstellung vorwegzunehmen und danach sein nachfolgendes Handeln einzurichten. Der Ausdruck „Gefahr" besagt: das urteilende Ich, das in der Phantasie die Zukunft vorwegnimmt, erklärt von einer Situation, die noch keine „traumatische" ist, sie könnte zu einer „traumatischen" werden. Ein solches Urteil stellt offenbar im Es analoge Bedingungen her wie der Eintritt der traumatischen Situation selbst, nur in geringerem Ausmaße; auch sie muß das Ich als Angst erleben. Durch die Abgabe des Gefahrurteils erzeugt also das Ich selbst ein Stück Angst oder richtiger, mit der Entwicklung der Urteilsfähigkeit hat das Ich ein Mittel

39) Vgl. hiezu und zum folgenden: Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schr., Bd. XI.

in die Hand bekommen, die Angst zu „zähmen" und für seine Zwecke zu verwenden, indem das Erleben der „vorweggenommenen" kleinen Angst als Signal an die abwehrenden Anteile des Ichs wirkt, die Abwehr in Gang zu setzen. Die zweckmäßige Komponente einer in einer Gefahr auftretenden Angst, die Einleitung von Abwehrmaßnahmen, ist also dem urteilenden Ich zu verdanken. Die unzweckmäßige Komponente, die unter Umständen die Abwehrmaßnahmen, etwa durch Lähmung, vereitelt, ist dem Umstand zu verdanken, daß das Ich die Angst nicht produziert, sondern nur benutzt, und daß ihm kein zweckmäßigeres Mittel zur Verfügung steht.

Eine Komplikation, die bei der neurotischen Angst häufig eintritt, braucht uns in diesem Zusammenhang nicht weiter zu interessieren, nämlich die, daß das Ich, das mit seinem Urteil, es bestehe eine Gefahr, im Es trauma-analoge Zustände und damit eine „kleine Angst" als „Signal" erzeugen wollte, mit dem Zündholz, das es entzündete, gleichsam einem Dynamitlager zu nahe kommt, d. h., daß eine bestehende Libidostauung die Intention des Ichs nach „kleiner Dosis" mißlingen läßt, da das Urteil „Gefahr" genau so wirkt wie der volle Eintritt der traumatischen Situation selbst, und daß sich ein großer Angstanfall etabliert, dem das Ich wehrlos ausgeliefert ist.[40]

Das „animistische Mißverständnis", das der Umwelt die eigenen hemmungslosen Triebe mit Einverleibungszielen zuschreibt, ist dann verantwortlich für die Angst*inhalte* des primitiven Ichs. In diesem Mißverständnis sehen wir das primitive „Talionsprinzip" wirksam, demzufolge Gleiches durch Gleiches ungeschehen gemacht werden kann und soll.

Die ursprünglichste den Trieben gegenüber auftretende Angst ist offenbar die Folge der physiologischen Unfähigkeit des Säuglings, seine Triebe zu befriedigen, also die Angst, die äußere Befriedigungshilfe könnte ausbleiben. Die „Liebesverlustangst" erhält aber noch dadurch besondere Bedeutung, daß auch die primitive Selbstgefühlsregulierung durch Liebeszufuhr von außen geschieht; ein geliebtes Ich fühlt sich daher stark, ein verlassenes ist schwach und allen Gefahren ausgesetzt; eines, das sich noch geliebt fühlt, hat allen Grund, das Verlassenwerden zu fürchten. Die Neigung, für gefährlich gehaltene Triebe dann nach außen zu projizieren, seine eigenen Eigenschaften auch bei anderen Menschen vorauszusetzen, kompliziert die Sachlage. Wenn ein Kind phantasiert, seine Umgebung aufzufressen, und *überhaupt* auf Versagung stößt, — so phantasiert es, es könnte von den Eltern aufgefressen werden. (Bekanntlich ist später auch das Über-Ich zum Ich nicht nur so streng, wie die Eltern zu ihm streng gewesen sind, sondern auch so, wie es ursprünglich gegen die Eltern hatte wüten wollen.) Auf solche Weise ent-

40) Vgl. *Fenichel*: Über Angstabwehr, insbesondere durch Libidinisierung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934.

stehen die phantastischen Körperbeschädigungsängste, deren wichtigster Repräsentant schließlich die genitale Kastrationsangst ist, die später das Hauptmotiv für die triebabwehrende Tätigkeit des Ichs abgibt.

Wie das primitive Ich die Realität erkennen, lieben und fürchten lernt — das sind Funktionen, die sich im Grunde schon vor dem Sprechenlernen entwickeln. Dieses scheint aber erst das „Realitätsprinzip" im engeren Sinne mit sich zu bringen und den Ausbau eines eigentlichen „Ichs" zu vollenden. Die Worte ermöglichen ja nicht nur die Verständigung mit den Objekten, sondern auch eine Präzisierung des die Zukunft vorwegnehmenden „Probehandelns" zum eigentlichen „Denken", zur endgültigen Konsolidierung eines Bewußtseins (eine Vorstellung bewußt machen, heißt sie mit Wortvorstellungen verbinden).[41] Freilich gibt es auch schon ein Bewußtsein ohne Worte, wie es in Regressionszuständen im „vorbewußten phantasierenden Denken"[42] zu beobachten ist. Aber dies ist nur die undifferenzierte „Urform" des Denkens, an der noch alle Eigenschaften des primitiven Ichs (weiter Umfang der Begriffe, Begriffsbildung durch Reaktionsidentität etc.) zu beobachten sind. Schilder hat nachgewiesen, daß jeder einzelne Gedanke, bevor er sich in Worte formuliert, noch durch eine derartige wortlose „Urform" hindurchgeht.[43] Daß die Verknüpfung mit einer Wortvorstellung, die Benennung, auf solche Weise das Denken erleichtert und damit dem Ich eine bessere Waffe gegen Erregungen jeder Art in die Hand gibt, erklärt den alten magischen Glauben, daß man das beherrschen kann, wessen Namen man kennt (Rumpelstilzchen). Kein Zweifel, daß auf solche Weise das Bestreben, seine Triebregungen zu meistern, viel zur Intellektentwicklung beiträgt. Es gibt eine „Flucht" von den Phantasien zur nüchternen Realität, die der Absicht der Angstwiderlegung dient. Ein pathologisches Zerrbild hiervon ist die Flucht der Zwangscharaktere von dem gefühlserfüllten Erleben zur Schattenwelt der Worte und Begriffe, eine Flucht, die allerdings zu mißlingen pflegt, indem nach Eindringen des Abgewehrten in die Abwehr Begriffe und Worte wieder so behandelt werden wie einst die Triebe. Daß auch der Intelligenzschub in der Pubertät dem Bestreben der Meisterung der Trieberregungen dient, hat unlängst Anna Freud dargelegt.[44]

Die Allmacht der Gedanken geht über in eine Allmacht der Worte. Die allmähliche Sinnfindung der Laute (über die psychoanalytisch noch wenig gearbeitet ist)[45] ist offenbar der letzte entscheidende Schritt der Ichwerdung.

41) Freud: Das Unbewußte. Ges. Schr., Bd. V.
42) Varendonck: Über das vorbewußte phantasierende Denken. Wien, 1922.
43) Schilder: Über Gedankenentwicklung. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 59, 1921.
44) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936.
45) Vgl. Chadwick: Die Unterscheidung zwischen Ton und Sprache in der frühen Kindheit. Ztschr. f. psa. Päd., Bd. II, 1928.

Wie auch er vom Integrierten zum Differenzierten, von der Ganzheit zum Teil, vom weiteren Umfang zum engeren Umfang hin erfolgt, darüber wird die von Psychoanalytikern noch nicht sehr viel beachtete Aphasie-Lehre wohl Entscheidendes sagen.

Das Denken überhaupt ist eine weitere Ausgestaltung und Differenzierung der Urteilsfunktion: Die Reaktion folgt nicht dem Reiz, sondern sie wird hinausgeschoben, bis sie schließlich den Charakter einer zielgerichteten Handlung annimmt. Das Hinausschieben geschieht mittels des bekannten „Probehandelns" mittels kleiner Innervationen im Sinne der geplanten Handlungen, durch die das Geplante und die zu erwartenden Folgen „verkostet" werden; es ist klar, wie sehr solche Vorwegnahme durch die Entwicklung der Wortvorstellungen erleichtert werden muß. Das Denken etabliert das Realitätsprinzip. Dem scheint die Tatsache zu widersprechen, daß das erste Denken offenbar n i c h t realitätsgerecht, sondern magisch erfolgt, d. h. beeinflußt durch den Glauben an eigene und fremde Allmacht, durch die Gleichsetzung von Gegenstand und Vorstellung von ihm, durch eine nicht genügende Trennung von Ich und Nicht-Ich, insbesondere durch das projektive Mißverständnis, durch eine nicht genügend scharfe Konturierung der Vorstellungen und Begriffe, so daß Teil und Ganzes gleich, Ähnliches identisch erscheint, und durch die Symbolik. Solche Unangepaßtheit des Denkens an die äußere Realität hindert aber doch nicht daran, daß auch derartige Realitätsbeurteilung ihrem Wesen nach eine Zukunftsvorwegnahme ist, die die unmittelbare Reaktion hinauszögert.

Das „vorbewußte phantasierende Denken" scheint uns so zunächst V o r b e r e i t u n g für die Realität. Seine Entwicklung erfolgt aber zweifellos auch im Dienst einer anderen Funktion; es wird — unter Benutzung von Resten der ursprünglichen Phase der „halluzinatorischen Wunscherfüllung" — E r s a t z für die Realität, wo diese zu unbefriedigend ist. Während das die Realität vorbereitende Denken später viel mehr in Worten erfolgt und „logischen" Charakter annimmt (wenn auch in ihm die magischen Spuren allenthalben sichtbar bleiben), hält sich das die Realität ersetzende Denken viel mehr auf anschaulich-wortlosem und magischem Niveau (Tagträume). Die Unterschiede zwischen der die Realität vorbereitenden und der sie ersetzenden Phantasie einmal herauszuarbeiten, wäre eine verlockende Aufgabe. Die Unterschiede werden sich wohl davon ableiten lassen, ob die Innervationen, mit denen das Denken vor sich geht, die Spannungen schon an und für sich in größerem Ausmaß abzuführen vermögen, oder sie nur erhöhen, indem sie die Sehnsucht nach Abfuhr an wirklichen Objekten steigern.

Man kann so die ganze Entwicklung des primitiven Ichs am besten unter dem Gesichtswinkel der Entwicklung vom Lustprinzip zum Realitätsprinzip

beschreiben, die unter ständiger Einflußnahme der Außenwelt (die sich im Ich einen Vertreter schafft) auf den ursprünglichen dem Nirwana-Prinzip folgenden Organismus vor sich geht. Allerdings wird die Außenwelt als Reizquelle ja nicht nur als störend empfunden, sondern es gibt auch die dem Nirwana-Prinzip scheinbar widersprechende Erscheinung des „Reizhungers". Die Realität stört nicht nur, sondern enthält in ihren Objekten auch die Möglichkeit zur Befriedigung. Wir sagten, daß nach unserer Meinung die im Reizhunger zutage tretende Bejahung der Außenwelt nicht von Anfang an ein Gegensatz des die Außenwelt als Erregungquelle vernichten wollenden Nirwana-Prinzips sei, sondern genetisch-dialektisch aus dem Nirwana-Prinzip abgeleitet werden muß. Wenn der schlafende Säugling durch somatisch bedingten Hunger geweckt wird, so folgt er zunächst seinem Nirwana-Prinzip, wenn er den Hunger stillen und weiterschlafen will. Wenn er später einen Eingriff der Außenwelt als hierfür erforderlich erkennt, so strebt er diesen Eingriff an und verlangt zur Außenwelt hin. Der erste Reizhunger erscheint nicht im Widerspruch zum Nirwana-Prinzip, sondern in seinen Diensten. Erst später bilden sich die Widersprüche heraus. Das primitive Interesse für die Außenwelt aber ist jedenfalls ganz und gar von dem Umstand bestimmt, daß die Außenwelt Befriedigungsquelle ist. Dieses Interesse wird zuerst vom Hunger, später von den anderen erogenen Zonen bestimmt. Das Triebinteresse an der Außenwelt bestimmt, was in der Außenwelt zunächst interessiert, wobei man immer das „animistische Mißverständnis" und das symbolische Denken mitberücksichtigen muß, das das Kind sich nicht nur für reale, sondern auch für symbolische Befriedigungsmöglichkeiten interessieren läßt.

Die Kenntnis der primitiven Typen der Wirklichkeitsauffassung ist die Voraussetzung für das Verständnis des kindlichen und des erwachsenen psychopathischen Verhaltens. Umgekehrt kann man jene Typen, die „praegenitale" Welt mit ihren Introjektionen und Projektionen, den primitiven Ängsten und Abwehrmaßnahmen gegen diese, nur aus diesem Verhalten erschließen. Die Gegenstände der Außenwelt strahlen, wie Glover ausgeführt hat, von den Trieben aus.[46]

Wir haben bisher vom Realitätsprinzip gesprochen als von einem Hinausschieben der endgültigen Reaktion, als von einem Aufsparen der Abfuhren bis auf bestimmte Realitätsgelegenheiten. Das heißt aber auch, unzweckmäßige Abfuhren vorübergehend oder dauernd zu unterlassen. Gleichzeitig mit der zunehmenden Beherrschung der Motilität, d. h. mit einem Abfuhr-,

46) Vgl. Glover: The Relation of Perversion-Formation to the Development of the Reality-Sense. Int. Journal of PsA., Bd. XIV, 1933.

entwickelt sich auch ein Nicht-Abfuhr-, ein Abwehr-Apparat. Gemeint ist hier ein Apparat, der dem Ich unpassend oder gefährlich erscheinende innere Triebimpulse abwehrt. Aber von diesem Apparat wird nur gegen Triebimpulse etwas in Funktion gesetzt, was schon vorher gegen unliebsame Außenweltserlebnisse gearbeitet hatte. Der dem Lustprinzip unterworfene Organismus suchte ja von allem Anfang an, der ihm von der Außenwelt aufgenötigten Unlust zu entgehen. Die ursprünglichste Abwehrreaktion, bei der das Ich aktiv-kritisch noch am wenigsten zu leisten hatte, war die reaktive Einstellung der Ich-Funktionen überhaupt. Die nächste ist die partielle und elektive Einstellung von Ich-Funktionen, z. B. die negative Halluzination, das Nichtbemerken unliebsamer Außenweltsumstände. Sie ist das Kernstück dessen, was wir später noch als Leugnung beobachten; von einem gewissen Entwicklungsgrad des Realitätsprinzips, d. h. der Rücksichtnahme auf die Wirklichkeit angefangen, kann sie sich dann durch die phobische Vermeidung ersetzen. Archaisch sind bekanntlich auch andere Abwehrmechanismen, wie die Projektion, eine direkte Weiterentwicklung des „Ausspuckens“ schlecht schmeckender Gegenstände, und die Introjektion, die Intention, unliebsame Gegenstände durch Verschlingen zu vernichten.

Anna Freud hat in ihrem Buch auseinandergesetzt, wie diese und andere Abwehrmechanismen sich verändern, wenn sie vom Ich dann nicht nur gegen die Außenwelt, sondern auch im Kampfe gegen gefährlich erscheinende Triebe verwendet werden.[47] Wir möchten hinzufügen, daß nach Ausarbeitung des Triebabwehrapparates im Ich Abwehrhaltungen, die gegen die Außenwelt, und solche, die gegen die Triebe gerichtet sind, sich keineswegs scharf voneinander trennen lassen. Die relativ erst später entstehende Verdrängung ist von den verschiedenen Arten der Leugnung nicht scharf getrennt: äußere Eindrücke werden vergessen oder unbemerkt gelassen, weil sie eine Versuchungssituation für den verpönten Trieb sind, und der eigene Trieb wird abgewehrt, weil man ein strafendes Eingreifen der Außenwelt fürchtet.

Die späteren Abwehrhaltungen, die teils dadurch charakterisiert sind, daß ein Gegenbesetzungsaufwand im Ich zur chronischen Sicherung der einmal ausgeführten Abwehrleistung etabliert wird (Reaktionsbildung, aktive Hemmung durch Ich-Einschränkung u. dgl.), oder dadurch, daß das Ich es lernt, in einen Prozeß, ohne seinen Ablauf zu hindern, ändernd einzugreifen (Wendung des Triebes in sein Gegenteil oder gegen das Ich — Alloplastik gegenüber der Außenwelt), gehören nicht mehr den „frühen“ Entwicklungsstadien des Ichs an.

47) Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936.

Wir wiederholen die Anlässe, die ein Ich, das an der lustvollen Befriedigung seiner Triebe interessiert wäre, dazu bewegen können, sich paradoxer Weise gegen diese Triebe zu wenden: 1. Der biologische Umstand, daß der Säugling seinen Motilitätsapparat nicht beherrscht und der Hilfe der Außenwelt bedarf, um sich zu befriedigen, hat zur Folge, daß das Kind, da die Außenwelt nicht immer sofort automatisch einspringen kann, in „traumatische Situationen" gerät. Diese Erfahrung setzt die erste Erkenntnis: Triebe können Gefahr sein. 2. Bedrohung und Triebverbote durch die Außenwelt setzen eine Angst vor den Folgen der Triebhandlungen oder auch nur des Bemerkens der Triebspannung, die sich zu prophylaktischer Abwehr „traumatischer Situationen" verdichtet. Solches Eingreifen der Außenwelt ist wieder von zweierlei Art: a) objektiv: das Feuer brennt das Kind, das, seinem Trieb folgend, hineingreift. b) Erziehungsmaßnahmen: gewollt oder ungewollt geben Erwachsene dem Kinde zu verstehen, daß sie seinen Trieb mißbilligen, und legen ihm Versagungen auf. Sie vermögen dies nicht nur infolge ihrer physischen Gewalt, sondern auch infolge der Natur des kindlichen Selbstgefühls, das auf Liebeszufuhren angewiesen ist. 3. Diese triebfeindliche Außenwelt wird „projektiv mißverstanden", wodurch sich, wie wir ausgeführt haben, Intensität und Inhalt der die Triebabwehr veranlassenden Ängste erklärt.

Als vierter Umstand kommt später die Abhängigkeit des Ichs vom Über-Ich hinzu, das einen intrapsychischen Vertreter der objektiven, erziehenden und projektiv mißverstandenen Außenwelt darstellt.

Diese Motive bewegen also das urteilende Ich dazu, bei gewissen Trieberregungen Einspruch zu erheben und sie abzuwehren. So entstehen Konflikte, und das Mißlingen der abwehrenden Tätigkeit des Ichs führt zu Neurosen. Die meisten Neurosen kleiner Kinder scheinen, soweit die Literatur darüber berichtet, auf einem solchen Konflikt zwischen Trieb einerseits und Angst vor der Reaktion der (mißverstandenen) triebfeindlichen Außenwelt andrerseits zu beruhen. Daß diese Außenwelt noch nicht verinnerlicht ist, scheint diese Neurosen therapeutisch leichter beeinflußbar zu machen. Das Kind fürchtet nämlich die bösen Folgen seiner Triebbefriedigung auch im Falle schwersten projektiven Mißverständnisses, wenn es trotz engelsguter Eltern erwartet, aufgefressen und zerstückelt zu werden, von außen. Die Bekämpfung solcher Neurosen vor der vollen Verinnerlichung des Konfliktes erscheint deshalb prophylaktisch sehr bedeutsam.

Wie weit nun die „Entwicklung des Wirklichkeitssinnes" normal gelingt, wie weit aus diesem Vagen Bestimmtes, aus Magischem Logisches, aus Angstbesetztem Objekt der eigenen Alloplastik wird und wie weit die alten Formen

noch wirksam bleiben, — das hängt ebenso von Konstitution und schicksalhaftem Erleben ab, wie die analogen Phänomene im Bereich der bekannteren Libidoentwicklung. Die Ursachen für das Erhaltenbleiben von Ich=Fixierungen, die bei späteren Störungen Ich=Regressionen ermöglichen, studiert die Psychoanalyse des Ichs ebenso, wie die des Es die Libidofixierungen. Es ist klar, daß die Entwicklungen von Ich und Es dabei nicht gesondert neben einander herlaufen, sondern einander mannigfach beeinflussen. Schon vor Jahren schrieb Freud: „Wir wissen, daß die entwicklungsgeschichtliche Disposition für eine Neurose nur dann vollständig ist, wenn sie die Phase der Ich=Entwicklung, in welcher die Fixierung eintritt, ebenso berücksichtigt, wie die der Libidoentwicklung."[48] Aber erst in letzter Zeit scheint die Forschung so weit zu sein, daß die Begriffe „Ich=Fixierung" und „Ich=Regression" bestimmtere Formen annehmen. Sie können — wobei Konstitution und Erleben wiederum eine Ergänzungsreihe bilden — das ganze Ich umfassen, dann haben wir „infantilistische Typen" vor uns, an denen wir mehr oder weniger die geschilderten Eigenschaften des archaischen Ichs studieren können; oder sie können partiell sein, und das kann wieder verschiedenerlei bedeuten:

Es können einzelne Ich=Funktionen bestimmte Züge aus den primitiven Phasen länger behalten oder wieder annehmen; in diesem Sinn können wir die „eidetischen" Typen als Wahrnehmungsfixierungen bezeichnen. Oder die Art des Denkens hat mehr magischen Charakter beibehalten als beim Normalen; das ist z. B. bei jeder Zwangsneurose der Fall, wo eine sehr früh ausgebildete starke Intellektsentwicklung zum Allmachts= und Talionsglauben der unbewußten Ich=Anteile sehr kontrastiert. (Die Abwehrtätigkeit der Zwangsneurose ist eine weit aktivere Leistung des Ichs als die der Hysterie. Sie beruht, wie Freud gesagt hat, auf einem „Voraneilen" der Ich=Entwicklung vor der Libidoentwicklung; aber die frühzeitige Inanspruchnahme des Ichs zu Zeiten, da es noch manche seiner archaischen Eigenschaften hat, gibt offenbar trotz der Frühblüte des Intellekts Anlaß zur Fixierung an eben diese Stufe.) Oder es weist die Art, mit Objekten umzugehen, primitive Züge auf; es liegen Fixierungen an die Vorstufen der Liebe, an die Einverleibungsziele, an die Selbstgefühlsregulierung der kleinen Kinder vor. Besonders solche Typen pflegt man häufig als „orale" zu bezeichnen, insoferne mit Recht, als ihr Ich eine Eigenschaft beibehalten hat, die es zur Zeit der oralen Organisationsstufe der Libido gehabt hatte. Man muß aber beachten, daß eine Diskrepanz zwischen Ich= und Triebentwicklung vorliegen kann, dergestalt, daß zwar der „orale" Typ der Selbstgefühlsregulierung beibehalten

48) Freud: Die Disposition zur Zwangsneurose. Ges. Schr., Bd. V.

wurde, aber ohne daß deshalb libidinös die Mundzone in gleicher Weise herrschend geblieben wäre. Oder endlich, und darauf ist man trotz der grundlegenden Wichtigkeit erst in den letzten Jahren aufmerksam geworden, die Ich-Fixierung beschränkt sich auf bestimmte Abwehrarten, die das Ich stets anzuwenden pflegt, wenn es überhaupt gegen einen Trieb Einspruch erhebt. Man kann solche habituelle Abwehren einteilen in spezielle, die bestimmten Situationen oder bestimmten Objekten gegenüber eingenommen werden, und in allgemeine, erstarrte, die automatisch ohne Rücksicht auf Situation oder Objekt eingenommen werden, dem Charakter des Betreffenden angehören und wie tote Rudimente eines einmal lebendigen Triebkonfliktes anzusehen sind; ihre Behandlung in der analytischen Kur gehört nicht hierher. Ihre spezielle Qualität, d. h. die Ich-Fixierung, hängt offenbar von einer Reihe von Umständen ab; zum Teil von der Natur der Triebe, denen die Abwehr vorwiegend gilt, zum Teil vom Alter, in dem das Kind dem zugrunde liegenden Triebkonflikt ausgesetzt war, zum größten Teil jedoch erklärt sie sich historisch — d. h. der Analyse gelingt es, die spezielle Abwehrart entweder als in einer vergangenen Situation am zweckmäßigsten oder als in einer vergangenen Situation durch die Außenwelt aufgedrängt (Identifizierung) nachzuweisen.[49]

Bei der Entstehung der Ich-Fixierungen spielt nun noch ein Moment eine ausschlaggebende Rolle, das im wesentlichen nicht mehr den „frühen" Entwicklungsstadien des Ichs, über die allein wir sprechen wollen, angehört, das sich aber doch in diesen Zeiten schon vorbereitet, nämlich das Über-Ich.

Wir haben davon gesprochen, daß gegen gefürchtete Außenweltsmächte der Mechanismus der Introjektion ins Werk gesetzt werden kann. Wir überzeugen uns in der Analyse hauptsächlich bei Manisch-Depressiven und anderen Fällen, in deren Genese die Konflikte um den Oralsadismus die Hauptrolle spielen, daß diese Abwehr häufig in dem Sinne mißlingt, daß das Kind später die Introjekte noch ebenso fürchtet wie vorher die Objekte. Solche Angst verdichtet sich mit der „projektiven Verkennung" der Außenwelt. Es scheint uns aber, daß die Auffassung der dem späteren Denken so fernen prägenitalen Welt erschwert wird, wenn man von einem besonders strengen „frühinfantilen Über-Ich"[50] spricht, welches ein Terminus ist, der erst späteren Entwicklungsstadien angehört.

---

49) Diskussion dieser Probleme bei Anna Freud: Das Ich und die Abwehrmechanismen. Wien, 1936.

50) Melanie Klein.

Die Konflikte zwischen Trieb und triebversagender Außenwelt neigen ganz allgemein dazu, sich zu verinnerlichen. Das ist auch unschwer zu verstehen: Wenn ein Kind, das bei einer gewissen Triebbetätigung einen Liebesverlust von Seiten der Mutter befürchtet und nun ständig den Trieb abwehrt, um die Mutter nicht zu erzürnen, schließlich dazu übergeht, in seinem Inneren einen ständigen Wächter aufzustellen, der die Triebbetätigung auf jeden Fall, auch bei Abwesenheit der Mutter, unterbindet, so geschieht ja im Grunde nichts anderes, als daß sich ein Teil seines Ichs gemäß seiner Funktion, Vertreter der Außenwelt zu sein, an die Realität angepaßt hat. Diese Anpassung kann, nach allem, was wir über die primitiven Objektbeziehungen erfahren haben, nicht anders vor sich gehen als durch eine Identifizierung. So entstehen die Vorstufen des Über-Ichs, die „Sphinktermoral" Ferenczis.[51] Sind diese Vorstufen besonders stark oder besonders schwach? Jenes insofern, als sie mit den gräßlichsten Strafinhalten drohen. Dieses, weil sie leicht umgangen, betrogen werden können, wenn niemand zusieht oder wenn eine andere Respektsperson in der Außenwelt das Verbotene erlaubt. Die Introjektion wird also leicht wieder durch Projektion aufgehoben, die Funktionen der Über-Ich-Vorstufen werden wieder Außenweltspersonen zugeschoben. Der Akzent der Persönlichkeit schwankt zwischen Trieb und Triebverbot hin und her; das Ganze hat noch keinen einheitlich organisierten Charakter. Jedenfalls handelt es sich auch hier schon darum, daß unter dem Einfluß der Außenwelt ein Teil der Triebenergie zur Unterdrückung restlicher Triebenergie verwendet wird, und daß diese Richtungsänderung in der Wirkung der Triebenergie durch Identifizierung hergestellt wird. Der Untergang des Ödipuskomplexes errichtet dann erst die markante „Stufe im Ich", die für die spätere Ichgestaltung so ausschlaggebend wird. Diese spätere Ausgestaltung gehört, ebenso wie die Mittel, die das Ich dann im Kampf gegen das Über-Ich anwendet, nicht mehr zu unserem Thema.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, noch eine Bibliographie anzuschließen, die alle die Arbeiten, die meiner Zusammenfassung unseres Wissens über die frühen Entwicklungsstadien des Ichs zugrunde lagen, einzeln besprechen würde. Die Grundlage der Ichforschung legte Ferenczi in seiner Arbeit über die Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes[52] und es sind stets seine Forschungen auch weiterhin für die Erkenntnis des Ichs die ausschlaggebenden geblieben.

51) Ferenczi: Zur Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XI, 1925.

52) Ferenczi: Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. I, 1913. — Vgl. auch Versuch einer Genitaltheorie. — Zur Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XI, 1925, Das Problem der Unlustbejahung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XII, 1926, Relaxationsprinzip und Neokatharsis. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVI, 1930, Gedanken über das Trauma. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934.

Sehr eingehend befassen sich mit unserem Gegenstand vor allem Melanie Klein[53] und nach ihr Ernest Jones,[54] Joan Riviere,[55] Susan Isaacs[56] und andere englische Autoren. Die positiven Befunde, die die englische Schule uns gebracht hat, habe ich in meine pragmatische Darstellung der frühen Ich-Phasen ebenso einbezogen wie die Beiträge anderer Autoren. Leider bestehen gegen manche Ansichten dieser Arbeiten und gegen die theoretische Auffassung, denen sie ihre praktischen Forschungsresultate unterwerfen, einige schwere Bedenken, zum Teil sind sie auch in einer von der unseren völlig abweichenden Nomenklatur geschrieben. Einige solcher kritischer Einwendungen kamen zu Wort, andere müssen an anderer Stelle vorgebracht werden. Eine ausführliche Gegenüberstellung der Ansichten der englischen Schule und kritischer Einwände, die von anderer psychoanalytischer Seite gegen sie erhoben werden, bietet die unlängst erschienene Diskussion über die Frage der psychischen Konflikte im frühen Lebensalter zwischen Riviere und Wälder.[57] Aus der Fülle der vorliegenden und in meinem Vortrag berücksichtigten Arbeiten möchte ich einige wenige noch ausdrücklich nennen: Federns ausführliche Forschungen über die empirische Natur dessen, was wir „Ichgefühl" nennen, seine zusammengesetzte Natur und die mannigfache Wandelbarkeit der „Grenzen" dieses empirischen Ichs;[58] Sabine Spielreins Nachweis von der kinästhetischen Natur vieler Empfindungen, die wir gewohnt sind, für visuell zu halten;[59] Ballys Darlegungen über die Beziehungen der Befunde der Eidetik zur Psychoanalyse;[60] Anna Freuds für die Abwehrforschung grundlegendes Buch;[61] E. P. Hoffmanns Untersuchungen über die Eigenschaften des primitiven Ichs und die primäre Identifizierung;[62] M. Bálints Ansichten über die „primäre passive

53) Zusammenfassung ihrer Anschauungen in: Die Psychoanalyse des Kindes. — Seither erschien: A Contribution to the Psychogenesis of Manic-Depressive States. Int. Journal of PsA., Bd. XVI, 1935.

54) Die erste Entwicklung der weiblichen Sexualität. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIV, 1928, Angst, Schuldgefühl und Haß. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVI, 1930, Die phallische Phase. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIX, 1933.

55) Weiblichkeit als Maske. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929, Eifersucht als Abwehrmechanismus. Int. Ztschr. f. Psa., XXII, 1936.

56) Entbehrung und Schuldgefühl. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929, Bad Habits. Int. Journal of PsA., Bd. XVI, 1935.

57) Riviere: Zur Genese des psychischen Konfliktes im frühen Lebensalter. R. Wälder: Zur Frage der Genese der psychischen Konflikte im frühen Kindesalter. Beides in Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

58) Der Narzißmus im Ich-Gefüge. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927, Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929, Das Ichgefühl im Traume. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVIII, 1932, Die Ichbesetzung bei den Fehlleistungen. Imago, Bd. XIX, 1933, Zur Unterscheidung des gesunden und krankhaften Narzißmus. Imago, Bd. XXII, 1936.

59) Kinderzeichnungen bei offenen und geschlossenen Augen. Imago, Bd. XVII, 1931.

60) Die Wahrnehmungslehre Jaenschs und ihre Beziehung zu den psychoanalytischen Problemen. Imago, Bd. XVII, 1931.

61) Das Ich und die Abwehrmechanismen.

62) Projektion und Ichentwicklung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

Objektliebe"[63] und zuletzt Isakowers schöne Arbeit über Phänomene in Zuständen der Ich-Regression.[64] Viele Autoren blieben bei dieser kurzen Aufzählung ungenannt.

63) Zur Kritik der Lehre von den prägenitalen Libidoorganisationen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

64) Beitrag zur Pathopsychologie der Einschlafphänomene. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

Frühe Entwicklungsstadien des Ichs Primäre Objektliebe[1]

Von

Michael Bálint

Budapest

Die wichtigste Arbeitsweise unserer Wissenschaft ist die genetische; wir erklären eine jetzt beobachtete seelische Erscheinung, indem wir sie auf eine früher dagewesene zurückführen und zeigen, inwiefern und durch welche äußere und innere Einflüsse der frühere Vorgang umgewandelt wurde. Diese rückläufige Arbeitsrichtung muß aber irgendwo stehen bleiben, und zwar dort, wo das früher Dagewesene, das Ursprüngliche nicht mehr gut beobachtet, nur mehr aus dem noch Beobachtbaren gefolgert werden kann. In den Kinderjahren der Psychoanalyse ist die wissenschaftliche Forschung theoretisch bis in die Blütezeit der Ödipussituation, also etwa bis zum dritten bis fünften Lebensjahr, vorgedrungen. Die so gewonnenen Einsichten haben das Beobachtungsvermögen geschärft, und die mit besseren Augen ausgerüsteten Beobachter haben diese theoretischen Annahmen glänzend verifiziert.

Auch seither hat der Eifer der Forscher nicht geruht, und immer wieder wurde versucht, auf noch frühere seelische Zustände zu schließen. Die Situation ist aber grundsätzlich verschieden. Damals wurde nur eine Theorie, richtiger zwei einander ergänzende Theorien — die des klassischen Ödipuskomplexes und die der polymorph-perversen Natur der kindlichen Sexualität — aufgestellt, heute stehen einige Theorien neben-, sogar gegeneinander. Leichte Unterschiede im angenommenen theoretischen Bild wären schon verständlich, wir lesen und hören aber Ausführungen, welche sehr stark von einander abweichen, oft sogar einander diametral entgegengesetzt sind, einander ausschließen. Merkwürdigerweise scheinen diese Gegensätze eine Funktion der geographischen Entfernung zu sein, so daß man — trotz bestehender Divergenzen — doch von lokalen Ansichten sprechen kann. Wahrscheinlich wird sich jeder unter uns dagegen wehren, seine Arbeiten in eine lokale Ansicht untertauchen zu lassen, und wird sich dabei auf starke Kontroversen innerhalb seiner eigenen Gruppe berufen; nichtsdestoweniger erscheinen die Ergebnisse seiner Arbeit einem Fernerstehenden als einzelne Töne eines lokalen Zusammenklanges. Solche „lokale", nicht identische, wohl aber zusammenklingende Ansichten haben sich in den letzten Jahren in London, in Wien und in Budapest ausgebildet.

1) Referat am 1. Symposion der zweiten Vierländertagung in Budapest (15.—17. Mai 1937).

Das Wort „Ansichten" habe ich mit Absicht benützt. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß hier letzten Endes um theoretische Konstruktionen diskutiert wird. Denn darin sind wir wohl einig, daß in der Wirklichkeit der früheste Zustand der menschlichen Seele in London sich nicht wesentlich von dem in Wien oder in Budapest unterscheiden wird, und auch darin, daß wir alle ungefähr gleich gut oder gleich schlecht analysieren können. In den erzielten therapeutischen Resultaten kann man wenigstens keine großen Unterschiede erkennen. Nur nehmen die Forscher aus verschiedenen Gruppen verschiedene Standpunkte ein und benützen eine etwas verschiedene Terminologie; daraus resultieren eben diese so unangenehm divergierenden Ansichten.

In diesem Referat möchte ich versuchen, die Differenzen im theoretischen Bilde auf die verschiedenen Standpunkte, auf die verschiedenen Erwartungsvorstellungen und auf Differenzen in der Terminologie zurückzuführen. Damit will ich aber nicht sagen, daß jeder Standpunkt, jede Terminologie gleich vorteilhaft wäre. Im Gegenteil, ich will eben zeigen, daß manche Standpunkte mit bestimmten Fehlern behaftet sind.

Ich habe vorhin behauptet, daß das Material, woraus wir alle unsere — einander so unähnlichen — Schlüsse gezogen haben, dasselbe ist. Als Ausgangspunkt muß ich also eine Beschreibung der infantilen Seele nehmen, an der niemand etwas aussetzen wird. Dazu brauchen wir einen scharfen Beobachter, der zugleich ein prägnanter Berichterstatter sein muß. Ich zitiere ihn wörtlich:[2] „Die kindliche Liebe ist maßlos, verlangt Ausschließlichkeit, gibt sich nicht mit Anteilen zufrieden. Ein zweiter Charakter ist aber, daß diese Liebe auch eigentlich ziellos, einer vollen Befriedigung unfähig ist und wesentlich darum ist sie dazu verurteilt, in Enttäuschung auszugehen und einer feindlichen Einstellung Platz zu machen" (S. 127), so dem Vorwurf: „. . . . die Mutter hat dem Kind zu wenig Milch gegeben, es nicht lange genug genährt. Dies mag in unseren kulturellen Verhältnissen recht oft zutreffen, aber gewiß nicht so oft, wie es in der Analyse behauptet wird. Es scheint vielmehr, als sei diese Anklage ein Ausdruck der allgemeinen Unzufriedenheit der Kinder . . . als wären unsere Kinder für immer ungesättigt geblieben, als hätten sie nie lange genug an der Mutterbrust gesogen". „So groß ist die Gier der kindlichen Libido". (S. 130.) „In den ersten Phasen des Liebeslebens ist offenbar die Ambivalenz das Regelrechte". (S. 131.) Weiter heißt es, daß „jenen ersten Libidoregungen eine Intensität eigen ist, die allen späteren überlegen bleibt, eigentlich inkommensurabel genannt werden darf" (S. 140). Nun glaube ich, mit dieser Beschreibung von Freud werden wir alle — Londoner, Wiener wie Budapester — zufrieden sein;

2) Freud: Über die weibliche Sexualität (1931). Ges. Schr., Bd. XII.

sie gibt die Tatsachen, und nur diese, klar und korrekt wieder und enthält sich jeder theoretischen Auswertung oder Erklärung.

Die Londoner würden in dieser Beschreibung nur Bestätigungen ihrer Ansichten sehen. Die beschriebenen Charakteristika des infantilen Seelenlebens, wie Maßlosigkeit, feindliche Einstellung, allgemeine Unzufriedenheit, unersättliche Gier, offenbare Ambivalenz usw. sind die von London immer wieder hervorgehobenen Erscheinungen. Beginnt doch Joan Riviere ihren repräsentativen Wiener Vortrag mit dem Satze: „Ich will in dieser Arbeit eine kurze allgemeine Darstellung der frühesten psychischen Entwicklungsprozesse des Kindes versuchen, d. h. in erster Linie der Probleme der oralsadistischen Regungen und der dazu gehörigen Ängste".[3] Nach der Londoner Ansicht ist „das Seelenleben des kleinen Kindes in seinen ersten Lebenswochen von narzißtischem Charakter" (l. c. S. 489). Sie nehmen weiter an, „daß orale und kannibalistische Triebregungen primär in der Säugeperiode entwickelt werden" (l. c. S. 488). Diese Entwicklung hat zwei Quellen. Sadistische Triebregungen entstehen primär, also auch ohne jede reale Auslösung, als Manifestation des nach außen gewendeten Todestriebes. Sie benützen als Werkzeug in erster Reihe die orale Zone, aber nicht ausschließlich; die Muskulatur, die Augen, die Atmung, die Ausscheidungsfunktion usw. werden auch in ihre Dienste gestellt. Die andere — auch unvermeidliche — Quelle solcher sadistischen Regungen ist die Verspätung der Befriedigung. Das Kind erlebt bei einer solchen Verspätung das Anwachsen der Bedürfnisspannung als eine „traumatische Situation" im Sinne Freuds, ist gezwungen, die Sicherheit des narzißtischen Allmachtsgefühls schrittweise aufzugeben, fühlt sich hilflos, ohnmächtig, bösen Mächten ausgeliefert und reagiert darauf mit Haß und Aggression. Diese Affekte sind von Anfang an, oder doch sehr bald sowohl auf Objekte als auch auf die eigene Person gerichtet; da sie für das schwache, eben in Bildung begriffene Ich unerträglich sind, werden sie als von den Objekten stammend empfunden, auf sie projiziert. So entwickelt sich eine Art von Paranoia (l. c. S. 497), das Kind wird überempfindlich und reagiert überaus heftig auf jedes winzige, noch so unbedeutende Zeichen einer negativen, fahrlässigen, oder auch nur indifferenten Einstellung seiner Umgebung, sieht überall und in allem böse Gewalten. Das Kind hat dann Angst vor den bösen Objekten, haßt sie, fürchtet sich jedoch vor ihrer Rache. Aber: „Zugleich mit diesen Verfolgungsängsten treten schon ansatzweise Schuldgefühle und Sorge für das Objekt auf, sobald sich die Liebe zur Brust und zur Mutter geltend macht" (l. c. S. 497). Nun bricht der Abwehrkampf zwischen den voreilenden aggressiven und den etwas späteren, viel weniger

3) J. Riviere: Zur Genese der psychischen Konflikte im frühen Lebensalter. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

vehementen liebevollen Triebregungen aus, vor allem werden Projektion und Introjektion benützt, aber alle anderen Abwehrmechanismen, einschließlich der Verdrängung, sind bereits in den ersten Lebensmonaten am Werk (M. Schmideberg, zitiert nach Riviere, l. c. S. 490). Zwei Tendenzen sind hier als besonders wichtig zu nennen: Die eine ist die beinahe krampfhaft zu nennende Anstrengung, die guten Objekte von den bösen fernzuhalten, sonst würden auch sie, die hilfreichen, von den bösen verdorben werden, die andere ist die Wiedergutmachungstendenz, die die Wirkungen der eigenen sadistischen Regungen reparieren, d. h. die bösen und deshalb mißhandelten Objekte in gute verwandeln möchte.

Die weitere Entwicklung gehört nicht mehr zu unserem Thema. Ich möchte nun die wichtigsten Annahmen — *sit venia verbo* —, auf denen sich die englischen Ansichten aufbauen, zusammenstellen: 1. Das Kind wird im Zustande des primären Narzißmus geboren. 2. Sehr früh und äußerst vehement treten sadistische, aggressive Impulse auf; es bleibt dabei unentschieden, welchen Anteil dann der nach außen gewendete Ur-Todestrieb und welchen die durch die Behandlung der Umgebung ausgelösten Haßreaktionen haben. Sicher ist es aber, daß die liebevollen Regungen merklich später und viel schwächer auftreten. 3. Es besteht Unsicherheit darüber, wann und wie die Realitätsprüfung beginnt; die Unsicherheit ist so groß, daß sich die Autoren manchmal selbst widersprechen. Nur ein Beispiel: J. Riviere mahnt uns, nicht zu vergessen, „daß diese narzißtische Welt der Psyche (des Säuglings) . . . völlig autistisch ist und nicht nur der Objektivität, sondern zunächst auch der Objekte entbehrt". Gleich im nächsten Satz wird Glover zitiert, der „Nachdruck darauf gelegt hat, daß das ganz kleine Kind einen gewissen Realitätssinn hat" (l. c. S. 490—91). 4. Es wird weiter angenommen, daß die Verarbeitung der primären Erfahrungen vorwiegend auf dem Wege der Introjektion und Projektion geschehe.

Hier setzt die Wiener Kritik an. Ich bin in der angenehmen Lage, mich auch hier, wie in London, auf eine repräsentative Arbeit der Schule berufen zu können.[4] Eben deshalb kann ich mich ganz kurz fassen: Wälder bezweifelt die Ubiquität und die von den Londonern beschriebene Intensität der oral-sadistischen Manifestationen, in zweiter Linie natürlich auch die Richtigkeit der Folgerungen, welche aus diesen angeblichen Beobachtungen durch Verallgemeinerung gewonnen worden sind. Weiter rügt er als Verwirrung stiftend den unexakten, vom gewöhnlichen abweichenden Gebrauch der Begriffe Introjektion und Projektion. Ebenso verwirrend ist nach ihm die Art, wie die Londoner Phantasie und Realität oder, vielleicht richtiger, die

4) R. Wälder: Zur Frage der Genese der psychischen Konflikte im frühen Kindesalter. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

äußere und die psychische Realität beschreiben. Schließlich bezweifelt er überhaupt, ob die Erlebnisse dieser allerersten Entwicklungsstadien der menschlichen Seele je bewußt erinnert, geschweige denn in Worten ausgedrückt werden können.

Diese Einwände sind gewichtig, die Beweisführung Wälders überzeugend. Und trotzdem — nichts wurde klarer. Wenn man den Londoner Standpunkt verläßt und sich den Wienern anschließt, steht man ratlos vor den von Freud beschriebenen Eigenschaften der Kinder. Warum sind sie so maßlos gierig, unbefriedigbar, warum entsteht unvermeidlich die Feindseligkeit, woher der Vorwurf, daß die Mutter sie nie richtig ernährt, nie richtig behandelt hat? Wir möchten uns gerne Wälder, d. h. den Wiener Ansichten anschließen, denn auch wir sind der Meinung, daß die Londoner in ihrer Entdeckerfreude übers Ziels geschossen haben — aber wir können es nicht tun, ohne zuerst die angeführten infantilen Eigenschaften irgendwie erklärt zu haben. Denn das muß man den Londonern zugeben: auf Grund ihrer Ansichten lassen sich diese von uns allen beobachteten Erscheinungen zwangslos ableiten.

Die Situation ist also ziemlich trostlos: Auf der einen Seite eine Theorie, welche uns viele der wichtigsten Eigenschaften der kindlichen Seele verständlich zu machen vermag, deren wesentliche Annahmen aber alle einer strengen Kritik nicht standhalten; auf der anderen Seite eine Kritik, deren Ausführungen kaum zu widersprechen ist, die aber gerade über das uns interessierende Gebiet beinahe nichts zu sagen hat.

Das besagt aber, daß das bisher untersuchte Material nicht genügt, um diese höchst wichtige Streitfrage zu entscheiden. Wo aber finden wir neues? Ich habe schon zuvor erwähnt, daß nach Wälders Meinung kaum zu erwarten ist, daß die Erlebnisse im Anfang des ersten Lebensjahres je bewußt erinnert werden können. Aber mindestens ebenso zweifellos ist es, daß die Erlebnisse dieser Zeit von ausschlaggebender Bedeutung sind, das ganze spätere Leben des Menschen wesentlich beeinflussen. Soweit sind wir wohl alle einig; es entsteht nun aber die Frage, wie man etwas Sicheres über diese Erlebnisse erfahren könnte. Prinzipiell wären, wie auch Wälder hervorhebt, zwei Wege möglich: die direkte Beobachtung des Kindes und die Rekonstruktion des kindlichen Verhaltens aus den Daten des erwachsenen Lebens. Wenn ich Wälder richtig verstanden habe, sind die Schwierigkeiten einer einwandfreien Verifikation der eventuellen Annahme so groß, daß die Wiener wohlweislich jede Annahme über dieses Gebiet äußerst skeptisch betrachten.

Nun bin ich endlich in Budapest angekommen. Wir sind — allerdings erst in den letzten Jahren — in dieser Hinsicht etwas weniger skeptisch ge-

worden. Drei — voneinander unabhängig begonnene und ganz verschiedene Wege benützende — Gedankengänge, von A. Bálint, von I. Hermann und von mir, haben in der letzten Zeit Resultate gezeitigt, die einander so gut stützen, daß wir beinahe überzeugt sind, daß wir mindestens in der richtigen Richtung arbeiten. Unser gemeinsamer Grundgedanke geht direkt auf Ferenczi[5] und hinter ihm auf Freud zurück. Wir sind alle drei davon ausgegangen, die formalen Elemente der analytischen Situation, weit mehr als bisher, als Übertragungserscheinungen zu betrachten, in der Hoffnung, auf diesem Wege wertvolle Daten zur individuellen Geschichte des Menschen zu erhalten. Diese Hoffnung hat sich auch erfüllt, wir haben aber weit mehr gefunden. Es hat sich herausgestellt, daß bestimmte Züge der analytischen Situation ganz monoton in jeder Kur zum Vorschein kamen, sogar umso mehr und umso klarer zu beobachten waren, je mehr der Patient — eben durch die Analyse — von den erinnerbar erworbenen seelischen Mechanismen befreit wurde. So lag der Schluß nahe, in diesen immer wiederkehrenden Zügen etwas allgemein Menschliches zu sehen, und es blieb bloß noch zu entscheiden, ob diese entweder biologisch bedingt oder aber als Niederschläge der allerersten seelischen Erlebnisse zu betrachten sind.

Unabhängig voneinander und ohne es klar ausgesprochen zu haben, haben wir alle drei von diesen zwei Möglichkeiten die zweite als Arbeitshypothese gewählt, d. h. wir wollten sehen, wieviel von den beobachteten, monoton immer wiederkehrenden Zügen der analytischen Situation auf frühinfantile Erlebnisse zurückführbar wäre, noch richtiger, wie weit aus diesen leicht verifizierbaren Beobachtungen auf die frühinfantilen Seelenvorgänge gefolgert werden könnte. Selbstverständlich haben wir versucht, durch anderweitiges Material die so gewonnenen Rückschlüsse zu stützen und zu ergänzen. Hier gingen dann die drei Wege auseinander. Hermann benützte als zweite Materialquelle die vergleichende Psychologie, vor allem das Studium der Primaten, A. Bálint eine eben in Entstehung begriffene Wissenschaft, die vergleichende Pädagogik, und ich sammelte Daten aus der Sexualtheorie.

Ich möchte die erzielten Resultate ganz kurz referieren und beginne die Darstellung mit meinen Untersuchungen.[6] Es fiel mir auf, daß zu Zeiten,

5) „Entwicklungsstufen des Wirklichkeitssinnes", „Versuch einer Genitaltheorie" und „Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kinde". Auch unter den englischen Analytikern sind einige Schüler Ferenczis.

6) Das Endziel der psychoanalytischen Behandlung, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935. — Zur Kritik der Lehre von den prägenitalen Libidoorganisationen, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935. — Eros und Aphrodite, Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

nachdem die analytische Arbeit schon ziemlich tief vorgedrungen war, die Patienten bestimmte, sehr primitive Wunschbefriedigungen, hauptsächlich vom Analytiker, aber auch von ihrer Umgebung erwarteten, oft sogar forderten. Hielt ich einfach bei der analytischen Passivität aus, d. h. wurde diesen Wünschen die Befriedigung automatisch eben durch meine Passivität versagt, so traten Erscheinungen auf, welche in allen wesentlichen Zügen dem Bilde, das sich die Londoner Analytiker vom kleinen Kinde bildeten, entsprachen. Verlust der seelischen Sicherheit, das Gefühl der eigenen Wertlosigkeit, Verzweiflung, tiefe bittere Enttäuschung, das Gefühl der Unfähigkeit, sich je wieder einem Menschen anvertrauen zu können, u. dgl. mehr. Dies, gemischt mit der gehässigsten Aggression, mit wildesten sadistischen Phantasien, mit Orgien der raffiniertesten Quälereien und Erniedrigungen des Analytikers. Dann wieder Angst vor der Vergeltung, die vollkommenste Zerknirschtheit, da man es für immer verspielt habe, vom Analytiker geliebt oder auch bloß mit Interesse und Wohlwollen weiterbehandelt zu werden, nie werde man von ihm auch nur eines guten Wortes gewürdigt werden usw.

Falls ich aber später — eben durch solche Erfahrungen gewitzigt — auf die Erfüllung dieser kleinen Wünsche einging, kam ich aus dem Regen in die Traufe. Es brach ein beinahe manisch zu nennender Zustand aus. Die Patienten waren überglücklich, sie wollten weiter nichts, als nochmals und immer wieder die Befriedigung ihres Wunsches erleben. Die Symptome verschwanden — scheinbar —, die Patienten fühlten sich übergesund, so lange sie sich sicher fühlen konnten, die so überaus wichtige Wunschbefriedigung auf Verlangen sofort erleben zu können; auch konnten sie zu solcher Zeit kaum bei der Arbeit gehalten werden. Das psychologische Bild ähnelt durchaus dem einer Sucht oder einer schweren Perversion — auch in seiner Labilität. Bei der ersten ernsten Versagung oder erheblichen Verspätung der Befriedigung bricht das ganze Gebilde dieser suchtartigen Glückseligkeit zusammen und jäh schlägt die Stimmung in die oben beschriebene Form der Verzweiflung, des Hasses und der Vergeltungsängste um.

Nun gehen wir einen Schritt weiter. Wie sehen diese gefährlichen Wünsche in der Realität aus? Recht harmlos, naiv, muß man sagen. Ein liebevolles Wort vom Analytiker, die Erlaubnis, ihn beim Vornamen zu nennen, oder von ihm so genannt zu werden,[7] ihn auch außerhalb der Stunden zu sehen, von ihm etwas auszuleihen, von ihm — selbst mit einer Kleinigkeit — beschenkt zu werden usw. Sehr oft beinhalten diese Wünsche, den Analytiker berühren, ihn anfassen zu dürfen, oder von ihm berührt, ge-

7) Ein solcher Wunsch hat im ungarischen Leben, in dem es üblich ist, daß sich Personen der gleichen sozialen Schichte beim Vornamen nennen, auch wenn sie nicht nahe befreundet sind, geringeres Gewicht als in anderen Ländern.

streichelt zu werden. Dies führt uns schon in das Gebiet der Anklammerungserscheinungen hinüber, worüber gleich zu sprechen sein wird.

Ich muß bekennen, daß es ziemlich lange Zeit gebraucht hat, ehe mir zwei wesentliche Eigenschaften dieser Wünsche aufgefallen sind. Sie sind erstens ausnahmslos objektgerichtet, zweitens übersteigen sie nie das Vorlustniveau. Das heißt erstens: nur die Außenwelt, die Umgebung kann sie befriedigen, eine autoerotische, narzißtische Erledigung ist bei ihnen unmöglich. Weiter, falls die Befriedigung im richtigen Zeitpunkt und im richtigen Ausmaß erfolgt, löst sie nur kaum beobachtbare Reaktionen aus, eben weil das Befriedigungserlebnis so leise verläuft. Man könnte dieses Lustgefühl als ein stilles, ruhiges Wohlbehagen beschreiben. Bleiben aber diese Wünsche unbefriedigt, so wird ihre Erfüllung ganz vehement gefordert, eine etwaige Versagung ruft die allerheftigsten Reaktionen hervor.

Jetzt endlich konnte ich mir erklären, woher die lärmenden, suchtartigen Befriedigungserlebnisse kamen, durch welche ich mich anfangs so verwirren ließ. Sie sind keine naiven, keine primären Reaktionen, sondern haben bereits eine Vorgeschichte, sie sind Reaktionen auf erlittene Versagungen, welche das Kind im Patienten eben durch die Sprachverwirrung mißdeutet, ähnlich, wie z. B. auch die Onaniegelüste nach einer — als Kastrationsdrohung aufgefaßten — Milieueinwirkung für lange Zeiten überwuchern, schier unersättlich scheinen und sich erst nach einer Weile des Austobenlassens auf ein reales Niveau einstellen können. Auf Grund dieser Erkenntnis konnte ich dann diese Erscheinungen des Neubeginns — wie ich sie genannt habe — richtiger bewerten und auch richtiger behandeln. Doch darüber später.

Es lag nun nahe, von diesen Beobachtungen auf das Infantile zu folgern, d. h. anzunehmen, daß unsere Patienten diese immer wieder auftretenden Reaktionsformen aus der frühinfantilen Zeit mit sich gebracht haben. Hier — fürchte ich — werden meine Ausführungen Widerspruch hervorrufen. Man wird vielleicht einräumen, daß diese Erscheinungen infantile Situationen wiederholen, aber sicher bestreiten, daß diese Situationen gerade die primitivsten seien. Erlauben Sie mir, der Einfachheit halber auf diese Einwände später bei der Diskussion des primären Narzißmus, dann aber ausführlich einzugehen und jetzt meinen Gedankengang fortzusetzen. Demgemäß wäre eine ziemlich frühe — nach meiner Meinung die allerfrüheste — Phase des extra-uterinen Seelenlebens nicht narzißtisch, sondern objektgerichtet, nur ist diese Objektrelation von passiver Natur, ihr Ziel ist: ich soll geliebt, befriedigt werden, und zwar ohne die kleinste Gegenleistung meinerseits. Dies ist und bleibt das Endziel allen erotischen Strebens. Die Realität zwingt uns dann Umwege auf. Der eine Umweg ist

der Narzißmus: wenn die Welt mich nicht genügend liebt, mir nicht genug Befriedigung bringt, so muß ich mich selbst lieben, selbst befriedigen. Der klinisch beobachtbare Narzißmus ist demnach immer Schutz vor dem bösen oder nur widerspenstigen Objekt. Der andere Umweg ist die aktive Objektliebe. Wir lieben, befriedigen unseren Partner, d. h. richten uns nach seinen Wünschen, um von ihm wiedergeliebt, befriedigt zu werden.

Diese Ergebnisse erhalten eine wertvolle Unterstützung durch die Arbeiten von Imre Hermann.[8] Wie ich erwähnt habe, traten in der von mir als Neubeginn bezeichneten Periode sehr oft Wünsche auf, mit dem Inhalt, den Analytiker berühren zu dürfen oder von ihm berührt zu werden. Dieser triebhafte Wunsch nach körperlichem Kontakt beschäftigt Hermann — ganz unabhängig von mir — seit mehr als zehn Jahren. Auf ganz breiter Basis hat er dieses Thema anzugehen versucht; ich kann hier nur den Teil seiner Ergebnisse referieren, welcher sich auf unser Thema bezieht. Seine Theorie geht aus zwei Feststellungen hervor: 1. der Säugling der Primaten verbringt die ersten Monate des extra-uterinen Lebens am Körper der Mutter, angeklammert; 2. der menschliche Säugling wird viel zu frühzeitig vom mütterlichen Körper gewaltsam losgerissen. Das menschliche Kind möchte noch lange als Bestandteil der Mutter-Kind-Einheit (einer Dual-Einheit) weiterleben; da dies durch die Realität — wenigstens in unserer Kultur — verhindert wird, entwickelt es eine Reihe von triebhaften Ersatz-Äußerungen. Hierher gehören, um nur die wichtigsten zu nennen: die Schlafstellungen des Säuglings, eine Reihe von Reflexen (Moro u. dgl.), viele Erscheinungen der Saug- und Greiferotik, wie auch die ganz allgemeine Tendenz, sich festzuhalten, sich im Augenblicke der hereinbrechenden Gefahr anzuklammern.

Wie Sie sehen, handelt es sich überall um ein aktives Verhalten des Säuglings, sogar um eine objektgerichtete Aktivität. Hierher gehört auch die Tatsache, daß entgegen dem alltäglichen Sprachgebrauch das Kind nie gestillt wird, sondern in Wirklichkeit aktiv saugt.

Selbstverständlich sind die Auswirkungen dieser Tendenz auch beim Erwachsenen überall zu beobachten, so im sexuellen Leben, in der Neurose, in der Assoziationsform, in den erwähnten Erscheinungen der Neubeginn-Periode usw. Ich möchte auch die unzähligen magischen, mystischen, symbolhaften Handlungen hervorheben, welche alle diese Tendenz als Basis benützen, wie Handreichen, Handauflegen, Berühren, Sich-Anklammern u. dgl., mit dem eingestandenen Zwecke, sich dem andern gleichzusetzen oder bei ihm Hilfe zu suchen.

8) Imre Hermann: Zum Triebleben der Primaten. Imago, Bd. XIX, 1933. — Sich-Anklammern — Auf-Suche-Gehen. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

Weiter weist Hermann nach, daß die Anklammerung das gemeinsame Vorstadium einer ganzen Reihe von Objektrelationen darstellt. Durch Milderung dieser Tendenz, zu betasten, zu streicheln, entsteht die Zärtlichkeit; durch Versagungen, auf welche regressive Verstärkungen erfolgen, könnte sich der Sadismus entwickeln. Auch masochistische Tendenzen können auf die Anklammerung zurückgeführt werden. Die Wichtigkeit der Anklammerung in der normalen, sinnlichen Sexualität als Umarmen, Ansichdrücken usw. bedarf keiner weiteren Beweise.

Auf eine noch breitere Basis wird diese Theorie durch die Untersuchungen von A. Bálint[9] gestellt. Hermann und ich haben diese Erscheinungen vom Standpunkte des Patienten, d. h. des Kindes durchgedacht. Es mußte natürlich eine Frau kommen, um diese Dual-Einheit auch von der anderen Seite, von der Seite der Mutter, ins klare Licht zu stellen. Dabei hat sich der nicht unerwartete, dennoch sehr wichtige und folgenschwere Fund ergeben, daß die beiden Parteien dieses Verhältnisses libidinös gleichwertig sind. Die Mutter ist in libidinöser Hinsicht ebenso Empfänger und Spender wie ihr Kind; sie fühlt das Kind ebenso als Teil ihres eigensten Körpers und dennoch als etwas Feindlich-Fremdes wie das Kind den Körper der Mutter; sie schaltet und waltet — oft in der Phantasie, nicht so selten aber auch in der Realität — mit ihrem Kinde, als ob es kein Eigenleben, keine Eigeninteressen hätte — und beinahe mit denselben Worten beschreiben unsere Londoner Kollegen das Verhalten des Kindes den Eltern gegenüber.

Diese primitiv-egoistische Form der Liebe verfährt nach dem Grundsatz: was mir gut ist, ist dir recht, d. h. sie kennt keinen Unterschied zwischen Eigeninteressen und den Interessen des Objekts, sie nimmt als selbstverständlich an, daß die Wünsche des Partners mit den eigenen identisch sind. Über diese Einstimmigkeit hinausgehende Ansprüche des Objekts sind unerträglich, sie rufen Angst oder Aggression hervor. Dieselbe Einstellung entwickelt sich regelmäßig im Laufe der analytischen Kur. Hier kann neben dem rücksichtslosen Egoismus auch eine andere Eigenschaft dieser Objektrelation gut beobachtet werden: die paranoide Empfindlichkeit. Alles dreht sich um den Patienten, aus allem werden Schlüsse gezogen, ob er genügend geliebt, beachtet wird, oder nicht.

Es ist eine banale Wahrheit, daß das letzte Ziel aller Triebe die Verschmelzung mit dem Objekt, die Herstellung der Ich-Objekt-Einheit ist. Der Erwachsene kommt im Orgasmus diesem Urziel am nächsten. Nun beginnt

9) Alice Bálint: Die Entwicklung der Liebesfähigkeit und der Realitätssinn (in ungarischer Sprache) in: Lélekelemzési Tanulmányok, Budapest, 1933. — Handhabung der Übertragung auf Grund der Ferenczischen Versuche. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936. — Die Liebe zur Mutter und die Mutterliebe. Vortrag, gehalten im Januar 1937 in der Psychoanalytická Skupina v Č. S. R. in Prag.

der Koitus zwar als eine altruistische Handlung, je höher aber die eigene Erregung steigt, desto weniger wird auf den Partner Rücksicht genommen, um dann knapp vor und im Orgasmus die Interessen des Partners gänzlich zu vergessen, aber im sicheren Glauben, mit ihm in eine Einheit verschmolzen zusammen die höchste Lust zu genießen.

In allen diesen Fällen handelt es sich um einen mangelhaften, sogar fehlenden Realitätssinn in bezug auf den Partner bezw. auf den Analytiker; er wird so behandelt, als ob seine Wünsche mit den eigenen vollkommen identisch wären. Seine Existenz wird aber nicht in Frage gestellt. Es ist naheliegend, dieselbe primitive Liebesart auch beim Kind zu supponieren. Diesen Schluß hat die Autorin dann durch Daten aus der Ethnologie der Pädagogik stützen können.

Ich will noch bemerken, daß diese Ansichten, besonders die Anklammerungstheorie von Hermann, bereits erfolgreich angewendet wurden. So durch L. Kertész-Rotter[10] auf die Probleme der weiblichen Sexualität und der inzestuösen Fixierung, durch G. Róheim[11] in seiner Entwicklungstheorie der menschlichen Kulturen.

Fassen wir das gemeinsame Ergebnis dieser drei Untersuchungsrichtungen zusammen:

1. Die von uns beschriebene Phase der Objektrelation — nennen wir sie primäre oder primitive Objektliebe — fällt in eine ziemlich frühe Entwicklungsphase.

2. Diese Phase ist unüberspringbar, eine unvermeidlich notwendige Stufe der seelischen Entwicklung. Alle späteren Relationen lassen sich aus ihr ableiten, d. h. weisen Spuren und Überbleibsel von ihr in sich auf.

3. Diese Form der Objektrelation ist nicht an irgendeine erogene Zone gebunden, sie ist nicht orale, oralsaugende, anale, genitale u. dgl. Liebe, sondern ist etwas für sich, wie die anderen Formen der Liebe es sind, wie Autoerotik, Narzißmus, Objektliebe. Ich halte diesen Umstand für äußerst wichtig; obwohl ich seine Bedeutung hier nicht näher begründen kann, möchte ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß durch diese klare Scheidung die heillose Verwirrung, welche dadurch entstanden ist, daß die Entwicklung der Triebziele und die Entwicklung der Triebobjekte sowohl in der Theorie wie auch in unserer Terminologie in- und durcheinander gemengt wurden, endlich zu entwirren sein wird.

10) L. Kertész-Rotter: Zur Psychologie der weiblichen Sexualität. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934. — Der tiefenpsychologische Hintergrund der inzestuösen Fixierung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

11) G. Róheim: The Garden of Eden or the Psychology of Mankind. Vorträge in Budapest, Marienbad und London. Wird in Buchform erscheinen.

4. Als die biologische Basis dieser primären Objektrelation ergab sich die triebhafte Aufeinanderbezogenheit von Mutter und Kind; die beiden sind aufeinander angewiesen, aber zugleich auch aufeinander abgestimmt, sie befriedigen sich selbst durch einander, ohne aufeinander Rücksicht nehmen zu müssen. Tatsächlich ist der einen gut, was dem anderen recht ist. Diese biologische Verbundenheit in der Dual-Einheit haben wir uns bisher viel zu oberflächlich vorgestellt; so wollten wir sie von der Seite der Mutter bloß durch die narzißtische Identifizierung mit ihrem Kinde ergründen.

5. Diese enge Verbundenheit wird durch unsere Kultur viel zu früh zerrissen. Daraus resultieren unter anderen die so wichtigen Anklammerungstendenzen, aber auch die allgemeine Unzufriedenheit, die unersättliche Gier unserer Kinder.

6. Falls der Triebwunsch — oft durch körperliche Nähe — befriedigt wird, so übersteigt das Befriedigungserlebnis nie das Vorlustniveau, das Gefühl des stillen, ruhigen Wohlbehagens. Eine Versagung löst dagegen äußerst heftige Reaktionen aus, und wahrscheinlich erst nach solchen unverstandenen und deshalb mißdeuteten Milieueinwirkungen erfolgen im Kinde als Reaktionserscheinungen suchtartige, nie zu stillende Gelüste, eventuell auch orgasmusartige Zustände.

Diese Annahmen ermöglichen uns, den Streit zwischen Wien und London zu verstehen und eventuell auch zu schlichten. Beide Parteien haben recht und unrecht zugleich. Die Londoner haben nur die heftigen Reaktionen nach bereits erlittener Versagung studiert, das stille Erlebnis nach der richtigen Befriedigung entging ihnen oder wurde nicht in seiner ökonomischen Bedeutung gewürdigt. Die Erscheinungsform übertönte das Wesentliche: was lärmend, vehement, heftig auftrat, wurde für wichtig, was still vor sich ging, als unwichtig bewertet. Aus dieser unvollständigen Beschreibung entsprang eine einseitige Theorie; alles in ihr war richtig, nur die Proportionen nicht. Die Wiener Kritik hat dies klar erkannt, hob nach Gebühr die Unvollständigkeit der Londoner Ansichten hervor, nur konnte sie die tatsächlich beobachteten Erscheinungen der infantilen Zeit, wie Gier, Unersättlichkeit, starke Ambivalenz, nur durch *ad hoc*-Hypothesen, d. h. nicht befriedigend erklären (z. B. primäre Angst vor der Triebstärke).

So entstand eine hoffnungslose Polemik. Die Engländer fühlten, daß sie recht hatten, indem sie das Unbefriedigtsein der Kinder betont haben. Hier sind sie aber stehen geblieben. Sie konnten nicht bis zur Auffassung der infantilen Situation als einer triebhaften, wechselseitigen Aufeinanderbezogenheit von Mutter und Kind gelangen. Und zwar deshalb nicht, weil

sie — ebenso wie die Wiener — krampfhaft an der Hypothese des primären Narzißmus festhielten. Diese Hypothese aber schließt eine jegliche Beziehung zur Außenwelt aus. Dieses Argument aus der Theorie wurde auch von den Wienern immer wieder ins Treffen geführt. Dagegen konnten die Londoner nichts machen, als immer wieder ihr einseitiges klinisches Material, die aggressiven Phänomene des kindlichen Unbefriedigtseins zitieren. Ein typisches Beispiel des aussichtslosen Vorbeiredens, trotz guten Willens von beiden Seiten. Dabei haben die Wiener eine feste Basis — ihre Theorie, deshalb ist ihre Kritik vornehm, maßvoll und sicher. Sie zahlen aber einen hohen Preis für ihre Sicherheit; bestimmte klinische Erscheinungen — ich werde gleich einige aufzählen — dürfen nicht beachtet werden oder müssen, wenn schon beachtet, von allen anderen isoliert, beiseite geschoben werden. Sie haben eben keinen Platz im Gebäude des primären Narzißmus. Die Engländer sind — ohne es bemerkt zu haben — bereits über diese Theorie hinausgegangen, aber sie wagen sie nicht an Hand ihrer klinischen Erfahrungen zu kritisieren. Deshalb sind ihre theoretischen Ausführungen — nicht aber die Beobachtungen — unexakt, kompliziert, oft auch verworren, unsicher, manchmal sogar sich selbst widersprechend.

Ich behaupte also, daß die Annahme des primären Narzißmus die Sprachverwirrung zwischen Wien und London verursacht. Da nach meiner Meinung die heutige Diskussion über unser Thema durch dieselbe Sprachverwirrung arg gefährdet ist, möchte ich — schon aus Vorsicht — diese Annahme näher untersuchen. Der primäre Narzißmus ist ein sehr merkwürdiger Begriff, inhaltsreich und eigentlich doch sehr arm. Demgemäß soll das allerfrüheste Stadium des extrauterinen Lebens ungefähr so charakterisiert werden: das Kind hat noch keine Kenntnis von der Außenwelt, nimmt sie noch nicht wahr; hat subjektiv keine Beziehung zu den Objekten seiner Umgebung, deshalb auch keine nach außen gerichteten Wünsche; es erlebt nur Anwachsen und Verschwinden von Bedürfnissen, bringt diese Erlebnisse aber noch in keinen Zusammenhang mit der Außenwelt, die von uns beobachteten Reaktionen (Schreien, Fuchteln, Kreischen, Kratzen, Strampeln einerseits, Lächeln, selige Ruhe usw. andererseits) sind bloße Abfuhrreaktionen; da das Kind noch keine Außenobjekte bewußt wahrnimmt, kann es natürlich keine libidinösen Objektbeziehungen haben, von seiner Libido ist noch nichts nach außen gewendet.

Nun bitte ich Sie, zwei Einwände zu bedenken. Mein erster Einwand ist ein methodologischer. Alle Charakteristika des Begriffes „primärer Narzißmus" sind erstens negativ, zweitens fassen sie in sich das Wörtchen „noch". Primärer Narzißmus ist also ein negativer Begriff, und noch dazu wird er der Theorie nach den realen Tatsachen nur auf eine ganz kurze Zeit-

spanne gerecht. Es ist äußerst schwierig, solche negative Begriffe zu diskutieren, man kann sie nirgends anpacken; da sie nichts Positives beinhalten, sind sie glatt wie ein Aal. Dazu kommt das vorhin erwähnte Wörtchen „noch". Alles, was man als Kritik vorbringen könnte, kann mühelos, ohne Anstrengung und ohne Nachdenken, schematisch abgewiesen werden: Alles, was der Annahme widerspricht, ist schon ein Entwicklungsprodukt, ursprünglich war es noch nicht vorhanden.

Dieses Vorgehen ist typisch für die Extrapolation. Also meine ich, die Annahme des primären Narzißmus beruhe auf Extrapolation, ist aber keine Tatsache, sondern eine Hypothese, was übrigens Freud selbst immer hervorgehoben hat, etwa wenn er sagt: „der von uns supponierte primäre Narzißmus des Kindes, der eine der Voraussetzungen unserer Libidotheorie enthält, ist weniger leicht durch direkte Beobachtungen zu erfassen, als durch Rückschluß von einem anderen Punkte her zu bestätigen".[12]

Diese Meinung wird noch verstärkt durch das zweite Bedenken. Die beiden Zustände, welche dieser Hypothese am ähnlichsten sind und welche seit Freuds grundlegender Arbeit immer wieder bei ihrer Darstellung herangezogen werden, sind der Katatoniker und der neugeborene Säugling. Ich selber habe nur wenig Erfahrung auf diesem Gebiete, aber erstens haben erfahrene, analytisch geschulte Psychiater mir oft versichert, daß kein Katatoniker absolut unbeeinflußbar ist. Mit genügender Geduld kann man von ihnen sichere Antworten erhalten, also Objektbeziehungen nachweisen. Über Säuglinge wird im Anschluß an dieses Referat Dr. Pető Beobachtungen mitteilen, nach denen Reaktionen auf libidinöse Umwelteinflüsse schon in ganz frühen Stadien einwandfrei nachweisbar waren. Was man diesen Beobachtungen entgegenhalten wird, ist wiederum das Gegenspiel zwischen den Wörtchen „schon" und „noch". Diese beobachtbaren Reaktionen sind schon Entwicklungsprodukte, der primäre Narzißmus bezieht sich also auf noch frühere Stadien, bezw. auf noch tiefere Regressionen . . . Also wieder derselbe Ausweg: die Extrapolation, die Tendenz zur Vordatierung. Diese Vordatierungstendenz macht übrigens unsere ganze Chronologie des frühinfantilen Lebens unsicher, ja beinahe unmöglich.

Ich will noch einige klinische Banalitäten aufzählen, die — obwohl allgemein bekannt — immer nur so nebenbei erwähnt wurden. Es wurde zwar immer als natürlich angenommen, daß diese Erscheinungen klinisch untrennbar mit dem Narzißmus verbunden sind, da sie aber der Theorie unbequem waren, schob man sie beiseite.

12) Freud: Zur Einführung des Narzißmus (1914). Ges. Schr., Bd. VI, S. 174 (Die Sperrungen von mir).

1. Bereits Freud hat hervorgehoben, daß der vollständige Narzißmus allein unmöglich ist, da ein Lebewesen in diesem Zustande lebensunfähig ist. Seither, seinem Beispiel folgend, erwähnen wir immer die pflegende Außenwelt in diesem Zusammenhange — beinahe in demselben Atemzug. Vollkommen korrekt so. Dieser Primärzustand ist natürlich nur in der Form der Mutter-Kind-Einheit möglich.

2. Die narzißtische Einstellung sollte den Menschen von der Welt unabhängig machen. Die Erfahrung lehrt aber, daß dies nur sehr selten erreicht werden kann (selbst Buddha ist es bekanntlich nicht gelungen). Im allgemeinen sind narzißtische Menschen beinahe paranoid-überempfindlich, reizbar, bei den kleinsten Anlässen geraten sie in heftige Affektausbrüche, sie erwecken also den Eindruck einer ängstlich und qualvoll ausbalancierten enormen Labilität. Dasselbe gilt auch für das Verhalten des Kindes von Anfang an. Diese alltägliche Erfahrung kann nur durch Gewalt mit der Theorie des Urnarzißmus vereinigt werden, dagegen folgt sie ganz natürlich aus unseren Ansichten.

3. Hierher gehört auch, daß narzißtische Menschen so schwer zufriedenzustellen sind. Was man auch tut, wie man sich ihnen gegenüber auch benimmt, ist es schlecht, sie haben nie genug. Nach der alten Theorie würde man eher Gleichgültigkeit der Außenwelt gegenüber erwarten. Diese Menschen benehmen sich wie die Kinder, die anfangs zitierte Beschreibung Freuds paßt auch auf sie.

4. Nun noch ein Beispiel aus der allerersten Zeit. Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß Neugeborene in den ersten Wochen viel mehr weinen als später. Auch Wälder erwähnt diese Erfahrung (l. c. S. 519), obwohl sie gegen seine Beweisführung spricht. Wird solch ein schreiendes Kind aufgenommen — was man aber den Kinderärzten nach nie tun sollte —, so kommt es sehr oft vor, daß es zu schreien aufhört; legt man es wieder hin, so beginnt es von neuem. Zur Erklärung dieser alltäglichen Erfahrung wurden die abenteuerlichsten Hilfshypothesen herangezogen, so z. B., daß die Mutter als Schutz gegen das eventuelle Anwachsen der Trieberregung diene u. dgl., nur das Naiv-Tatsächliche nicht, daß es sich hier um einen Wunsch nach körperlichem Kontakt handelt. Die Anerkennung eines solchen Wunsches würde die Anerkennung einer nachgewiesenen Objektrelation bedeuten, damit wäre aber der Urnarzißmus in Frage gestellt.

In dieser Beziehung ist es interessant, daß die Kinderärzte behaupten, falls ihre Vorschriften bezüglich der Regulierung der Mahlzeiten und ihr Verbot des Aufnehmens des Kindes nicht vom ersten Tage an genau eingehalten würden, entwickle sich das Kind ganz anders und könne eigentlich später nie

mehr zur Ordnung gebracht werden. Auch wenn man die professionelle Wichtigtuerei abrechnet, ist diese Behauptung ein guter Beweis für die allerfrüheste Objektrelation.

5. Es ist wiederum allgemein bekannt, daß das Stadium des primären Narzißmus nie rein, d. h. ohne sichere Erscheinungen der „oralen", eventuell „oral-sadistischen Liebe" beobachtet werden konnte. Auch dies folgt als selbstverständlich aus unserer Theorie: die Oralerotik ist eben eine der wichtigsten Ausdrucksformen der primären Objektliebe. Für die bisherige Theorie war primärer Narzißmus objektlos, folglich mußten die tatsächlich beobachteten Formen der Objektrelation der Oralerotik zugeschrieben werden, wie z. B. am prägnantesten in Abrahams „Beiträge der Oralerotik zur Charakterbildung",[13] eine Arbeit, die dann die Entwicklung der theoretischen Vorstellung (nicht nur in England) entscheidend beeinflußt hat. Freud ist viel vorsichtiger gewesen, in der zitierten Deskription vom Jahre 1931 steht kein Wort von „oraler Liebe", er spricht von der Unersättlichkeit, Gier, Unzufriedenheit usw. als von den Eigenschaften des Kindes. Wir möchten hinzufügen, diese sind eben Eigenschaften der von uns supponierten primären Objektrelation, unter deren Herrschaft sich die Oralerotik entwickelt, aber auch andere erotische Tendenzen, wie z. B. die Anklammerung, der Wunsch nach körperlichem Kontakt, die ebenso unersättlich, gierig usw. sind.

Mit all dem will ich also sagen, daß der primäre Narzißmus klinisch nie beobachtet werden konnte; was man klinisch zu sehen bekommt, ist immer nur der sekundäre Narzißmus, und auch dieser vermengt mit Resten einer verstümmelten Objektliebe. Zweitens, daß theoretisch der primäre Narzißmus undiskutierbar ist; will man die klinischen Beobachtungen mit der Theorie konfrontieren, so beginnt von neuem das ewige Spiel mit den beiden Adverbia „schon" und „noch". Damit meine ich nicht, daß die Annahme des primären Narzißmus falsch ist, bloß daß man über ihn — *per definitionem* — kaum etwas erfahren kann und eben deshalb diese Annahme überflüssig und Verwirrung stiftend ist. Wo unsere Studien beginnen, worüber wir etwas Positives aussagen können, das sind die primären Objektrelationen des Kindes. Allerdings gebe ich zu, daß diese Objektrelation von ganz merkwürdiger Art und noch bei weitem nicht durchstudiert ist. Da ihre Wirkungen aber bis ins erwachsene Alter nachweisbar sind und unsere Relationen zu den Mitmenschen, zu den erwachsenen Objekten wesentlich mitbestimmen, sind sie wohl ein eingehendes Studium wert. Solche Studien sind bereits von verschiedenen Seiten, nicht

13) In K. Abraham: Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. Wien, 1925.

nur durch uns Budapester, unternommen worden, die Ergebnisse zeigen eine erfreuliche Übereinstimmung.

So meint z. B. Glover, das Kind hat ganz früh „*some primitive objective reality of its own*". Ganz folgerichtig ist es, daß für Glover „*the term ‚narcissism' has to some extent outworn its usefulness*".[14] Ich weiß nicht ob Federn nicht protestieren wird, wenn ich seine Untersuchungen über den Narzißmus und die wechselnden Ichgrenzen auch hierher rechne.[15] Unbedingt hierher zu rechnen ist die schöne klinische Studie von Isakower über die Einschlafphänomene.[16]

Auch eine kürzlich erschienene Arbeit von Müller-Braunschweig[17] benützt die Annahme einer primären Objektrelation zur Mutter als Ausgangspunkt für die Untersuchungen über die weibliche Sexualität. Ein besonderer Platz gebührt in dieser Zusammenstellung der ausgezeichneten Arbeit von E. P. Hoffmann.[18] Darin werden genau dieselben Beobachtungen beschrieben, aus diesen die gleichen Folgerungen abgeleitet, aber alles noch gewaltsam und gequält in die alte Terminologie hineingezwängt. Man hat nur „narzißtische Befriedigung des Früh-Ichs" mit „primärer Objektrelation", „Zweieinigkeit" mit „Mutter-Kind-Einheit" usw. zu vertauschen, um zu sehen, daß Hoffmann tatsächlich dasselbe meint wie wir.

Zwei sicher zu erwartende Einwände möchte ich kurz vorwegnehmen. Man wird gegen die von uns supponierte primäre Objektrelation als erstes Argument anführen, daß das Kind noch keine Außenwelt kenne, geschweige denn Objekte in der Außenwelt unterscheide, daß es also Unsinn sei, zu denken, daß es zu diesen in seiner Seele noch nicht existierenden Objekten in irgendwelche Beziehung treten könne. Meines Wissens geschieht es hier zum ersten Male in der Psychoanalyse, daß der Umstand, daß etwas (eventuell) nicht bewußt erlebt wird, als Beweis gegen seine psychologische Existenz verwendet wird. Und weiter, woher wissen wir denn so sicher, daß der Säugling ganz und gar nichts von der Außenwelt weiß? Sicher nicht aus einwandfreien Beobachtungen, wohl aber aus theoretischen Annahmen über das infantile Seelenleben, also aus der Annahme des Urnarzißmus, während doch ebendiese Theorie erst bewiesen werden sollte. Es ist bemerkenswert

14) E. Glover: „The Relation of Perversion-Formation to the Development of Reality-Sense". Int. Journal of PsA., Vol. XIV, 1933.

15) P. Federn: Das Ich als Subjekt und Objekt im Narzißmus. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XV, 1929. — Narzißmus im Ich-Gefüge. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XIII, 1927.

16) O. Isakower: Beitrag zur Pathopsychologie der Einschlafphänomene. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

17) C. Müller-Braunschweig: Die erste Objektbesetzung des Mädchens in ihrer Bedeutung für Penisneid und Weiblichkeit. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXII, 1936.

18) E. P. Hoffmann: Projektion und Ich-Entwicklung. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XXI, 1935.

daß gerade jene Forscher, welche selbst die Möglichkeit verifizierbarer Annahmen über die frühesten Phasen der Seele am meisten bezweifeln, absolut fest und sicher zu wissen behaupten, was in der infantilen Seele nicht enthalten sein kann.

Bedenken wir auch, daß biologisch ein Lebewesen ohne Relation zur Außenwelt einfach undenkbar ist. Beginnend mit der menschlichen Entwicklung können eine sehr scharfe Realitätsprüfung und sicher objektgerichtete Tendenzen schon bei den Spermien einwandfrei nachgewiesen werden; wie könnten sie sonst die Eizellen erreichen? Ebenso gesichert ist es, daß sich die befruchtete Eizelle selbst mittels Fermenten in die Decidua einbettet. Wie und wann sollten diese Eigenschaften im Laufe der Entwicklung verloren gehen? Und tatsächlich sehen wir ähnliche, sicher objektgerichtete Tendenzen beim Neugeborenen: vor allem das Saugen und das Greifen.

Darauf wird man sagen, und das ist der zweite Einwand, die eben erwähnten Phänomene seien längst bekannt und sie hätten mit der Seele nichts zu tun, sie stellten einfache Anpassungserscheinungen dar. Wiederum argumentiert man mit derselben These, welche erst bewiesen werden sollte. Zweifellos handelt es sich hier um Anpassungserscheinungen, aber haben wir mit dieser Behauptung etwas über ihre seelische Seite ausgesagt? Das Saugen des Kindes ist sicher eine Anpassungsleistung, aber niemandem wird es einfallen, zu leugnen, daß es auch seelisch eine wichtige Rolle spielt.

Es zeigt eben die überwältigende Macht der Hypothese, daß die ganze Seele, mithin auch das Es — wie von Natur aus — ursprünglich nur narzißtisch gedacht werden konnte. Eine Seele, welche keine Beziehungen zur Außenwelt unterhält, ist die logisch einfachste Vorstellung, aber folgt es daraus, daß diese Form in der Realität auch die ursprünglichste sein muß? Dies ist ein naheliegender Trugschluß, welchem nicht nur wir Psychoanalytiker zum Opfer gefallen sind. Ähnlich setzten die Wirtschaftstheoretiker lange Zeit die sogenannte Robinson-Situation an den Anfang der wirtschaftlichen Entwicklung, ähnlich nahm man in der Kulturgeschichte an, daß sie bei logisch-einfachen Verhältnissen *à la* Rousseau beginne, und auch in der Biologie stand die Amöbe da als „*primum vivens*". Der psychologische Inhalt all dieser Annahmen ist eben der von allen Seiten abgeschlossene narzißtische Zustand. Die eingehendere Untersuchung hat dann mit diesen drei Annahmen aufgeräumt. So hatte z. B. die Biologie zu lernen, daß die logisch so einfache Amöbe eine Sekundärform ist; in ihrer individuellen (nicht phylogenetischen) Jugend weist sie Formen auf, welche flagellatenartig frei herumschwimmen, ziemlich kompliziert gebaut und vor allem sexuell dimorph sind und demgemäß zueinander Objektbeziehungen entwickeln.

Ich glaube, wir stehen vor einem ähnlichen Wandel in der Psychoanalyse. Der logisch einfachste Zustand der Seele ist sicher der Urnarzißmus. Dieser nie beobachtete Zustand wurde aus den klinisch beobachteten sekundärnarzißtischen Erscheinungen durch Extrapolation konstruiert. Diese Annahme erwies sich als ausgezeichnet brauchbar, solange die Analyse nicht wesentlich tiefer als bis zum Ödikuskomplex vordringen konnte. Verglichen mit der Ödipussituation kann der Narzißmus mit einer gewissen Berechtigung auch primär genannt werden, sind doch narzißtische Verhaltungsweisen vor der Ödipussituation einwandfrei nachweisbar. Die Analyse des Kleinkindes, das beginnende Studium der Psychotiker und vor allem die wesentliche Verbesserung unserer technischen Mittel und dadurch das tiefere Verständnis der Übertragung brachten immer mehr Material aus der präödipalen Zeit zu Tage. Bei der Erklärung dieser neuen Daten erwies sich die Theorie des Urnarzißmus immer weniger brauchbar.

Nun, auch die hier vorgeschlagene Theorie der primären Objektrelation beruht auf einer Extrapolation. Aber erstens extrapolieren wir auf viel näher und zweitens ist unsere Annahme alles andere als ein leerer Begriff. Einige Eigenschaften habe ich heute aufgezählt, weitere finden sich in den Originalarbeiten. Alle diese sind nachprüfbar. Ein weiterer methodologischer Vorteil unserer Theorie ist, daß ihr kein Ausweg offensteht wie dem Urnarzißmus durch das Spielen mit den beiden Wörtern „noch“ und „schon“. Was wir erreichen wollen, ist, daß andere unsere Annahmen als Arbeitshypothese auf ihre Brauchbarkeit prüfen. Vor allem beim Studium des Kleinkindes und des Psychotikers. Ob dann hinter den von uns supponierten primären Objektrelationen der Weg doch zum Urnarzißmus führen wird, mag dahingestellt bleiben. Ich persönlich glaube es nicht. Nach meiner Ansicht erleben wir nach der Biologie nun auch in der Psychoanalyse das Ende der Amöbensage.

„Jemanden ablehnen" — „Jemanden bejahen"

Von

Edmund Bergler

Wien

Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß die Beziehungen der Menschen zu einander *auch* irrationalen affektiven Beweggründen unterworfen sind. Sympathie und Antipathie, Zuneigung und Abneigung, Liebe und Haß, Bejahung und Ablehnung eines Menschen durch den Nebenmenschen ergeben sich nicht aus „objektiven" Tatbeständen; ebensowenig sind sie Ergebnisse einer simplen Deduktion: weil X sympathisch oder nützlich ist, wird er von der Umgebung geliebt und bejaht. Das schlechthin Unverständliche ist scheinbar am Werke; immer wieder hört man den erstaunten Ausruf: Ich verstehe nicht, wie X dem Y sympathisch sein kann. Es fehlt übrigens ein allgemein gültiger Maßstab: „Bösewichte" werden geliebt, „Liebenswerte" zur Seite geschoben. Gerechtigkeit im Affekt ist offenbar wenig erreichbar, der blinde Zufall scheint Regent.

Die Analyse hat in diesen Wirrwarr ein wenig Ordnung gebracht. Sie zeigte vor allem, daß Neurotiker die Fähigkeit besitzen, zu „*übertragen*", d. h. verjährte infantile und verdrängte Konflikte auch nach Jahrzehnten an völlig fremden Personen zu wiederholen, wobei sie diese Unschuldigen unbewußt mit den infantilen Imagines identifizieren. Daraus ergeben sich dann in der Außenwelt die possierlichsten Mißverständnisse, da sich die unschuldigen Opfer dieser Übertragung — in Unkenntnis des inneren Tatbestandes — bei Aggressionen, deren Ziel sie in unbewußter Stellvertretung sind, persönlich gekränkt fühlen, während die Akteure dieser Wiederholungs-Tragikomödie selbst keine Ahnung haben, von welchen Kräften sie geleitet werden. Im Falle der Übertragungsliebe pflegen sich die Objekte in der Außenwelt allerdings weniger aufzuregen.[1] Somit ist bei einer irrationalen Beziehung zweier Menschen vorerst zu exkludieren: liegt nicht ein die Realität verfälschendes Übertragungsverhältnis eines — oder zweier — Neurotiker vor.

Doch auch in der „*normalen Liebe*" wird keineswegs die Realität voll zur Kenntnis genommen. Im Gegenteil: der Liebe wohnen — wie *Jekels* und ich gezeigt haben[2] — ebenfalls und vor allem irrationale Motive inne. Der Liebende liebt nur scheinbar das Objekt: er verehrt in Wirklichkeit eine auf das Objekt projizierte Phantasie, die sekundär zum Teil reintrojiziert wird. Diese Imago des phantasierten Objekts ist weitgehend mit Selbstliebe

[1]) Siehe mein Buch „Das Unpersönliche im psychischen Konflikt" (im Erscheinen).

[2]) „Übertragung und Liebe", Imago, Bd. XX, 1934.

durchtränkt; sie entspricht dem eigenen Ich-Ideal. Daher die wahnhaft anmutende Überschätzung des Objektes: steckt ja hinter diesem das eigene projizierte Ich. „Liebeswahnsinn! Pleonasmus! Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!" ironisiert Heine im „Atta Troll". Gemeint ist offenbar vorerst das realitätsfremde, unbedenkliche, alle Wirklichkeit leugnende Verhalten des Verliebten. Vom Standpunkt des nicht verliebten Durchschnittsmenschen handelt der Verliebte wie ein Narr: macht man ihn auf Defekte und Fehler des geliebten Objektes aufmerksam, dann leugnet er sie empört unter wahnhafter Verkennung der Wirklichkeit; hält man ihm reale Hindernisse vor, erklärt er siegessicher, er werde sie spielend überwinden; wagt man einen Zweifel an dem Fortbestehen des passagèren Zustandes der Verliebtheit, bekommt man einen schmachtenden Seufzer als Antwort und die Versicherung ewig währender Liebe. Kurz, mit einem Verliebten kann man ebenso wenig rechten wie mit einem Fanatiker auf irgend einem anderen Gebiet. Dazu kommt, daß der Zustand der Liebe eine Änderung im „normalen" Gehaben der bis zur Verliebtheit vielleicht relativ vernünftigen Liebespartner hervorruft, die dem Nichtverliebten ebenso absonderlich wie lächerlich vorkommt. Dieses sentimentale Einander-Anschmachten, Anseufzen, in die Augen Schauen, dieses schweigend versunkene Nebeneinandersitzen, das ganze romantische Gerede von „Ich werde dich ewig lieben" — all das gleicht am ehesten noch einem psychotischen Zustand, und staunend steht der Nichtverliebte vor dem Phänomen dieses psychogenen Rausches, genannt „Liebe".

Beim „Liebeswahnsinn" gibt es — wie in „Übertragung und Liebe" ausgeführt — zwei Möglichkeiten: „entweder erscheint das Objekt an die Stelle des Ich-Ideals gesetzt, zu dem das Subjekt, der Liebende als Ich eingestellt ist, oder es waltet der umgekehrte Tatbestand vor, nämlich es agiert der Liebende selbst sein Ich-Ideal und reduziert das Objekt zum Ich. Diese beiden Mechanismen im psychischen Vorgang des Liebens haben einen ganz deutlichen Niederschlag in den Erscheinungsformen der Liebe: denn auf der einen Seite kennen wir den Typus des Liebenden, der zum Objekt hinaufblickt, in sichtlicher Unterordnung zu ihm steht, die Fürsorglichkeit des Objektes verlangend und genießend, mit stark betonter Forderung nach Gegenliebe, nach dem „auch geliebt werden". Das andere Extrem wird vom Typus des Liebenden dargestellt, der sich in der ganz entgegengesetzten Haltung gefällt, dem es überwiegend um das Patronisieren, Bevormunden, Fürsorgen und Spenden zu tun ist und bei dem auf der Erwiderung der Liebe, dem „auch geliebt werden" ein ungleich schwächerer Nachdruck zu liegen scheint". Das große Glück der Liebe liegt darin, daß jede Spannung zwischen Ich und Ich-Ideal ausgelöscht ist — glaubt sich ja das Ich vom

projizierten Ich-Ideal geliebt —, daß eine infantile Wunschphantasie nach einem inzest ähnlichen Objekt (ist ja im Ich-Ideal auch Mutter und Vater neben dem eigenen Narzißmus vertreten) realisierbar ist, daß an diesem Objekt sowohl Objektlibido befriedigt als die narzißtische Einheitsphantasie vom ewigen Nicht-Getrennt-Sein von der geliebten Mutter (= Mutterbrust) agiert wird.

Wir können den Nebenmenschen zum Objekte unserer libidinösen und aggressiven Triebtendenzen wählen — falls wir ihn nicht mit Gleichgültigkeit übergehen. Die Frage, weshalb das Ich überhaupt Objektbesetzungen vornimmt, ist deshalb keineswegs so überflüssig, wie sie vielen Bewußtseins-Psychologen scheinen mag. Denken wir an Freuds Worte:

„Die narzißtische oder Ich-Libido erscheint uns als das große Reservoir, aus welchem die Objektbesetzungen ausgeschickt und in welches sie wieder einbezogen werden, die narzißtische Libidobesetzung des Ichs als der in der ersten Kindheit realisierte Urzustand, welcher durch die späteren Aussendungen nur verdeckt wird, im Grunde hinter denselben erhalten geblieben ist.“ (Ges. Schr., Bd. V, S. 93.)

In der „Neuen Folge der Vorlesungen“ Freuds heißt es: „Es wird unausgesetzt Ich-Libido in Objektlibido umgewandelt und Objektlibido in Ich-Libido.“

Zusammenfassend lassen sich fünf Ursachen für die Objektbesetzung finden:[3]

1. Das Ich benützt das Objekt im Liebesvorgang auch zu einer Art „narzißtischem Restitutionsversuch“, um die „autarkische Fiktion“ der Allmacht aufrechtzuerhalten: rechnete es doch ursprünglich die mütterliche Brust als zum eigenen Körper gehörig. Die Entdeckung der Tatsache, daß die Mutterbrust nicht zum eigenen Ich gehört, führt zu einer schweren Läsion des Narzißmus, die zu Reparationsversuchen drängt. Sowohl die zärtliche wie die sinnliche Liebe sind beide „ihrem Wesen nach narzißtische Restitutionsversuche, die unter dem Druck des Wiederholungszwanges stehen. Halten wir uns vor Augen, daß der Geschlechtsakt körperlich gleichsam dasselbe zum Ausdruck bringt wie die zärtliche Liebe. Denn was in der zärtlichen Liebe durch die Re-Introjektion des an Stelle des Ich-Ideals gesetzten Objektes zum Ausdruck kommt, ganz das nämliche verrät sich uns in der sinnlichen Liebe schon durch den bloßen „Kontrektationstrieb“, jenes bisher rätselhafte, so drängende und die Liebenden in so hohem Maße beherrschende Bedürfnis, sich möglichst enge, fast untrennbar, aneinander zu schmiegen“. (Zitiert aus „Übertragung und Liebe“.)

3) Gekürzte Wiedergabe des Kap. VII („Fünf Funktionen der Objekte für das Ich“) meines Buches „Das Unpersönliche im psychischen Konflikt“.

2. Die Objekte dienen dem Ich als Placierungsstätte der vier Libidoqualitäten: der oralen, analen, phallischen und genitalen. Der Unterschied zwischen narzißtischer und Objektlibido liegt nach einer Vermutung Eidelbergs darin, daß „Objektlibido jene Libido ist, die der Außenwelt zugewendet ist und der die vier verschiedenen Libidoqualitäten zugehören". Wenn also eine der vier Libidoqualitäten an einem Objekt der Außenwelt befriedigt wird, handelt es sich um Objektlibido. Soweit eigene Einstellungen des Liebenden am Objekt der Liebe projektiv wiedergefunden werden, liegt narzißtische Libido vor.

3. Die Objekte sind für das Ich unentbehrlich zur Aggressionsabfuhr. Wir wissen, daß das Ich die Wendung der Aggression nach innen als größte Gefahr empfindet, und kennen den Ausweg des Masochismus, in welchem diese rückgewendete Aggression sekundär sexualisiert wird. Nach der Eros-Thanatos-Theorie wirkt ja der Todestrieb ursprünglich im Sinne der Selbstdestruktion, die Bindung an den Eros bewirkt die Abfuhr nach außen.

4. Der „unbewußte Wiederholungszwang" führt dazu, daß passiv Erlebtes in aktiver Reproduktion wiederholt wird, um das Trauma des lädierten Narzißmus zu beseitigen. Zu dieser Wiederholung bedarf es der Objektwelt: kam ja die Kränkung ursprünglich von einem Objekt, also muß sie wieder an einem Objekt erlebt werden. Die tunlichste Rekonstruktion der passiv erlebten enttäuschenden Situation in aktiver Reproduktion ist daher eine Bedingung, die mit unerbittlicher Strenge an der Zweier-Situation festhalten läßt.

5. Eine der typischen Abwehrmethoden eigener Konflikte liegt in der projektiven Erledigung: man denke etwa an den von Freud beschriebenen Typus des Ehegatten, der eigene Untreuewünsche in der Projektion auf die Frau erlebt, die er der Untreue beschuldigt. Der projektive Ausweg hat den Vorteil, einen peinlichen Affekt zu ersparen, und bietet die Möglichkeit, die der eigenen Person geltende Aggression nach außen auf die Objekte abzuleiten. Dazu sind wieder Objekte notwendig. Somit dienen die Objekte dem Ich unter Umständen auch dazu, eigene Konflikte nicht sehen zu müssen.

*

Das bisher Ausgeführte ist Rekapitulation von bereits Bekanntem. Ich will nun an vier Spezialfällen zeigen, daß das unbewußte Ich eine Art Gegenbesetzung einschalten kann, die sofort in Aktion tritt, wenn das zu erreichende Ziel — gleichgültig ob von der Es- oder Über-Ich-Seite — der Erfüllung zu nahe kommt. Diese Gegenbesetzung bewirkt, daß das Objekt, welches das Ziel

der Wünsche ist, dem Subjekt vorerst antipathisch ist, daß es mehr oder weniger schroff abgelehnt wird. Es ergibt sich also hier eine neue Fehlerquelle in der Beurteilung menschlicher Beziehungen.

1. Unbewußte Ich-Abwehr in Form eines „Vorstadiums der Antipathie" vor Beginn der Liebe.

Es ist mir wiederholt aufgefallen, daß der jeweilige Herr A., der sich später leidenschaftlich in das jeweilige Fräulein B. verliebte, ein Stadium durchmachte, in welchem ihm das später hochgeschätzte Objekt vorerst antipathisch war. Erst später — dieses Stadium dauerte verschieden lang — setzte die Liebe ein. Ähnlich verhielt sich die weibliche Partnerin. Es handelte sich in einem solchen Fall bei A. und B. um praktisch gesunde Menschen. A. fand Frl. B. beim ersten Zusammentreffen in Gesellschaft unhübsch, schlecht angezogen, uninteressant, eher gehemmt und vor allem großnasig wie seine Tante Bertha, die Schwester seiner Mutter. Frl. B. wieder war die arrogante, abschätzend-beobachtende und selbstsichere Art des A. antipathisch. Trotzdem kamen A. und B. wieder zusammen, wobei die Initiative von beiden ausging. Beide konnten nicht angeben, weshalb sie einander nochmals sehen wollten. Nach kurzer Zeit entwickelte sich zwischen beiden „die große Liebe", die ein Jahrzehnt ungetrübt währte. Einer der Liebespartner — A. — war kurze Zeit bei mir in Analyse, die ihm half, über ein tragisches Geschehen in seinem Leben rascher hinwegzukommen. Die Analyse ergab bezüglich der Objektwahl, daß Frl. B. in Art, Gehaben, Aussehen und Gesichtsausdruck geradezu verblüffende Ähnlichkeit mit der Mutter des Patienten — wie sie in ihrer Jugend aussah — hatte. Trotzdem — wir werden später sehen: gerade deshalb — war ihm Frl. B. antipathisch: sie erinnerte nämlich zu sehr an die infantile Imago. Offenbar als Abwehr gegen die mögliche Erfüllung der Es-Wünsche wurde Frl. B. von A. vorerst abgelehnt. Doch drängte sich A. — offenbar als „Wiederkehr des Verdrängten" — das Bild der indifferenten Tante Bertha auf: statt der geliebten Mutter die gleichgültige Schwester der Mutter, die er bloß flüchtig kannte. Der unbewußte Mechanismus war also rekonstruktiv folgender: Frl. B. entspricht der Infantilimago, das Über-Ich nimmt die auch beim Gesunden in homöopathischen Dosen vorhandenen Inzestwünsche wahr und prangert sie an, das unbewußte Ich wehrt vorerst den Es-Wunsch und den Über-Ich-Vorwurf ab: ich liebe Frl. B. nicht, sie ist mir unsympathisch, ist mir so gleichgültig wie Tante Bertha, die mir aus vielen Gründen, schon wegen ihrer großen Nase antipathisch ist und die mir ebenso fremd ist wie dieses fremde Frl. B. Das Resultat: im bewußten Ich des A. erscheint eher Ab-

lehnung. Trotzdem will er mit Frl. B. wieder zusammenkommen. Bezeichnend für diesen Vorgang war auch ein anderes Verfälschen der Wirklichkeit: A. wunderte sich in späteren Jahren immer wieder, wie er Frl. B. eine große Nase andichten konnte.[4] Sie hatte in Wirklichkeit ein winziges, eher kokettes Näschen . . .

Man könnte nun einwenden, diese, wie ich meine, recht typische Durchgangsphase der Liebesbeziehung — „das Stadium der Antipathie" — sei verständlich, da das „Zur-Deckung-Bringen" des Objektes mit der phantasierten Infantilimago (Edoardo Weiss) eben Zeit benötigt. Bis dies geschehen, sei das Objekt eben gleichgültig. Dem ist entgegenzuhalten, daß das Objekt dem Subjekt ja wenigstens zum Teil sympathisch sein könnte. Die direkte Abwehr ist damit nicht erklärt.

Ich nehme an, es handle sich um einen Abwehrvorgang im unbewußten Ich nach dem Motto: „es ist zu schön, um wahr zu sein". Dieses „zu schön" ruft das verbietende Über-Ich auf den Plan, das Ich wehrt sich mit dem „Stadium der Antipathie".[5] Auf die Dauer ist — wie Fälle echter Verliebtheit zeigen — diese Abwehr unwirksam.[6] Es handelt sich eher um einen passagèren Zustand, der die Verliebtheit erst einleitet.[7]

4) Wie nicht anders zu erwarten, ergab sich von hier aus der Zugang zum Kastrationskomplex des A.

5) Dieses „Stadium der Antipathie" muß nicht in allen Fällen voll ausgebildet sein. Es gibt begreiflicherweise alle Übergänge. Manchmal äußert es sich bloß in einer leisen, flüchtigen Abwehr.

6) Vielleicht gehört in diese Gruppe der Abwehr die Tatsache, daß der großen Liebe vielfach ein tastender Versuch am untauglichen Objekt vorangeht. Romeo liebt erst eine belanglose Rosalinde, ehe er sich Julia zuwendet. Siehe dazu den bekannten Ausspruch Heines in „Shakespeares Mädchen und Frauen": „Ich wage es nicht, Shakespeare im mindesten zu tadeln, und nur meine Verwunderung möchte ich darüber aussprechen, daß er den Romeo erst eine Leidenschaft für Rosalinde empfinden läßt, ehe er ihn Julien zuführt".

7) Das hier geschilderte „Stadium der Antipathie" als Vorläufer der Liebe steht keineswegs im Widerspruch zur Tatsache der „Liebe auf den ersten Blick", bei der offenbar die Abwehr des Ichs sturmartig überwunden wird. In „Übertragung und Liebe" versuchten Jekels und ich eine Erklärung des „coup de foudre"-Problems: „Der von uns postulierte narzißtische Liebesrausch hat zur Bedingung, daß das Objekt die ihm durch Projektion zugewiesene Rolle des Ich-Ideals im Sinne des Wunsches erfülle, was gemeiniglich als erwiderte Liebe bezeichnet wird, d. h. das Gefühl des Geliebtwerdens festigt. Wofern nur nichts die Illusion brüsk Zerstörendes unternommen wird, ist hier, wie die Erfahrung lehrt, das Feld und die Möglichkeit erstaunlicher Täuschungen und Fehldeutungen gegeben. Je vollständiger dabei die Entsprechung seitens des Objektes, desto beglückender und stürmischer die Liebe. Darin scheint uns auch der Schlüssel zum Verständnis der Liebe auf den ersten Blick gegeben. Als Beispiel und zugleich Beweis für diesen Sachverhalt erinnern wir an den jungen Werther, der sofort beim ersten Zusammentreffen mit Lotte in Liebesglut gerät. Was uns voll verständlich wird, wenn wir uns entsinnen, daß sie ihm damals in einer überdeutlichen Situation der gütigen Mutter, nämlich einer Schar sie umgebender Kinder Brot zuteilend, entgegengetreten ist."

2. Unbewußte Ich=Abwehr in Form „nachträglicher Begeisterung“.

Ein masochistischer Patient beklagte sich unter anderem darüber, daß er in keiner Angelegenheit eine „feste Meinung“ hätte; er sei zwar leicht zu begeistern, doch trete seine Begeisterung immer erst nachträglich auf und werde stets in Form der Kritik gegen einen anderen eingeschaltet. War er z. B. bei einem Konzert, das Bruno Walter dirigierte, ließ ihn dieser Dirigent kalt und er hob kritisierend z. B. Weingartner in den Himmel. War er aber wieder bei einer Leistung Weingartners zugegen, dann beurteilte er seinen Heros sehr kühl und schwärmte für Walter. Es sah vorerst so aus, als handle es sich lediglich um Aggressionsabfuhr, wobei der jeweilige Gegenspieler bloß des Kontrastes wegen derart überschwenglich gelobt wurde. Mir gegenüber schwärmte er z. B. von einem Psychotherapeuten, dem er wieder kühl erklärte, er habe lediglich zu mir Vertrauen. „Warum wollten Sie aber trotz Ihrer Begeisterung bei diesem ‚wunderbaren und einzigartigen Menschen‘“ (so nannte der Patient jenen Arzt) „nicht in Behandlung sein, obwohl Ihre Familie darauf drang?“ fragte ich den Patienten. „Dort war ich ja gar nicht begeistert, begeistert bin ich ja bloß im Nachhinein“, antwortete der Patient. „Wäre ich bei dem anderen in Behandlung, würde ich von Ihnen schwärmen.“

Dieses gut bekannte, scheinbar banale „Ausspielen des einen gegen den anderen“ war aber — trotz der unzweifelhaft vorhandenen aggressiven Note — recht kompliziert aufgebaut. Die Grundeinstellung des Patienten zu allen Männern — die Objekte seiner „Begeisterung im nachhinein“ waren stets Männer — war vorerst: passiv=anale Vergewaltigungswünsche. Das paßt gut zur Krankheit des Patienten: er war Masochist, demnach am negativen Ödipuskomplex fixiert. Diese Tendenz zur passiven analen Hingabe wird vom unbewußten Ich abgewehrt: der Patient kritisiert die Objekte seiner Begeisterung und schützt sich dadurch gegen sie. Die Hingabe darf er sich erst gestatten, wenn sie nicht mehr aktuell ist, wenn durch das zeitliche Intervall oder die inzwischen geschaffenen Tatsachen sozusagen eine schützende Mauer zwischen ihm und dem Überwältiger aufgerichtet wurde: das Walter=Konzert ist am Tage der Weingartner=Aufführung inaktuell, die Begeisterung für den anderen Arzt ist anachronistisch, da er bei mir in Behandlung ist und die Familie einen Wechsel des Arztes nicht mehr zulassen würde. Doch setzt sich der Es=Wunsch scheinbar doch — wenn auch in angedeuteter Form — durch: er schwärmt für seine Helden, die jeweils passé sind. Doch ist auch diese Begeisterung nicht ganz echt: sie scheint eher narzißtisch als objektlibidinös zu sein, wobei die Möglichkeit nicht auszu=

schließen ist, daß er sich mit dem jeweils Gelobten identifiziert. („Innere Identifizierung“ nach Eidelberg.)

Es liegt also wieder eine Abwehrleistung des unbewußten Ich-Anteils vor. Eine libidinöse Strebung — passiv-anale Vergewaltigung — wird mittels der Aggression[8] abgewehrt: der Patient aggrediert gegen seine jeweiligen Helden und beweist sich unbewußt damit, daß er keineswegs passiv vergewaltigt werden will, im Gegenteil aktiv männlich eingestellt ist.

3. Unbewußte Ich-Abwehr in Form der Liebeswahl nach dem Typus: Karikatur eigener Einstellungen.

Ich analysierte vor Jahren eine oral regredierende Patientin, eine Dame der Gesellschaft, die an einen sozial unter ihr stehenden Mann gebunden war, der — soweit man dies aus ihren Schilderungen entnehmen konnte — lediglich seinen oral-parasitären Tendenzen lebte. Die Patientin war an diesen Mann neurotisch fixiert, lehnte zwar so ziemlich alle seine Eigenschaften ab, konnte sich aber von ihm nicht freimachen. Besonders verächtlich fand sie seine beständige Angst, es werde zu wenig Geld da sein: er ließ sich zwar von der Frau erhalten, kümmerte sich aber um keinen Erwerb, sprach ständig von legalisierter Versorgung etc. Die Analyse ergab, daß die Patientin die Situation der Präödipalzeit: spendende phallische Mutter — parasitärer Säugling, in ihrer Beziehung zum Lebensgefährten agierte, also narzißtisch eine Doppelrolle spielte, da sie sich auch mit dem Säugling (= Mann) identifizierte. Die eigene orale Begehrlichkeit der Patientin wurde durch die Vergröberung ins Pekuniäre distanziert, ermöglichte also die Fiktion der Ablehnung, wobei aber gerade diese Begehrlichkeit an der Projektion am Mann geliebt wurde. Mit gutem Gewissen konnte sie sich stets vorhalten: so bin ich nicht. Und doch stellte der Mann bloß eine allerdings stark verzerrende Karikatur eigener oraler Einstellungen der Patientin dar und dies war die stärkste Fessel bei der wiederholt versuchten und stets mißlungenen Ablösung vom Mann.

Diese Liebeswahl nach dem Typus „Karikatur eigener Einstellungen“ konnte ich z. B. bei Heine rekonstruktiv feststellen. In meinem Buche „Das Mißverständnis Heinrich Heine“ habe ich das ausführlich dargelegt. Ich zitiere eine Stelle aus dem III. Kapitel, das die Beziehung des oral regredierenden Heine zu seiner späteren Frau Mathilde behandelt:

. . . Zum Abschluß dieser Episode mit den Cousinen (Heine verliebte sich als junger Mensch vorerst in zwei Töchter seines Millionäronkels Salomon, wurde

8) Eidelberg hat als erster darauf verwiesen, daß das jeweils entgegengesetzte Triebgemisch zur Abwehr verwendet wird.

abgewiesen und genoß sein Unglück masochistisch) trug natürlich ein quantitatives Moment bei: alles erschöpft sich zeitweise, also auch das masochistische Jammern. Der Nachdruck liegt auf dem Wörtchen „zeitweise". Denn die Pariser Grisetten, denen Heine in dieser Periode nachlief, waren ihm, wie er zu Nerval sagte, bloß „Handwerk der Liebe". Nach einigen kurzen Jahren begann aber der alte *circulus vitiosus:* Heine verliebt sich in eine — wie die Literaturgeschichte einstimmig feststellt — „unwürdige Person", seine nachmalige Gattin Eugenie Crescentia Mirat. Die schlechte literarische Sittennote, die Mathilde allenthalben abbekommt, bezieht sich auf ihre Unbildung, ihr Desinteressement an Heines Dichtung, ihre Verschwendungssucht, die den Gatten in chronische Geldkonflikte brachte, ihr hysterisches Gekeif, mit dem sie wieder den armen Heine quälte, kurz ihr ausschließliches und typisches „Weibchensein". Die Kritikaster wundern sich, wie ein geistig so bedeutender Mensch, wie Heine, dem früheren Landmädchen und der späteren Schuhverkäuferin „aufsaß", können dies nicht einmal mit ihren keineswegs übergroßen körperlichen Reizen erklären, wobei sie offenbar von der Ansicht ausgehen, Liebe richte sich nach der „Würdigkeit" des Objekts. Tatsächlich ist über die dumme, dicke Mathilde nicht viel Gutes vom Standpunkt einer Salondame auszusagen. Das sahen schon die Zeitgenossen, z. B. Heinrich Börnstein:

„. . . Warum Heines Ehe eine unglückliche war, brauche ich hier wohl nicht zu wiederholen. Ich kann hier nur hinzufügen, daß Madame Mathilde ohne jegliche Bildung, ja fast ohne Erziehung war, nichts besaß als den gewöhnlichen *bon sens* der Pariser Grisetten, einen Mann wie Heine weder zu begreifen noch zu würdigen wußte und auch nicht das geringste Verständnis für sein Wesen und seine Bedeutung hatte; sie wußte von Heines Freunden, daß er ein *‚celèbre poète allemand'* sei, was sie sich darunter dachte, bleibt dahingestellt. Sie hatte nur Sinn für den gewöhnlichsten Klatsch der Grisetten und Kommis, für Essen, Trinken und Putz, liebte es, gedankenlos auf den Boulevards zu flanieren und stundenlang die Auslagen der Putz- und Modengeschäfte zu betrachten oder in den elyseischen Feldern sich an den Produktionen der *Cafés chantants* zu ergötzen und Spazierfahrten ins Bois de Boulogne zu machen. Endlich war sie über die erste Jugend hinaus und ziemlich wohlbeleibt, sie fand es aber doch für gut, trotzdem noch mehr den naiven Gurli-Ton, das kindische Wesen beizubehalten, sie affektierte das Baby, aber das war ein altes und dickes Baby; wenn sie recht zärtlich gegen den kränklichen Heine sein wollte, so sagte sie ihm: *‚Mon pauvre chien!'* — Kurz es kann nicht verhehlt werden, Heine schämte sich seiner Frau, sah daher auch nur seine intimsten Bekannten, die Frau Mathildens Eigenheiten schon kannten, bei sich und geriet in die größte Verlegenheit, wenn aus Deutschland Leute mit Empfehlungsbriefen an ihn ankamen und den Dichter in seiner Wohnung aufsuchten. Er ließ sich dann als krank oder ausgegangen verleugnen und bat um die Adresse des angekommenen Besuches, dann schrieb er ihm am anderen Tage und gab ihm ein Rendezvous in einem Café im Palais Royal oder im Tuileriengarten und war wie gewöhnlich der liebenswürdigste Gesellschafter. Aber in sein häusliches Leben führte er Freunde nicht gern ein . . . Der arme Heine! Er hat kein glückliches Leben geführt — wer ihn, den heitern Spötter, den immer lachenden Demokrit, den genialen Humoristen und seine Bücher kennt, der kann nicht ermessen, wie gedrückt und unglücklich H. Heine als Mensch war."

Heines Urteil über Mathilde ist am treffendsten in den Worten enthalten, die aus der Frühzeit dieser Beziehung stammen:

„Ich bin verdammt, das Niedrigste und Törichteste zu lieben ... Begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?" (Brief an Laube, 27. September 1835).

Wir können ergänzen: das Niedrigste, weil es mich demütigt und durch Launen, Dummheit und hysterische Unausstehlichkeit quält. Die masochistische Note findet sich in der Beziehung zu Mathilde schon im sozialen Milieu: wir hörten, daß sich Heine seiner Frau schämte. Sie ist aber auch in Heines ewiger Angst, die Frau werde ihm untreu werden, und der von ihm dauernd festgehaltenen Annahme, Mathilde liebe ihn nicht, enthalten. Heine neckte Mathilde ständig mit der Untreue der Frauen, „die wir anbeten und die uns verraten":

„Kennen Sie — lieber Meißner — die Geschichte vom König Pheron, dem Sohne Sesostris', dem Sohne Ramses'? Es erzählt sie Herodot in seinem zweiten Buche, genannt Euterpe. Pheron, ein König von Ägypten, war von den Göttern mit Blindheit geschlagen worden, weil er in den Strom des heiligen Nil einen Pfeil abgeschossen hatte. Er wandte sich, um die Mittel seiner Heilung zu erfragen, an das Orakel und erhielt die Antwort, daß er um wieder sehend zu werden, sich die Augen mit dem Wasser einer Frau waschen solle, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Pheron tat, wie ihm geboten, er wusch sich täglich mit dem Wasser einer anderen, wusch sich zehn Jahre lang und blieb zehn Jahre blind. Er badete die Augen sogar im Wasser seiner eigenen Gemahlin, der Königin — er blieb blind. Da versammelte er die ungetreuen Weiber alle in der Stadt Erythrebolos und ließ sie verbrennen. Endlich sandte er hinaus in die Vorstädte, wo das ärgste Volk wohnte und man schickte ihm den Urin einer Tänzerin. Er hatte sich kaum damit die Augen gewaschen, als der Star von ihm abfiel. Da weihte Pheron reiche Gaben den Göttern, er ließ auf dem Markte von Memphis einen Obelisk aufstellen, an hundert Fuß hoch und acht Fuß breit, aus einem Stücke. Die Tänzerin aber ernannte er zu seiner Gemahlin. Das ist eine Geschichte, die ich nie ohne Wehmut gelesen habe — wir denken ja so gut von den Sitten unserer Voreltern — und so oft ich über den Platz de la concorde gegangen und den rötlichen Granit im Glanz der Abendsonne schwimmen sah, fiel es mir bei: Du bist vielleicht der Stein, der gesetzt wurde von dem armen blinden König Pheron zum Ruhme und zum Andenken der einzigen Treuen, die er unter Tausenden gefunden." (Meißner)

Diese unbewußt selbstgeschaffene masochistische Quälerei (Eidelbergs „masochistischer Mechanismus") wird klarer aus der ständigen Konstruktion Heines, Mathilde tue ihm Unrecht. „Niemand liebt mich — mir geschieht Unrecht" ist die Formel aller Masochisten. Das Erleben dieser Phantasie ist so lustvoll, daß sie immer wieder in der Außenwelt hergestellt oder in Ermanglung einer geeigneten Realität phantasiert wird. Heine verklagte Mathilde mit halbunterdrücktem Lächeln oft aufs possierlichste: „Ach, was war das gestern für eine Nacht!" rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Katze ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer los, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Katze

die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht." (Meißner)

Als Mathilde eines Tages von einer Ausfahrt lange ausblieb, fürchtete Heine, sie hätte ihn verlassen. „Ich schicke die Wärterin in ihr Zimmer", erzählte er seinem Freunde Meißner, „und lasse fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da ist. Ja, Cocotte ist noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich atme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen."

Diese masochistisch stets von neuem produzierte Angst äußerte sich nicht immer bloß in Witzen: der gelähmte Heine schleppte sich am Boden kriechend — er konnte sich lediglich mit den Armen fortbewegen — ins Zimmer der Frau, um nachzusehen, ob sie noch da sei oder ihm untreu geworden sei.

Und stellte sich einmal der Ausnahmefall ein, daß Mathilde den Gatten nicht quälte, dann holte er das gewissenhaft im Traume nach:

„Meine Leidenschaftlichkeit für Mathilde wird täglich chronischer; sie führt sich gut auf — jetzt quält sie mich mehr im Traume als in der Wirklichkeit — aber der geträumte Kummer und düstere Zukunftsgedanken verbittern meine Tage . . . Ihre Mutter hat mir Mathildens erstes kleines Hemdchen geschenkt und dieses wehmütige Linnen liegt in diesem Augenblick vor mir auf dem Schreibtisch". (Brief an Detmold, 17. IX. 1837.)

Und doch enthält die Beziehung Heines zu Mathilde — im Vergleich mit der Jugendliebe zu den Cousinen — zwei neue Elemente, so vertraut uns die skizzierten masochistischen Gegebenheiten auch sind: sie ist nach dem Typus der „magischen Geste" aufgebaut und entspricht bezüglich des Liebestypus einer speziellen Form der Liebeswahl: Liebeswahl nach dem Prinzip der Karikatur eigener Einstellungen. Was heißt das?

In der Beziehung zu den Cousinen war Heine der kleine, arme und unbedeutende Junge, die Mädchen die Damen der großen Welt: die Königin hätte sich zum Kuhhirten geneigt. In der Beziehung zu Mathilde war der Tatbestand gerade umgekehrt: der Grandseigneur Heine neigte sich zur kleinen Grisette. Diese Umkehrung hatte einen doppelten Sinn: einerseits zeigte sie, wie Heine seinerzeit von den hochgestellten Damen hatte geliebt werden wollen — war also eine „magische Geste" —, zugleich aber war sie eine wehmütig masochistische Anklage nach der Formel: ich bin so gütig und wurde trotzdem mit Brutalität regaliert. Andererseits wurde damit unbewußt die Kränkung des Narzißmus, des Selbstgefühls wettgemacht, die Heine beim „Fußtritt ins Herz" von den „Magen und Sippen aus Affrontenburg" davontrug: er wiederholt aktiv, was er passiv erlebte, zwecks Restitution der empfindlich gestörten Allmacht. So erklärt es sich, daß er Mathilde „zu sich emporhebt", sie im Pensionat erziehen und unterrichten läßt, unablässig bemüht, aus dem Mädchen der Vorstadt eine Dame zu machen. (Selbst der Name Mathilde ist eine Schöpfung Heines.)

Die Beziehung zu Mathilde ist wie jede Liebesbeziehung zutiefst narzißtisch. Aber auch hier ist ein Wandel im Verhältnis zur Hamburger Liebespassion sichtbar: liebte er früher schmachtend, zum Ideal emporblickend, so ist jetzt der Tatbestand auch hier scheinbar umgekehrt: aus der Frau wird das zu beschützende Kind. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind", sagt er wiederholt über Mathilde. In der früher mitgeteilten Terminologie ausgedrückt: vorerst liebte Heine nach dem Schema der Projektion des Ich-Ideals, wobei er sich selbst als Ich einstellte, während er jetzt selbst das Ich-Ideal agiert und das Objekt

zum Ich reduziert. Daher das Vorherrschen der Attitude des Beschützens, Patronisierens, Befürsorgens.

Ich sagte, die Liebeswahl Heines bei Mathilde wurde vorgenommen nach dem Typus: Karikatur eigener Einstellungen. Wieder ist also der Narzißmus im Vordergrund, wieder liebt Heine in Mathilde sich selbst, diesmal aber in einer unbewußten Distanzierung. Zunächst fallen weitgehende Ähnlichkeiten im Charakter beider Ehepartner auf: Heine und Mathilde sind ganz gleich lebenshungrig, naiv genießend, geldverschwenderisch, leicht aufbrausend, hysterisch aggressiv, parasitär, nur in den Tag hineinlebend, von sich eingenommen. Man könnte fast sagen, Mathilde sei die volkstümliche, ungeistige Ausgabe von Heine selbst. Gerade die Primitivität, mit der Heines Eigenschaften bei Mathilde ausgeprägt sind, ermöglichte es Heine, vor sich selbst unbewußt zu distanzieren: so bin ich nicht. Die Doublette gewährt also eine Schuldgefühlsentlastung und verhindert nicht die Selbstliebe in der Projektion. Die innere Identität ist es aber, die Heine an Mathilde liebt. Wenn Mathilde an einem Kaschmirschal kindisches Vergnügen hat und Heine in einer höheren Sphäre am Zur-Schau-Stellen seiner selbst im Gedicht — gibt es da nicht, trotz allem scheinbar Trennenden, eine innere Gleichheit? Wenn Heine stundenlang durch die Straßen flaniert, die Frauen beobachtend und die Umwelt psychologisch studierend, und Mathilde stundenlang vor den Auslagen steht — ist der Unterschied tatsächlich so überwältigend? Wenn Heine und Mathilde stundenlang mit Genuß tafeln: er boshafte Bemerkungen über die Gäste macht, sie den Alltagstratsch plappernd — die innere Identität ist unverkennbar.

Es ist auffallend, wie häufig gerade bei oralen Menschen die skizzierte Liebeswahl vorkommt, und erstaunlich, daß sie bisher übersehen wurde. Immer enthält diese Liebeswahl eine starke Aggression gegen das Objekt. Denn das Aufzeigen: „so bin ich nicht" bedingt ja eine Vergröberung.

„Wenn man von mir geliebt werden will, muß man mich *en canaille* behandeln", höhnte Heine in der Annahme, er mache einen Witz. Er hätte den gleichen Satz ernsthaft aussprechen und hinzufügen können: man muß mir gleichen, um von mir geliebt zu werden. Vom Verständnis des narzißtischen Charakters der Liebe war aber Heine meilenweit entfernt. Er empfand seine jeweilige Liebeswahl nur als Verhängnis, als unverständliches Schicksal. Auf die Idee, daß er selbst der Veranstalter seines Schicksals war, ist er nie gekommen.

4. Unbewußte Ich-Abwehr in Form der Antipathie gegen die Außenweltrepräsentanz einer inneren Verlockungsgefahr und eines eigenen Gewissensvorwurfs.

Ein Patient mit „psychogener oraler Aspermie",[9] der in der Analyse bei mir geheilt wurde, empfahl seinem Kollegen die Kur, die dieser auch auf-

9) Siehe meine Arbeiten „Über einige noch nicht beschriebene Spezialformen der Ejakulationsstörung", Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XX, 1934, resp. Int. Journal of PsA. (*Some Special Varieties of Ejaculatory Disturbance not Hitherto Described*), Bd. XVI, 1935, und *Further Observations on the Clinical Picture of „Psychogenic Oral Aspermia"*, Bd. XVIII, 1937, Heft 2/3. Eine zusammenfassende Darstellung findet sich in meiner Monographie „Die psychische Impotenz des Mannes", Bern, 1937.

suchte. Im Zentrum dieser Analyse standen masochistische Charakterstörungen.

Der Patient war meinem früheren Patienten gegenüber seit Jahren voller Aggression, die sich hinter einer dünnen Schichte von „Gönnertum" notdürftig verbarg. Er übertrug auf ihn seine Bruder-Vater-Beziehung. Vor allem konnte er ihm seine wissenschaftlichen Publikationen — beide Patienten waren Tierärzte — nicht verzeihen: er sprach über diese teils mit Verachtung, teils voller Hohn und betonte immer wieder ihre völlige Wertlosigkeit. Doch war die so deutliche affektive Stellungnahme des Patienten diesem keineswegs bewußt und es dauerte längere Zeit, bis ich ihm seine Aggression klarmachte. Erst als ich ihm, um ihn zu widerlegen, sagte: „Ich verstehe nicht, warum Sie sich über die Publikationen Ihres gehaßten Freundes aufregen; nach Ihrer Darstellung ist sein Publizieren eine Art wissenschaftlichen Selbstmordes. Warum lassen Sie ihn also nicht durch schlechte Arbeiten sich zugrunderichten?" — da wurde dem Patienten klar, daß seine Stellung unbewußte Ursachen haben müsse. Es kamen zum Vorschein:

Neid auf den bevorzugten agilen Bruder, dem er in der Phantasie einen Riesenpenis andichtete,

eigene passive Kastrationsphantasien, die sich in seiner wissenschaftlichen Sterilität und der Angabe äußerten, er hätte sich all das, was der Freund publizierte, schon längst vorher gedacht,

masochistisch zentrierte Straftendenzen, da er seinen Haß gegen die Publikationen des Freund-Feindes so deutlich zur Schau trug, daß er sich in seinem Kollegenkreise bereits lächerlich machte und diese selbst provozierte Situation unbewußt genoß, etc.[10]

Doch änderten — zu meinem nicht geringen Erstaunen — all diese Deutungen trotz längerem Durcharbeiten in der Übertragung nichts Wesentliches am Verhalten des Patienten. Er schimpfte weiter über den publizierenden Freund, den er natürlich auch mit mir identifizierte. Endlich ergab sich folgende Erklärung für das Verhalten des Patienten: er faßte unbewußt Publikationen als eine Art verschobener Exhibition auf. Der publizierende Freund war also eine Art Verlockungsgefahr für die eigenen starken, verdrängten Exhibitionswünsche, gegen die er sich ständig zur Wehr setzen mußte. Das Sonderbare war, daß er in der Abwehr der Publikationen seines Freundes und in der eigenen Sterilität seinem Gewissen stets seine Bravheit vordemonstrieren konnte: ich exhibiere nicht, bekämpfe im Gegenteil diese „Unanständigkeit".

10) Außerdem lag — ähnlich wie im zweiten Beispiel — die Abwehr eigener analer Vergewaltigungswünsche in Form der Mobilisierung der Aggression vor.

Doch erschöpft sich damit das Dilemma des Patienten nicht: der publizierende Freund war auch von der Über-Ich-Seite her ein ständiger Gewissensvorwurf. Das Ich-Ideal des Patienten stammte zum Teil von seinem wissenschaftlich bedeutenden Vater her. Der „Du sollst"-Anteil des Gewissens hielt ihm unbewußt ständig die Forderung nach wissenschaftlicher Arbeit vor. Der „Du darfst nicht"-Anteil[11] verbot ihm die wissenschaftliche Arbeit, weil er erstens sich mit dem Vater nicht identifizieren durfte, da damit die Wünsche auf die Mutter verknüpft waren, und er die Identifizierung mit dem Vater überhaupt als eine Art Töten des Vaters auffaßte (E. Weiss), zweitens weil „publizieren" im unbewußten Vokabular des Patienten „exhibieren" hieß.

Der publizierende Freund war demnach:
von der Es-Seite: eine Gefahr der Verlockung zur Exhibition,
von der Über-Ich-Seite: ein ständiger Gewissensvorwurf.

Das unbewußte Ich erwehrt sich der Exhibitionsgefahr durch Abwehr der Publikationen des Freundes, d. h. durch ein Vordemonstrieren der Bravheit an die Adresse des Über-Ichs. Durch wissenschaftliche Sterilität[12] rettet er sich vor diesem Teil der Gefahr. Doch entgeht er damit nicht dem zweiten Konflikt: dem ständigen Gewissensvorhalt, der das verpönte Publizieren geradezu fordert. Tatsächlich sind beide Forderungen des Gewissens widerspruchsvoll: er soll publizieren und darf es nicht — wobei beide Befehle vom gleichen Über-Ich ausgehen!

In seiner Verzweiflung — der Patient weiß natürlich bewußt nichts von diesem Konflikt — prägt er die Formel, wissenschaftliche Arbeit sei überhaupt sinnlos, weil alles schon bekannt sei. Man könne nichts Neues finden. Wir verstehen die Impetuosität, mit der er dem publizierenden Freunde vorwirft, seine Funde seien bekannt oder banal. Durch prinzipielle Leugnung der wissenschaftlichen Arbeit glaubt er sich aus der Schlinge des Doppelkonfliktes zu ziehen. Es ist, als leugnete ein Impotenter seine die Impotenz bedingenden Konflikte, indem er die Existenz des Penis anzweifelt.

Es sei zur Ehre des Patienten gesagt, daß er über die affektiven Ursachen seiner Kritik am publizierenden Freund — vor allem über den durch das Über-Ich bedingten Anteil — erschüttert war und sein Urteil revidierte.

11) Siehe Freuds Auffassung vom „Doppelangesicht des Über-Ichs", Ges. Schr., Bd. VI, S. 378 ff.

12) Über die Ursachen der wissenschaftlichen Sterilität vieler Wissenschaftler will ich mich hier nicht äußern; ich bereite eine größere Arbeit darüber vor. Eine der Ursachen wurde bereits gestreift: die neurotische Hemmung des Schautriebes in seiner aktiven und passiven Komponente. Bezüglich der komplizierten Über-Ich-Verhaltungsweisen muß ich auf die spätere Publikation hinweisen. Natürlich ist nicht jede wissenschaftliche Sterilität neurotisch: es gibt auch echte Talentlosigkeit.

Solche Konsequenzen aus einer Selbsterkenntnis sind in der Außenwelt recht selten.

*

Wir sehen in allen vier Beispielen, daß es offenbar die quantitative Triebstärke ist, die das Ich zur Abwehr drängt, wobei es für den Effekt gleichgültig zu sein scheint, ob der unbewußte Ich-Anteil sich gegen überstarke Es-Wünsche oder überstarke Strafwünsche des Über-Ichs wehrt. Die nun folgende Abwehr — mag sie nun in einer Art Liebe oder Haß bestehen — ermöglicht die Distanzierung. Diese und ähnliche Beispiele mahnen, noch vorsichtiger zu sein bei der Beurteilung von affektiven Einstellungen der Menschen: wir haben es nicht einfach mit Durchbrüchen von Es-Wünschen zu tun. Erst die komplizierten Abwehrvorgänge des unbewußten Ichs liefern den Schlüssel zu vielen affektiven Stellungnahmen, die in der Außenwelt unter der Marke: „Einen Menschen ablehnen" — „einen Menschen bejahen" anzutreffen sind.

Das Wiegenlied

Von

C. M. Versteeg-Solleveld

Den Haag

Man kann das Wiegenlied durch alle Zeiten und Völker verfolgen. Es ist alt wie die Menschheit.

Jedes Kind ist eingeschläfert und beruhigt worden mit den Liedern, die die Mutter an der Wiege singt.

Wenn, nach Weckerlin, der erste Gesang der Menschheit ein Liebeslied war, entstanden, als Adam zu Eva sagte: „Ich liebe dich!", so war der zweite ein Wiegenlied, das Eva ihrem Erstgeborenen sang. Nicht nur der Theoretiker stellt eine solche Hypothese auf, auch der Dichter von Eve's Cradlesong muß einen Glauben dieser Art haben, wenn er Eva das „Sleep, sleep, little Cain", singen läßt.

Combarieu spricht sein Erstaunen darüber aus, daß niemand noch auf den Gedanken gekommen ist, den Ursprung des Rhythmus in der Bewegung der mütterlichen Arme zu suchen, die das Kind einschläfern soll.

Bei fast allen Autoren, die über das Wiegenlied schreiben, fühlt man, wie sie von der Gestalt der liebenden Mutter, die ihr Kind in Schlaf singt, angezogen wurden und sich mehr oder weniger mit dem schlafenden Kinde identifizierten. Ein Gedicht Rückerts beweist die Nachwirkung des Wiegenliedes im Leben der Erwachsenen:

„Ich war ein böses Kind und schlief nie ungesungen,
Doch schlief ich ein geschwind, sobald ein Lied erklungen,
Das meine Mutter sang gelind.

Und also bin ich noch, ein Schlaflied muß mir klingen;
Nur dieses lernt' ich doch, es selber mir zu singen,
Seit ich der Mutter wuchs zu hoch.

Und was mir tief und hoch nun mancherlei erklungen,
Ist nur ein Nachhall doch von dem, was sie gesungen;
Die Mutter singt in Schlaf mich noch."

Nicht nur der Dichter weiß von diesem Einfluß, auch Millicent Washburn Shinn in „Notes on the development of a child" schreibt: „That it is in the mother's lullaby and the association of her soothing and protecting presence, from the earliest dawn of consciousness, with this time of oncoming sleep, that some of the deepest roots are struck of the

emotional relation between mother and child, which give it the almost mystical character it assumes in memory in after life."

Es sind uns Wiegenlieder aus der Dichtung des Altertums erhalten, von denen sicher ein Teil auf uralte Volkspoesie zurückgeht. Schon die Griechen kennen solche Lieder. Bei Theokrit 3 Id. XXIV, 8, 7, singt Alkmene Herkules und seinen Halbbruder Iphikles in den Schlaf mit den Worten:

„Schlaft mir, Kinderchen süß, o schlaft den erquickenden Schlummer,
Trauteste, schlaft, o Seelchen, ihr Zwillinge keck voll Lebens,
Liegt in seliger Ruh und erreicht in Ruhe das Frühlicht."

Die Griechen nannten solche Lieder, die den Kindern, wenn sie schlafen sollten, beim schaukelnd Umhertragen gesungen wurden, Baukalemata.

Auch in der zweiten Satire des römischen Dichters Persius singt eine Großmutter dem Säugling ein Liedchen vor, in dem sie von seiner glanzvollen Zukunft phantasiert:

„Ihn (den Säugling) müssen König
Und Königin zum Eidam sich erküren,
Um ihn die Mädchen unsrer Stadt sich reißen
Auf seinem Fußtritt lauter Rosen blühn."

So können wir das Wiegenlied durch Altertum und Mittelalter bis in unsere Zeit begleiten. Neben dem „ninne-nanne", mit dem oft die Wiegenlieder der Romanen, Deutschen und Neu-Griechen anfangen, kommen auch andere Koserufe vor: somsom, do-do, susse-susse, lulla-lulla usw., alle zärtlich und einschmeichelnd klingend, um das Kleine zu besänftigen und einzuschläfern. Eia popeia ist ein anderer allgemein verbreiteter Anfang dieser Lieder. Viele Linguisten haben sich mit der Herkunft dieser Anfangsworte beschäftigt, was aber für unsere Zwecke nicht wichtig ist.

Die unzähligen Wiegenlieder, die uns aus dem Mittelalter erhalten sind, bezeugen die Richtigkeit des Wortes Fischarts im Podagrammisch Trostbüchlein 1577:

„Wo Honig ist, da sammlen sich die Fligen,
Wo Kinder sind, da singt man um die Wigen."

Derselbe Dichter bringt übrigens in seiner Übersetzung von Rabelais' Gargantua (Trunkene Litanei) die Trinksitten seiner Zeit mit dem Singen an der Wiege zusammen:

„Nun singt ihm drein,
So trinkt er fein,
Denn er war allzeit ein böses Kind,
Schlief nimmer ungesungen."

Forschungsreisende, Ethnologen und Missionäre, die zu den primitiven und wilden Stämmen vorgedrungen sind, haben uns gezeigt, daß das Wiegenlied keineswegs auf entwickelte Kulturen beschränkt ist. Es findet sich bei den Eskimos, Hottentotten, Australiern, Indianern usw. und Ploß betont, daß die Schlummerlieder aller Völker in Ton und Inhalt einen auffallend übereinstimmenden Charakter haben. Die Gesänge, welche an der Wiege gesungen werden, haben auch musikalisch einen weiten Bereich. Man kann ihre Entwicklung von einigen primitiven Takten bis zu den schönen Liedern von Brahms, Mozart, Strauß, Schubert und vielen anderen verfolgen. Die Worte, welche diese Klänge begleiten, variieren von monotonen Wiederholungen onomatopöetischer oder sinnloser Silben, von Liedern, wo Text und Melodie von den zärtlichen Müttern selber gedichtet und komponiert wurden, bis zu den Äußerungen unserer größten Dichter. Es ist reizvoll zu beobachten, wie sich Spiel und Ernst im Wiegenlied vermengen, heitere und traurige Inhalte miteinander abwechseln. Beim Lesen der Verse:

„Schlafe jetzt, mein Kindchen,
Hab' noch viel zu tun,
Muß dein Jäckchen flicken,
Darf noch lang nicht ruh'n."

würde man nicht vermuten, daß dies die Übersetzung eines alten Wiegenliedes ist, das Friedenthal bei den Kreolen Amerikas aufgezeichnet hat.

Man könnte sich fragen, warum singt die Mutter dem Kinde vor? Die meisten Autoren, die sich mit dem Wiegenlied beschäftigt haben, meinen, es sei nur entstanden, damit die Kleinen eingeschläfert, besänftigt und erheitert würden. Die Redensart „weinende Kinder, singende Mütter" besagt dasselbe. Diese Anschauung findet sich in vielen Wiegenliedern selbst.

Man darf aber nicht vergessen, daß es auch ein Zeitvertreib für die Mütter ist, eine Erleichterung ihrer Seele. Die Sängerin an der Wiege will auch zugleich wach dabei bleiben und angenehm unterhalten sein. Georg Wither will, daß das Wiegenlied Mütter und Kinder an die Fürsorge Gottes erinnern soll:

"Then sleep thou too, my baby,
My little heart so dear;
The Virgin is beside thee,
The son of God is near."

Lieder dieser Art werden freilich mehr den Vorstellungen der Mütter als denen der Kinder entsprechen. Was Preuß von den Arbeitsliedern im allgemeinen sagt, nämlich, daß sie „zur bloßen Unterhaltung dienen, sofern sie

nicht die Arbeit magisch fördern sollen", ist auch für das Wiegenlied anwendbar. Der letzte Teil seines Satzes weist auf die magische Bedeutung hin, die das Lied haben kann. Viele Wiegenlieder sind dann auch wahrscheinlich „charms, magical formulae, which are sung or recited to bring about some result conceived as beneficial", wobei sich die religiös-magische Wirkung durch Wiederholung und Refrain verstärkt.

Fragt man sich, was die Mutter dem Kinde vorsingt, so ist es natürlich anzunehmen, daß das Gesungene für das Kind bestimmt ist. Man möchte André Theuriet beistimmen, wenn er sagt, daß die Wiegenlieder „n'y brillent par la logique, mais elles sont ingénieusement appropriés à l'intelligence naissante de l'enfant. Les phrases sans rime ni raison sont composées de mots lumineux et sonores, destinés à agir sur la fraîche imagination du bambin." Für diesen Zweck, das Kind zu beruhigen und einzuschläfern, genügt ein monotoner Rhythmus und das unendliche Wiederholen von einigen Klängen, wovon viele Beispiele aller Art bestehen.

Daß das Kind aber je das in den Worten der Mutter Enthaltene, wie einfach es auch sein möge, inhaltlich verstehen kann, ist ausgeschlossen. Es spürt vielmehr den affektiven Ton dieser Gesänge und die Gesinnung der Mutter ihm gegenüber, und dies übt mehr als die Worte eine psychische Wirkung aus.

Böckel sagt von diesen Liedern, daß sie einschmeichelnd klingen wie das Geläute zahlreicher kleiner Silberglöckchen.

Wir werden also annehmen, daß das Wiegenlied neben seiner selbstverständlichen Funktion, das Kind einzuschläfern, den Sinn hat, bestimmten Vorstellungen und Gefühlen der Mutter einen angemessenen Ausdruck zu geben. Im Wiegenliede spiegelt sich das ganze Verhältnis der Mutter zu ihrem Kinde. Alle ihre Freuden und Schmerzen, ihre Hoffnungen und Sorgen, insbesondere soweit sie dem Baby gelten, finden hier Ausdruck.

Natürlich wird die innere Zärtlichkeit in diesen Gesängen die Hauptrolle spielen. Hier findet die Mutterliebe ihren erfülltesten Ausdruck. Der Anblick des Kindes, das allmählich in den Schlaf versinkt, wird es verstehen lassen, daß die Liebesregungen im Wiegenlied im Vordergrund stehen.

So wird in diesen Liedern die Schönheit und Artigkeit des Kindes gepriesen, es wird als holder, süßer Knabe, blond Engelein, kleine süße verträumte Frau, klein Sonnenkind angesprochen und wird mit einem Prinzchen gleichgesetzt. Von einem Mädchen heißt es:

"Men your father honour now,
Wenn they see your lovely brow."

Ein Lied aus Korsika lautet:

„Nininna, mein Liebling! Wenn du erst einmal größer bist und wandelst durch die Auen, werden die Kräuter blühen, die Quellen von Öl triefen und das Wasser des Meeres wird duften wie Balsam, damit mein Liebling sich erquicke."

Die Mutter singt die Zukunft des Babys in den rosigsten Farben; ihm wird etwa prophezeit, daß es König werden soll. Was sie ihm wünscht, hängt von den Sitten des Landes ab, denn das höchste für die Drusen-Frauen ist, daß das männliche Kind, von dem am meisten die Rede ist, schöne Pferde reiten wird. In einem hochländischen Wiegenlied heißt es:

„Schlafe, süßer kleiner Donald,
Ebenbild des großen Ronald
— — — — — — — — — — — —
Wenn du groß bist, stiehl ein Fohlen
— — — — — — — — — — — —
Stiehl dir Geld und stiehl dir Glück,
Und ins Hochland komm zurück!"

Wie herrlich wird ihm die Zukunft geschildert, wenn die Mutter ihm singt:

„Schlaf, mein Herzenssohn, du schönster auf der Welt,
Sollst auch Hauptmann sein, ein großer Kriegesheld.
Von Gold trägst du ein Kleid,
Ein Schwert zum Kampf bereit.
Bist herrlich anzuschauen,
Den Mädchen und den Frauen,
Wenn sie in ihrer Pracht
Zum Schlosse dich gebracht.
Und kommt herbei das Jahr,
So führst du zum Altar
Die allerschönste gar."

Auch die Zukunft, welche dem kleinen Mädchen prophezeit wird, ist natürlich von den Sitten des Landes abhängig. Entweder ist das Ideal matrimonial oder monastisch. Die venezianische Mutter ist davon überzeugt, daß der Mann, der niemals in seinem Leben geliebt hat, ihre Tochter lieben soll. Die französische Mutter hofft, daß das Mädchen mit 15 Jahren heiraten wird, während in Palermo und Sizilien das Ideal ist, daß die Mädchen ins Kloster gehen.

Bei den Korsikanern hofft die Großmutter, daß ihr Enkelkind später, wenn er Mann sein wird, genau so tapfer und blutdürstig werden wird wie sein Vater und dessen Tod rächen soll.

Gewiß erscheinen im Wiegenlied daneben Vorstellungen und Gefühle von anderer Art. So nimmt z. B. die Beziehung der Mutter zum Vater in dem

Wiegenlied einen breiten Raum ein. Die Zärtlichkeit ihm gegenüber kommt dabei ebensosehr zum Ausdruck wie etwa eine momentane oder länger dauernde Verstimmung. Sie sagt z. B.:

„Schlaf sanft, du kleines Mutterherz
Dein Vater macht mir bittern Schmerz."

Freudig klingt:

"As the coral, rare and bright,
In your life does father live."

Auch klagt sie darüber, wie der Vater spät abends betrunken nach Hause kommen wird:

"Thy bad father is at the inn;
Oh! The shame of it, and the sin!
Home at midnight he will fare,
Drunk with strong wine of Navarre."

Oft wird angeführt, wie ähnlich das Baby in der Wiege dem Vater sieht, welche gemeinsamen Züge die Mutter in dessen Gesichtchen erkennt. Auch das kann Anlaß zu frohen oder traurigen Gefühlen geben.

Im Wiegenlied einer unglücklichen Mutter, das von Herder aus dem Schottischen übersetzt wurde, heißt es:

„. . . Doch macht's mir Schmerz,
Daß du auch trägst sein Gesicht und Herz."

Schiller läßt die verlassene Mutter sagen:

„Tödlichlieblich sprach aus allen Zügen
Sein geliebtes, teures Bild mich an."

Auch im Französischen heißt es vom Vater:

»Il me semblait dans ses caresses
Naîf, innocent comme toi!«

In einem anderen Lied erzählt die Mutter ihrem Knaben vom Los seines Vaters, der wegen seiner Liebe zur Freiheit im Gefängnis sitzt:

„Heil dir, wenn du dereinst auch bist,
Was dein gefang'ner Vater ist."

Großer Stolz auf den Vater spricht aus dem:

„Du, Kind eines starkschenkligen Vaters!"

Und scherzhaft klingt das:

„Schlaf, süßer Knabe, süß und mild,
Du, deines Vaters Ebenbild!
Das bist du, zwar dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.
Nun eben jetzo war er hier
Und sah dir ins Gesicht,
Und sprach: Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht!

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muß es seine Nase sein.
Denn wenn's nicht seine Nase wär,
Wo hätt'st du denn die Nase her?
Schlaf, Knabe, was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht,
Und habe nur sein Herz."

Traurig beugt sich die verwitwete Frau über die Wiege *„to trace thy father's dear image again in thy face."*

Dieses Bild führt zu den mannigfachen Sorgen der verwitweten oder verlassenen Mutter für die nahe oder ferne Zukunft, sowohl die ihrige als auch die des Kindes, die im Wiegenlied Erwähnung findet.

Für den Psychologen versteht es sich, daß man neben und hinter den Gefühlsäußerungen im Wiegenlied Andeutungen von Vorstellungen und Regungen begegnen wird, die den Namen unbewußt oder vorbewußt verdienen. So findet der Narzißmus der Mutter hier einen Ausweg, der besonders der Natur der Frau naheliegt. Stolz auf die Schönheit des Kindes ist eigentlich der Stolz auf die eigene Schönheit.

Auch wird im Wiegenlied häufig der besonderen Sorgfalt gedacht, welche gerade die betreffende Mutter im Gegensatz zu anderen dem Kinde widmet. Dann erscheint der so natürliche Narzißmus der Mutter in der Form, daß niemand für ihr Kind so sorgen und es so liebevoll pflegen kann wie sie:

„O, dein Bettlein macht dir keiner
je so weich, so liebewarm!"

Immerfort wird dem Kinde davon gesprochen, daß Muttersorge und Mutterliebe ewig und unersetzlich sind, und man muß eingestehen, daß dieser Glaube an ihre Unersetzlichkeit seine guten psychologischen Gründe hat, denn nicht nur tröstet er die Mutter für die viele Mühe, die sie wegen des

Kindes hinnehmen muß, sondern er verdeckt auch ihr Schuldgefühl, das sie, wie wir später sehen werden, dem Kinde gegenüber hat.

Es ist verständlich, daß das Bild von Maria mit dem Jesuskind in jeder Mutter unbewußt eine Identifizierung mit der Magd Maria wachruft; das setzt sich darin durch, daß das betreffende Kind in vielen Wiegenliedern mit dem göttlichen Baby verglichen wird, zumindestens wird Jesus häufig als der kleine Bruder bezeichnet. In einem holländischen Lied sagt die Mutter:

„ich bin so still und stolz
als wärst du Jesus und ich die Mutter Gottes."
(Freek van Leeuwen)

In dieser Identifizierung kommt der Wunsch der Mutter aus ihrer Kleinmädchenzeit, ein Kind des Vaters zu bekommen, zur verhüllten Darstellung. Die unbefleckte Empfängnis Mariä drängt dabei das Abstoßende des Sexuellen in den Hintergrund.

Manchmal findet sich ein Hinweis auf die armselige Situation, in welcher das Jesuskind seine Babyzeit verbracht hat und man spürt auch in den meisten Weihnachts-Wiegenliedern schon den Schatten des Kreuzes. Vielleicht sind die Äußerungen von Wehmut und Trauer die Folge des Schuldgefühls über die inzestuöse Vater-Bindung.

Regungen, die selbst als anstößig gelten würden und vom Bewußtsein abgelehnt werden, können an der Wiege noch ihren unschuldig natürlichen Ausdruck finden. Die verdrängten Tendenzen, wie z. B. solche sinnlicher Natur, können sich hier noch in unverhüllter Form zeigen. So finden wir in einem Wiegenlied der Maori-Frau in Neu-Seeland, daß die Mutter ihre Bewunderung ausdrückt für die Augen und Glieder des Kindes und am Ende sagt:

„Du, der du einen kräftigen Penis hast,
Wie wirst du kräftige und viele Kinder zeugen."

Die Bewunderung und das Interesse der Mutter drückt sich manchmal darin aus, daß die genannten Teile gestreichelt und geküßt werden. Es ist interessant, daß sogar hier die Verdrängungswirkung in einer kleinen doch wichtigen Abweichung auftritt, die sich auf die motorische Aktion bezieht. Statt das Glied zu streicheln und zu küssen, küßt die Mutter die eigenen Finger.

Im „Schlafe, mein Prinzchen", spielt das sexuelle Moment auch seine Rolle, — alles schläft, überall ist Ruhe —,

„Nur in der Zofe Gemach
Tönet ein schmelzendes Ach!
Was für ein Ach mag das sein?"

Die inzestuösen Regungen im Mutter-Sohn-Verhältnis brechen in den Wiegenliedern auch schon durch; z. B. im Norwegischen:

"Vil du vaere min lille mand
Saa vil jeg vaere din kone."

oder:

„Eia, Brunelle
Ik weege 'n lütjen Junggeselle,
Ik weege em alle Dage so gern,
Ik meen, et scholl mien Brägam noch wer'n."

Wenn die Zunifrau ihrem Knaben etwas vorsingt, so nennt sie ihn ihren kleinen Mann.

Zu diesen unbewußten oder vorbewußten Bestandteilen des Wiegenliedes gehört auch der dort zutage tretende Wunsch, das Kind möge lange klein bleiben. Neben der Tendenz der Mutter, das Kind in diesem Stadium der Hilflosigkeit und Abhängigkeit zu erhalten, spricht die Angst vor späteren Sorgen und späterem Leid, das den Kleinen in seinem Leben treffen wird, mit:

„Jetzt noch, mein Söhnchen, ist goldene Zeit,
Später, ach später ist 's nimmer wie heut';
Stellen erst Sorgen ums Lager sich her,
Söhnchen, dann schläft sich 's so ruhig nicht mehr."

Ebenso spricht aber die Furcht mit, das Kind werde sich mit dem Erwachsenwerden von der Mutter ablösen:

„Schlaf no, mis Ditte, no bisch du im Ei,
Wachst dir d'Flügel, so flattresch du frei."

Gewiß gehen in diese Regung auch andere uneingestandene Befürchtungen ein. So z. B. das Vorgefühl, daß das Kind mit seinem Größerwerden der Mutter auch mehr Kummer machen werde als jetzt im Babyzustand. Ein holländisches Sprichwort sagt:

„Kleine Kinder, kleine Sorgen,
Große Kinder, große Sorgen."

Irgendwie muß aber, und vielleicht am stärksten, in dieser Befürchtung der unangenehme Gedanke an das eigene Altwerden mitklingen.

Es mag uns zuerst erstaunen, daß mitten aus der so intensiven Zärtlichkeit für das Kind ungeduldige, ärgerliche, ja sogar feindselige Regungen im Wiegenlied auftauchen. Denken wir aber daran, wie die ermüdete Mutter das Einschlafen des Kindes erwartet, um sich dringenden Hausarbeiten zuzuwenden oder die wohlverdiente Ruhe zu genießen, dann verstehen wir, daß die Mutter sich solcher Gefühle nicht erwehren kann.

Daß die Mutter müde ist und gerne Ruhe haben will, findet man öfters ausgesprochen:

„Eia, popeia,
Schlief lieber wie du,
Willst mir's nicht glauben,
So sieh mir nur zu.
Sieh mir nur zu,
Wie schläfrich ich bin,
Schlafen, zum Schlafen
Da steht mir mein Sinn."

Hierin zeigt sich auch eine Art Eifersucht oder Neid in der Mutter, wenn sie das sorglos schlafende Kind betrachtet und daran denkt, daß sie selbst voll Sorgen ist und für sie noch lange nicht die Zeit zum Schlafen gekommen ist. Auch sie möchte gerne so schlafen wie das Kind.

Öfters drängt sich auch der Vergleich mit anderen Frauen auf, die Zeit haben, das Leben zu genießen, während die Mutterschaft die Sängerin davon abhält.

Häufig erscheint in diesen Gesängen schmerzlicher oder freundlicher Rückblick auf die Zeit, die vor der Geburt des Kindes war:

Als ick na ne Junfer was, was ick so fin,
So fin, as man ne gnädig Frölen ma sin,
Da was ick so wacker und so fin, als derto
Nu sitt ick bi de Weigen un singe ei, ei,
Eia, eia popeia, eia, eia popeia.

Wenn up de Märkten nix was to daun,
Dann konn ick up 'n Awend mit den Spinnrad utgaun,
Dat sang sick, dat spann sick vor Lust un Pleseer,
Dann seggen de Jungens: Bist doch en wacker Deerr.
Nu sitt ick bi de Weigen und singe ei, ei,
Eia, eia popeia, eia, eia popeia.

As ick na ne Junfer, da was at mi pass,
Da ging de Viole, nu geht de Brummbaß.
O wär ick doch ewig ne Junfer blewen,
Un hadd' mi nich up dat Frien begewen.
Nu sitt ick bi de Weigen und singe ei, ei,
Eia, eia popeia, eia, eia popeia.

Die junge Mutter wünscht sich ihre Jungfernzeit zurück, damit sie wieder in der Lage wäre, Freuden zu genießen, von welchen sie jetzt abgehalten ist. Und es ist gerade das Kind, das sie davon abhält.

Es ist klar, daß die Gereiztheit der Mutter sich nicht nur auf diesen Moment bezieht, sondern daß hinter ihr alle verdrängten Regungen von Ärger und Feindseligkeit zum Vorschein kommen. Nicht nur die Ungeduld der Mutter darüber, daß das Kind nicht einschlafen will, sondern auch der Ärger und die Plage, die sie während des ganzen Tages mit dem Kinde gehabt hat, werden sich dort ein Ventil schaffen.

Evelyn Martinengo Caesaresco spricht in dem Buch „Essays in the studies of Folksongs", das psychologisch das beste auf diesem Gebiet ist, den für den Psychoanalytiker sofort einleuchtenden Satz aus: „From reward to punishment is but a step."

So sehen wir, wie dem Kinde alle möglichen Sachen versprochen werden, wenn es nur schlafen und still sein will. Spielzeug, Blumen, Näschereien wird das Kind bekommen.

„Höre, mein Kindchen, was will ich dir singen,
Äpfel und Birnen soll Vater mitbringen,
Pflaumen, Rosinen und Feigen,
Mein Kindchen soll schlafen und schweigen."

Oder:

„Ich habe mein Kindl fein schlafen gelegt,
Ich hab' mir 's mit roten Rosen besteckt,
Mit roten Rosen, mit weißem Klee,
Das Kindl soll schlafen bis morgen früh!"

In einzelnen Wiegenliedern gehen die Versprechungen noch weiter: Dörfer, Städte und Kirchen werden ihm gehören, wenn es nur schlafen will.

Die Strafen, die dem schlimmen Kinde, d. h. also dem Kinde, das nicht schlafen will, in Aussicht gestellt werden, sind mannigfach. Von der leisesten Drohung, daß es müde sein wird, wenn es nicht schläft, geht es bis dahin, daß Doktor Tod kommen und das widerspenstige Baby für immer ruhig machen wird.

In vielen von diesen Wiegenliedern wird die Ambivalenz der Gefühlsregungen in der Art verteilt, daß in einem Teil die Zärtlichkeit, im anderen der Ärger oder die Feindseligkeit ausgedrückt werden. Auch Evelyn Martinengo Caesaresco weist auf diese für sie einander widersprechenden Gefühlsäußerungen hin, die dem Analytiker sofort einleuchten müssen.

So endet ein altdeutsches Wiegenlied:

„Eia, eia! Schweig, du trautes Kindelein,
Es beißt dich sonst ein Eselein
Und stoßt dich Joseph's Öchselein zu Bethlehem."

Die im Wiegenlied fast aller Länder auftretenden Schafe, die meistens das Beispiel von Folgsamkeit vorstellen und weiße Wolle und süße Milch geben, können plötzlich beißen:

„Schlaf, Püppchen, schlaf,
Da draußen geh'n die Schaf,
Die schwarzen und die weißen,
Die woll'n mein Püppchen beißen,
Die braunen und die gehlen,
Die woll'n mein Püppchen stehlen."

In einem anderen Liede ist es die Katze:

„Schlafe, mein Kindchen,
Pickatz will dich beißen,
Sieh, wie sie gelaufen kommt,
Sie will dich beschleichen."

Nur das Kind, das schläft, ist brav, denn es heißt:

„Schlaf, mein Kindchen, schlaf,
Schläfst du gleich, so bist du brav."

Schlimmer wird es schon, wenn es heißt:

„Drinnen steht der bunte Bock,
Beißt alle unartigen Kinderchen todt."

Oder:

„Buten steht de Zägebock
De frett alle schlömme Kinjger op,
Alle, de der griene,
Dat fond dem Zägebock fine."

In der Hiawatha-Sage ist es die Großmutter, die

"Stilled his fretful wail by saying,
Hush, the naked Bear will get thee!"

Auch der Wind muß der Mutter zur Hilfe kommen:

„Thu die Äuglein zu, mein Kind!
Denn draußen weht ein arger Wind.
Will das Kind nicht schlafen ein,
Bläst er in das Bett hinein.
Bläst uns alle Federn 'raus.
Und endlich gar die Augen aus."

Es kann nicht schwer fallen einzusehen, daß diese Tiere und der Wind als Stellvertreter der Mutter auftreten, daß also eine Verschiebung stattgefunden

hat. In anderen Wiegenliedern finden wir dann auch, wie zu erwarten ist, daß die Drohungen direkt von der Mutter ausgehen.

„Schlaf, mein Kindchen, wohlgemuth,
Du weißt sonst, was Mama dir tuth,
Sie nimmt 'nen Besen und bind't 'ne Ruth,
Damit macht sie den (NN) gut."

Und:

„Heia popeia,
Mein großkopfetes Kind,
Wenn du nicht schläfst,
Schlag ich dir auf 'n Grind."

Dasselbe mit einer deutlichen Kastrationsdrohung im Französischen:

»Dô, dô, l'enfant dô
L'enfant dormira tantôt.
Si l'enfant se réveille,
Nous lui coup'rons une oreille.
Si l'enfant fait dôdô,
Nous lui donnerons du gâteau.«

Auch in der lieblichen Handlung des Wiegens kann die Aggression durchbrechen:

„Di alti Mueter Anne,
Si hocket uf der Tanne,
Si singt u springt
u wieglet de Chind,
Bis im des Hirni usespringt."

Und:

„Suse, min Kindken, öck war di woll weegen,
Dat du warscht möt dem Kopp an de Stawendähr flegen!"

Daß tatsächlich bei zu starkem Wiegen die Gefahr besteht, den Kindern damit zu schaden, finden wir durch eine Warnung in dem kleinen Büchlein: „Wiegenlieder für gute deutsche Mütter" bestätigt.

In Rößlin's Hebammenbüchlein steht:

. . . Dann sollst du 's wiegen
Hin und her, doch sanft und leis;
Sing auch dazu ein' süsse Weis."

Auch Ploß weist darauf hin, daß das Wiegen den Kleinen betäubt. Es ist verständlich, daß die wiegende Frau, wenn der Kleine nicht einschlafen will, gereizt wird und stärker wiegt, als für ein ruhiges Einschlafen

verlangt wird. Man kann sich schon eine Vorstellung davon machen, wie eine ältere Schwester, die mit anderen Kindern spielen will, am Wiegenband zerrt, während sie singt:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Muß ich an dem Schiebock schieben,
Muß ich singen „husch, husch, husch,
Kleiner Würgel, halt' die Gusch."

Im Text eines Wiegenliedes wird erzählt, wie der Fuchs dem Kinde etwas zu Leid tut, in einem anderen Text, wie der Tod oder der Pracher (Bettler) dasselbe macht. So treten als andere Stellvertreter der Mutter noch der schwarze Mann auf, ein alter Mann, usw.

Die Kastrationsdrohung in:

„Kam ein armer Schäferknecht,
Schleit die beide Beenkes weg."

oder:

„Du, min Osske, bu,
Legg din Koppke an!
Morgen ward di Fleischer kame,
Wird din Koppke afgenahme."

ist deutlich.

In

"Hush, my darling, sleep quickly,
For there comes the black man
Who will eat all little children, that lie awake!"

klingt eine ferne Erinnerung an die kannibalistische Zeit an, wo tatsächlich Kinder verspeist oder geopfert wurden. Bei einigen Stämmen in Australien z. B. verzehrte die Mutter das eigene Kind, das nicht erwünscht war.

Die schon erwähnte Ambivalenz der Gefühlsregungen kann auch in der Form zum Ausdruck kommen, daß sowohl gute als böse Gestalten auftreten. Beide sind Träger von entgegengesetzten Gefühlen in der Mutter selber. Ein gutes Beispiel davon ist das Schlummerliedchen im Advent (von Joseph Robert Harrer).

„Schließ' die Äuglein blau!
Horch, schon kommt die Frau,
Die Frau mit der Zange,
Die zwickt dir die Wange.
Das wollen wir nicht, mein Kind!
Schlaf drum, schlaf geschwind!

Bald erscheint im Traum
Dir der Weihnachtsbaum
Und das Christkind mit dem Stern.
Schlaf', dann bringt der Zwerg
Einen Zuckerberg.
Ach, das hat mein Kindchen gern!

Schließ die Äuglein schnell!
Hörst du? Der Gesell
Auf schleichenden Sohlen
Will's Kindchen fortholen.
Wir schließen die Äuglein dicht,
Dann sieht er uns nicht!

Bald erscheint usw.

Schließ die Äuglein, Kind!
Vor dem Fenster sind
Drei Engel, die singen
Um Schlaf dir zu bringen.
Seht, Englein, das brave Kind,
Wie es schläft geschwind!

Bald erscheint usw."

Nicht immer ist der Buhbuh ein böser Mann, der dem Kinde Böses tun will. Manchmal erscheint die Gewaltanwendung in sehr abgemilderter Form; so z. B. ist es in holländischen und afrikanischen Wiegenliedern Klaas Vaak, der wie der Sandmann Sand ins Auge des Kindes streut, das nicht schlafen will.

„Sum sum, der Sandmann geht,
Ach, wie dunkel, ach wie spät!
Tritt zu jedem Kind ins Haus,
Streut die stillen Körner aus."

Eine reizvolle Variation finden wir in Humperdincks Oper „Hänsel und Gretel", wo der Sandmann selber das Wiegenlied singt:

„Der kleine Sandmann bin ich, st!
Gar nicht Arges sinn ich, st!
Euch Kleinen lieb' ich innig, st!
Bin euch gesinnt gar innig, st!
Diesen Sack zwei Körnelein euch Müden in die Äugelein!
Die fallen dann von selber zu,
Damit ihr schlaft in sanfter Ruh!"

In dieser Form wird ein ursprünglich feindseliger Dämon in einen wohltätigen und den Kindern freundlichen verwandelt. Seine beruhigenden Worte

„gar nicht Arges sinn ich" weisen noch auf die berechtigte Angst der Kinder hin.

So wird auch in vielen Ländern der Schlaf selbst als Person dargestellt, die dem Kinde die Ruhe bringt oder es auf kurze Zeit mit sich nimmt.

In Poitou ist es La Dormette, eine freundliche alte Frau:

»Passez, passez, la Dormette,
Passez par chez nous!
Endormir gars, fillettes,
La nuit et le jou'.«

In la Bresse:

»Le poupon voulait bien dormir.
Le souin=souin ne veut pas venir.
Souin=souin, vené, vené, vené,
Souin=souin, vené, vené donc!«

Auch in Italien wird der Schlaf als Gott angerufen.

Dasselbe finden wir in:

"O, Sleep, o Sleep, o thou beguiler Sleep,
Beguile this child, and in beguilement keep
Keep him three hours."

wo der Schlaf von der Mutter angerufen wird, wie in anderen Ländern Götter oder Heilige.

Auch die Vögel können den Schlaf bringen:

„Schlaf, Kindchen, balde,
Die Vöglein singen im Walde,
Sie fliegen den Wald wohl auf und nieder.
Sie bringen den Kindern die Ruhe bald wieder."

Häufig sieht man, wie die Helden des einen Volkes dem anderen als böser Geist erscheinen. So erschrecken die französischen Mütter ihre Kinder, die nicht schlafen wollen, indem sie singen:

»As=tu vu Bismarck
A la porte de Chatillon?
Il lance les obus
Sur le Panthéon.«

In Frankreich ist es die heilige Katharina, die den Schlaf bringt.

In Spanien werden die Kleinen geängstigt:

„Schlafe, kleine Tochter, denn der „coco" kommt,"

wobei der Coco ein spanischer böser Geist ist. In einem anderen spanischen Wiegenlied ist der Mohr der Butzenmann.

Scherzhaft klingt der englische *nursery rhyme:*

"Wee Willie Winkie runs through the town
Upstairs and downstairs in his nightgown,
Tapping at the window, crying through the lock,
Are the children in their beds, for now it's eight o'clock."

aber auch hierin spürt man noch die Abmilderung einer Drohung.

Während in modernen Wiegenliedern Engel, Vögel, Schmetterlinge den Schlaf bringen, finden wir bei den primitiven Völkern den Glauben, daß Geister — sowohl böse als gute — um die Wiege des Kindes sind und ihm entweder Böses oder Gutes zufügen.

Wo dieser Glaube herrscht, ist es selbstverständlich, daß die Wiegenlieder öfters eine magische Bedeutung haben, um die Bezauberung dieser Geister zu durchbrechen, und die rumänische Mutter beruhigt das Kind damit:

"Sleep with mother, mother well
Knows the charm for every spell."

In diesen Produkten ist natürlich nicht die Mutter der Feind, sondern sie tritt als Beschützerin des bedrohten Kindes gegen die außenstehenden feindseligen Gestalten auf. Hierin sehen wir also den Beweis dafür, daß manche Wiegenlieder dieser Art geradezu Beschwörungen solcher böse-gestimmten Gewalten sind.

In „Eskimo-liederen van Oost-Groenland" (A. Posthumus, Santpoort, 1930) wird von den Wiegenliedern gesagt, daß es viele unzusammenhängende Gesänge gibt, die eine magische Bedeutung haben wie Zauberlieder. Eine Beschwörung ist auch:

„Schlaf, Büble, schlaf
Die Mutter gibt acht,
Daß die Trud dich nit drückt
Und der Alb nit erstickt.
Schlaf, — Holde kumm!
Alb, dreh dich um."

Bei einzelnen Stämmen bereitete es große Schwierigkeiten, den Text der Wiegenlieder zu bekommen, da die Frauen fürchteten, sie könnten in magischer Art gegen das Kind verwendet werden. Etwas dergleichen sehen wir auch darin, daß die Kinder öfters z. B. bei den Ägyptern mit einem anderen Namen angesprochen werden.

Die analytische Forschung hat uns längst darüber belehrt, daß eine der charakteristischen Abwehrformen der eigenen feindseligen Regungen ihre Projektion in die Außenwelt ist, so daß die Bedrohung des Objektes nicht mehr von Tendenzen im Ich, sondern von äußeren Mächten ausgeht. Nun

wird das Ich den Kampf gegen jene drohende Gestalt auf magische Art aufnehmen.

Die Juden fürchten am meisten Lilith, die Nacht, für das Kind, die alten Griechen die Eule, die eine alte Hexe sein sollte. Weiter findet man erwähnt die weiße Schloßfrau, den Mitternachtsgeist (Wassernix), die *witte wieven* usw.

Die Parzen spielen auch ihre Rolle an der Wiege, die, je nachdem sie im Hause empfangen werden, günstig oder ungünstig für das Kind ist. Öfters wird der Name nicht genannt, um Unheil vorzubeugen, und gesprochen von „*certi signuri.*"

Eine englische Übersetzung lautet:

"Sleep to my daughter comes and goes at will
And in her slumber she is made to smile
By certain ladies whom I dare not style."

In dem Lied:

„Heia popeia! Die Nünnerche
Bringen dem Kindchen Blümmerche",

sollen die Nünnerche, Nonnen, eine Abänderung der Parzen sein.

Bei den Chippewaya-Indianern bringt ein Insekt, Weeng genannt, den Schlaf (der mit den Flügeln ein brummendes Geräusch macht). Die Feuerfliege wird bei anderen Indianerstämmen angerufen.

Fast überall sind diese Geister Frauen, die nicht nur das Kind töten werden, sondern es auch krank machen oder verwechseln können (Wechselbalg).

Die Angst der Mutter vor diesen bösen Geistern ist nicht nur eine Abwehrform gegen die eigene Feindseligkeit, sondern stammt in tieferen Schichten aus dem Ödipuskomplex und ist die Angst des kleinen Mädchens vor der bösen Mutter.

Wenn das Kind in den christlichen Ländern Gottvater oder Heiligen empfohlen wird, so behütet z. B. eine spezielle Wiegengöttin, Cunina bei den Römern, Yoaltikitl bei den Alt-Mexikanern, das Kind gegen Bezauberungen. So spricht die Hebamme dann zu der Wiege: „Du, Mutter des Kindes, nimm dieses Kind gütig auf und sorge dafür, daß ihm kein Leid geschieht" (Ploß).

Wo von der Mutter selber oder von Stellvertretern Drohungen ausgehen, ist man geneigt anzunehmen, daß auch wohl der Vater auftreten soll, um das böse Kind, das nicht einschlafen will, zu erschrecken. Öfters soll das Kind doch sobald wie möglich einschlafen, damit die Frau sich ihrem Manne

widmen kann. Millicent Washburn Shinn sagt: „Practically the question of putting children to bed is apt to be complicated by rivalry between their claims and the husband's for the wife's society in the evening." Beispiele von Aggressionen des Vaters haben wir jedoch nicht finden können.

Sind also direkte Drohungen, die von dem Vater ausgehen, nicht auffindbar, so ist es dagegen wahrscheinlich, daß verschiedene böse Dämonen oder Furien nicht die Mutter, sondern den Vater vertreten. Häufig aber treten die Drohungen des Vaters in einem Verschiebungsersatz ein, wo von dessen Tätigkeiten gesprochen wird:

„Vater ist im Wald gegangen,
Will dem Kind ein Vögelchen fangen."

oder:

"Bye Baby bunting,
Daddy's gone a hunting
To get a little rabbit's skin
To wrap the baby bunting in."

Auch Fische werden gefangen und Bäume gefällt.

Es ist deutlich, daß das gejagte oder getötete Tier ein Ersatzobjekt für das schlimme Kind ist. Diese charakteristische Form der Verschiebung scheint darauf hinzudeuten, daß die Mutter fürchtet, der Ärger des Vaters über das Kind könnte sogar bedrohlichere Formen annehmen als ihr eigener, der durch die Zärtlichkeit besänftigt wird. Wir wollen in diesem Zusammenhang noch darauf hinweisen, daß bei verschiedenen Völkern ein Tabuverbot besteht, das den eben Vater Gewordenen verbietet, auf die Jagd zu gehen oder Bäume zu fällen. Es liegt hier ein Fall der sympathetischen Magie vor, in welcher die unbewußte Gleichsetzung von Kind und Tier durchschimmert. Diese Gleichsetzung verrät sich übrigens auch darin, daß in vielen Kinder- und Wiegenliedern das Kind direkt als Tier angesprochen wird, während in anderen von der Tötung desselben Tieres durch Vater oder Vaterrepräsentanten gesprochen wird.

Das Kind wird petit couchin, petit chien, kleines Mäuschen, Schäfchen usw. genannt. Einige Anfangssätze z. B. sind:

„Schlaop du lütke Brautratte"
„Schlaop min Lammke"
„Schlaop mei Berzerle[1] bis zu früh"
"My pretty lamb"
"Dodo poulette" usw.

1) Berzerle ist ein Kosename für Schaf.

Ebenso war es früher Sitte, bei der Geburt eines Kindes einem jungen Tiere denselben Namen zu geben.

Auch die Eltern werden mit Tieren verglichen, was wiederum die Annahme bestätigt, daß die rächenden Tiere Stellvertreter der Eltern sind:

„Schlouf, büuwla, schlouf
Dei fatter is a schouf
Dei mutter is a meerkatz
Du bist a kleener Draakbatz."

oder:

„Din Voader dat is en Voß
Din Motter is ene Bittentiebe
de will die keinen Titte gieb'n."

Wenn in einem Wiegenlied von den zwei Schafen gesagt wird:

„Ds Schwarze-n-ist es Stäckeli
Ds wysse ist es Oeweli"

ist der Elternvergleich ohne weiteres deutlich. Der Mann ist das schwarze Schaf, das das weiße verführt.

Es ist nicht anzunehmen, wie dies Ploß behauptet, daß Tiere nur darum einen so großen Raum im Wiegenlied einnehmen, um den Text an den Verstand des Kindes anzupassen und ihm angenehme Traumbilder zu geben.

Nur wenn wir annehmen, daß die feindselige Gesinnung der Mutter dem Kinde gegenüber auf andere Objekte, wie Fische, Vögel, Kaninchen, ja auch auf Bäume, verschoben werden kann, können wir die folgenden Verse begreifen:

„Eia popeia, schlags Kikelchen todt,
Legt mir keine Eier
Und frißt mir mein Brot.
Rupfen wir ihm dann
Die Federchen aus.
Machen dem Kindlein
Ein Bettchen daraus."

Stern deutete schon den unbewußten Sinn dieses Schlummerliedchens und sah, daß das Küchlein, das noch keine Eier legen, doch nur Brot fressen kann, an Stelle des Kindes auftritt, das noch nicht nützlich ist und nur essen kann.

Auch dieselben Tiere, die sonst der Mutter zu Hilfe kommen müssen, werden wieder bedroht, wenn das Kind nicht einschlafen will.

Gleichzeitig werden Ersatz-Tier und Kind scherzhaft bedroht im Englischen:

> *"I will sing you a song*
> *Of the little dog that burned his tail*
> *And the boy that must be whipped to-morrow."*

Einen anderen Verschiebungsmechanismus finden wir in:

> „Hör, Kindchen, hör!
> De Pott de brikt dat Oehr,
> Har dat Kind man stille swegen
> Wer de Pott wol hele bleven."

Den Vorwurf, der hier gemacht wird und unsinnig klingt, kann man verstehen, wenn man sich in die Gemütsverfassung der ermüdeten Mutter einfühlt, die wahrscheinlich an dem Pott als Ersatz für das Kind ihren Ärger erledigt und gleichzeitig sich selber damit für ihre feindseligen Regungen dem Kinde gegenüber bestraft hat.

Es ist nicht fraglich, daß die Ähnlichkeit des Schlafes mit dem Tod in diesem psychologischen Zusammenhang dahinführen muß, daß in den Gedanken der Mutter unter dem Druck ihres Ärgers oder ihrer Ungeduld der unbewußte Wunsch auftaucht, das Kind möge tot sein. An die Stelle der Vorstellung, das unruhige, weinende oder schreiende Kind möge endlich einschlafen, wird dann die durch die Ähnlichkeit auftauchende Vorstellung treten, es solle in die andere Form des Ruhezustandes sinken.

Gewiß wird ein solcher Wunsch sich sehr selten frei und unverhüllt äußern, es sei denn auf sehr primitiven Kulturstufen. Auch dort verwehrt es aber die starke Zärtlichkeit der Mutter, die wir uns sicher nicht geringer vorstellen dürfen als in unseren Breitegraden, daß diese Vorstellungen direkt zum Bewußtsein durchdringen.

Wir sind auf die Existenz und Wirksamkeit dieser Regungen durch indirekte Spuren, die unzweideutig auf sie hinweisen, aufmerksam geworden. Kommen solche Wünsche in den Liedern ziemlich direkt zum Ausdruck, in denen der Tod oder Pracher das böse Kind mitnehmen will oder in denen ihm gedroht wird, es werde aufgefressen werden, so spürt man in den lieblich klingenden griechischen Liedern den Wunsch in der Frage, ob der Schlaf das Kind, wenn auch zeitweise, zu sich nehmen will.

Auch der öfters wiederkehrende Vergleich des Kindes mit einem Engel, kleinem Engelchen, blondem Engelchen und dergleichen, weist auf einen unbewußten Todesgedanken hin. Eine religiöse Vorstellung geht dahin, daß

gestorbene Kinder Engelchen werden. Schillers „Mutter“, die ihr uneheliches Kind ermordet hat, schaut zum Himmel hinauf und sagt:

„seh’ ich mein Englein stehen
in einem Sternelein.“

In einem böhmischen Lied wird das Kind im Schlaf sehen, wie schön es im Himmel ist, es soll nur die Augen schließen:

„Im Himmel, ach, muß schöne sein,
Dort wird sich mein Kindel recht erfreun.“

Auch im Französischen:

»Petite fille de Paris
Prête-moi tes souliers gris;
Pour aller en Paradis.
Nous irons un à un
Aux chemins des Saints.
Deux à deux
Dans les chemins des cieux«

ist es nicht schwer, in diesem Gang zum Paradies den unbewußten Todeswunsch zu erraten.

Dasselbe gilt für: „Ihm träumt vom Paradies.“ (Text A. C. Horch).

Die Situation, in welcher Mutter und Kind leben, wird ihren Einfluß auf den Inhalt des Wiegenliedes ausüben. Die Mutter wird z. B. diesen Todeswunsch eher aussprechen, wenn eine schwere oder unerträgliche Situation das Nicht-mehr-existieren wünschenswert macht. Wenn sie kein Glück und keinen Stern für das Kind in der Zukunft leuchten sieht, dann wird sicherlich der Gedanke nahe liegen, es wäre besser, wenn das Kind nicht lebte.

„I will di, denk i, zum Fegfü’r hole,
will die d’Lütt doch niene dole,
helf der Gott im Himmel eu!“

singt wahrscheinlich die unverheiratete Mutter.

Oder:

„Nuni, nuni, soli,
Daß dich der Liebgott hole!
ûf em goldige Schlitte
wem-mer z’ Himmel rite.
sitzt es Mueterli vorne zue,
sitzt es Vaterli hinten ûe.“

Und man kann auch den unausgesprochenen Gedankengang der Mutter verfolgen, die klagt:

„S macht euser Mutter chumber
Aß eusere so viel sind!“

Die arme Bettelfrau singt ihrem Kind ganz unverhüllt:

„Eia popeia popole,
Unser Hergottche wird dich bald hole,
Kommt er mit dem gulderne Lädche
Legt dich hinunter ins Gräbche.
Über mich,
Über dich
Kummer mit'nander ins Himmelrich."

Hier braucht die Wunschregung nicht mehr unbewußt zu sein. Ebensowenig in „The widow's lullaby":

"Lully-lully-without there the rough wind blows colder
And thick in the moonlight the frost spreads a shroud;
But yonder, my Gwen, there's a beautiful Canaan
For us, the forlorn – without darkness or cloud.
Of that country all bright we will dream through this night
Oh, would we but go there to wander, set free,
Yea, go while we dream of the dawn, that shall be."

Ein anderes Beispiel ist:

"Bye o, my baby!
When I was a lady
O, then, my poor baby, didn't I cry!
But my poor baby is weeping
For want of good keeping,
Oh, I fear, my poor baby will die!"

Das enge Band zwischen Mutter und Kind läßt es psychologisch natürlich erscheinen, daß zugleich die Todessehnsucht der Mutter selbst mitklingt. Was wäre auch ihr Leben, wenn sie ihr Kind nicht mehr hätte. Das Umgekehrte sehen wir, wenn nur vom eigenen Tod gesprochen wird:

"While close I hold thee in my arms
I think what would become of thee
If I should chance to die?"

In den Beispielen von eigenem Todesgedanken und Todeswunsch finden wir ein anderes Schicksal desselben Impulses. Die ursprünglich dem Kinde geltenden Todeswünsche haben sich gegen das eigene Ich gekehrt und die Befürchtung tritt auf, was werde aus dem Kinde werden, das allein und schutzlos zurückbleibt.

Die schwermütige Stimmung, die hieraus spricht, die übrigens sehr viele Wiegenlieder beherrscht, wird durch Gedanken an die ungewisse Zukunft und das Alleinsein des Kindes, nachdem die Mutter es verlassen hat, verstärkt. Wie im Wiegenlied der Bettlerin und der Witwe erscheint dann der Wunsch, das Kind möge mit der Mutter zugleich sterben.

Wir kennen Völker, so z. B. einige Eskimohorden, wo tatsächlich das überlebende Kind der Mutter in den Tod folgt. Ein Überbleibsel dieser Sitte ist noch darin zu finden, daß das Kind am Sarge der Mutter getauft wird (Ploß).

In manchen Wiegenliedern wird sich dieser verdrängte Todeswunsch gegen das Kind nur in einer unauffälligen und beiläufigen Wendung verraten. So z. B. in einem isolierten Zug eines Vergleichs, wie in dem Lied von von Weber:

„Alles ist ruhig und still wie im Grab."

oder in einer formelhaften Beifügung wie etwa:

„Morgen früh, wenn's Gott will,
Wirst du wieder geweckt." (Brahms)

Diese Sätze bleiben als letzte Spur solcher geheimen Regungen zurück. Entstellungen und Verhüllungen also, die aber durch die analytische Deutung rückgängig gemacht werden können, werden diese verdrängten Triebregungen schwer erkennbar machen.

Wie wir in den ersten Beispielen sahen, ist die Verhüllung dort am leichtesten zu durchschauen, wo sie eine nur scherzhafte Form annimmt und wo die Todesdrohung gleichsam spielerisch gegenüber dem schlimmen Kinde geäußert wird.

Am schwersten erkennbar wird sie dort erscheinen, wo der psychische Mechanismus der Projektion wirksam ist.

Der Glaube an die Inkarnation und Reinkarnation Verstorbener spiegelt sich in den Wiegenliedern mancher Völker. So spricht in einem Eskimolied die Mutter die Kleine wie die verstorbene Schwester an. Die Letztgeborene ist nach der Schwester genannt worden und mit dem Namen ist die Seele der Gestorbenen in das Kind übergegangen.

„Wer ist sie? Nicht meines Kindes Mutter
Nicht meines Kindes Schwester und auch nicht ihr Bruder,
Aber Mutters Schwester ist sie."

Während ein Eskimo-Vater, dessen Sohn gestorben ist, seiner Tochter singt, die denselben Namen trägt:

„Die Kippakee dort ist doch noch immer mein großer kleiner Sohn,
Er ist doch noch immer mein kleiner ‚älterer Bruder'".

Wir werden denselben Gedanken in einer verwandelten und sublimierten Form auf hoher Kulturstufe begegnen.

Auch der Gedanke an die Kontinuität der Generationen taucht gelegent-

lich, wie natürlich angesichts des Kindes, das ja die Fortsetzung des eigenen Lebens ist, im Wiegenlied auf.

Manchmal, wie in Beer-Hofmanns Gedicht „Schlaflied für Mirjam“ vereinigt sich dieser Gedanke mit dem anderen, der sich mit der Vergänglichkeit des eigenen Lebens beschäftigt, und findet dann Trost für die eigene Todesnähe.

Er erscheint dann auch in einer Art von unbewußter Sühne für die verdrängten Todeswünsche der Eltern.

Das „Schlaflied für Mirjam“, das man mit Recht eines der schönsten Gedichte der deutschen Sprache genannt hat, zeigt das Wiegenlied auf einem Höhepunkt seiner affektiven und gedanklichen Entwicklung.

Es überrascht uns, wie hier angesichts des schlafenden Kindes Gedanken ausgedrückt werden, welche die Summe der Lebenserfahrung und Weisheit des Vaters in verhaltenen Worten sammeln.

„Schlaf mein Kind — schlaf, es ist spät!
Sieh wie die Sonne zur Ruhe dort geht,
Hinter den Bergen stirbt sie im Rot.
Du — du weißt nichts von Sonne und Tod.
Wendest die Augen zum Licht und zum Schein —
Schlaf, es sind soviel Sonnen noch dein,
Schlaf mein Kind — mein Kind, schlaf ein!

Schlaf mein Kind — der Abendwind weht.
Weiß man, woher er kommt, wohin er geht?
Dunkel, verborgen die Wege hier sind,
Dir, und auch mir, und uns allen, mein Kind!
Blinde — so gehn wir und gehen allein,
Keiner kann Keinem Gefährte hier sein —
Schlaf mein Kind — mein Kind, schlaf ein!

Schlaf mein Kind und horch nicht auf mich!
Sinn hat's für mich nur, und Schall ist's für dich.
Schall nur, wie Windeswehn, Wassergerinn,
Worte — vielleicht eines Lebens Gewinn!
Was ich gewonnen, gräbt mit mir man ein,
Keiner kann Keinem ein Erbe hier sein —
Schlaf mein Kind — mein Kind, schlaf ein!

Schläfst du, Mirjam? — Mirjam, mein Kind,
Ufer nur sind wir und tief in uns rinnt
Blut von Gewesenen — zu Kommenden rollt's,
Blut unsrer Väter voll Unruh und Stolz.
In uns sind Alle. Wer fühlt sich allein?
Du bist ihr Leben — ihr Leben ist dein . . .
Mirjam, mein Leben, mein Kind — schlaf ein!“

Literatur:

Allgemeines deutsches Liederlexikon. Leipzig 1847.
Alte deutsche Kinderlieder. „Macht auf das Tor."
Böhme Magnus: Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1924.
Böhme Magnus: Altdeutsches Liederbuch. Leipzig 1877.
Böckel O.: Psychologie der Volksdichtung. Leipzig=Berlin 1913.
Boekenoogen G. J.: Onze Rijmen. Leiden 1893.
Cradle Songs of many nations. London.
Combarieu J.: Histoire de la musique. Paris 1913.
Coster Dirk: Het Kind in de Poezie. Arnhem 1935.
Defrecheux Joseph: Les enfantines liégeoises. 1888.
Encyclopedia of Religion and Ethics.
Friedenthal M.: Musik, Tanz, Dichtung bei den Kreolen Amerikas.
Friedländer Max: Wiegenlieder mit Klavierbegleitung.
Frischbier: Preußische Volksreime und Volksspiele.
Herder: Stimmen der Völker in Liedern. Halle 1778.
Hoffmann von Fallersleben: Deutsche Lieder aus der Schweiz. Leipzig 1848.
Hartmann: Bilder aus Westphalen.
Jessup H. R.: The women of the Arabs. London 1874.
Kamp Jens: Danske Folkeminder. 1877.
Kinder= und Ammenreime in plattdeutscher Mundart. 1836.
Liederen van Groot Nederland. Wiegeliederen.
Lullabies of many lands.
Die groot Afrikaans=Hollandse Liederenbundel.
Martinengo Caesaresco E.: Essays in the study of Folk=songs. London 1886.
The Nursery Rhymes of England. 1886.
Ploß H.: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2. Bd. 1884.
Preuß Th.: Die geistige Kultur der Naturvölker.
du Quesne=van Goch E. H.: Volkslied en Volksdicht. Baarn 1908.
Rossat A.: La Chanson populaire dans la Suisse Romande. 1917.
Rochholz E. L.: Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1857.
Stern: Zeitschr. für psychoanalytische Pädagogik. Jg. III, 1929.
Tobler Alfred: Das Volkslied im Appenzellerlande. Zürich 1903.
Vloten J. van: Nederlandsche Baker= en Kinderrijmen. Leiden 1894.
Washburn Shinn Millicent: Notes on the Development of a child.
Wiegenlieder für gute deutsche Mütter. Leipzig.
Des Knaben Wunderhorn.
Züricher Gertrud: Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern. Zürich 1902.

Zur Psychoanalyse der Prostitution

Von

G. Barag

Tel-Aviv

Das größte Hindernis, das sich der Erringung einer Erkenntnis entgegensetzt, ist die Überzeugung, daß man die Wahrheit bereits besitzt.
Th. Reik: Der unbekannte Mörder.

I. Einleitung[1]

Man hat vielfach der Psychoanalyse den Vorwurf des „Pansexualismus" gemacht, ihr also eine Brille angedichtet, durch die etwas anderes als Sexuelles nicht wahrnehmbar sei. Es ist überflüssig, diesen Vorwurf hier zu widerlegen; vielmehr scheint es mir, daß sich die Psychoanalyse noch lange nicht mit allen sexuellen Problemen in gebührendem Maße befaßt hat. So mutet es erstaunlich an, daß sich die Psychoanalyse bis jetzt mit dem so theoretisch interessanten wie praktisch wichtigen Phänomen der Prostitution noch nicht auseinandergesetzt hat. Ausnahmen in dieser Hinsicht bilden Freuds Arbeit „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens" *(47)* und Landauers *(77)* Analyse einer „Dirne", die für die vorliegende Untersuchung von grundlegender Bedeutung waren, jedoch nur Teilprobleme behandeln. Soweit ich noch einzelne Bemerkungen zu diesem Thema in der psychoanalytischen Literatur finden konnte, habe ich sie mitverwertet. Auf Grund dieser Arbeiten sowie der außeranalytischen Literatur und einiger Überlegungen soll eine breitere Darstellung und zugleich auch der Versuch unternommen werden, das Phänomen Prostitution in seinen Einzelheiten dem psychoanalytischen Verständnis näher zu bringen. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann allerdings in keiner Hinsicht erhoben werden; sie wäre auch schwer zu erreichen bei einem Phänomen, das so alt ist wie jede historische Nachricht und in seinen Erscheinungsformen und Verknüpfungen zu allen wichtigen Gebieten des menschlichen Lebens, wie der Kunst, Religion, Ethik, Wirtschaft und Rechtsprechung, in Beziehung steht. Hierzu kommt, daß die Prostitution bei den verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten vielfache Veränderungen erfährt und erfahren hat, mit, durch und gleich anderen Lebensgebieten. Alle diese Einzelheiten erfassen und in diese Untersuchung einbeziehen zu wollen, wäre ein zweckloses Be-

1) Herrn Dr. Karl Landauer verdanke ich eine große Menge von fruchtbarsten Anregungen, ohne die so manche Einsicht wohl unterblieben wäre. Für seine Hilfe und Ermutigungen sei ihm an dieser Stelle Dank gesagt.

ginnen. Aber auch ohne eine solche umfassende Aufgabe in Angriff zu nehmen, läßt sich einiges zur Psychologie der Prostitution sagen, in deren Wesen, um mit Bachofen *(5)* zu sprechen, „späteste und früheste Geschlechter in unmittelbare Berührung treten und mit der Bedeutungslosigkeit zeitlicher Trennung diejenige volklicher Verschiedenheit und räumlicher Entfernung sich verbindet".

Ehe wir uns der psychologischen Analyse im Einzelnen zuwenden, müssen wir einigen allgemeinen Erörterungen Raum geben. Schon eingangs wurde auf die Tatsache hingewiesen, daß noch keine umfassendere psychoanalytische Untersuchung der Prostitution vorliegt. Vielleicht erklärt sich dies, zum Teil wenigstens, aus der allgemein hingenommenen Auffassung der Prostitution als eines „Marktes", auf dem, wie auf jedem anderen, Angebot und Nachfrage maßgebend sind. Diese Faktoren mögen den Preis der „gehandelten Ware" maßgeblich bestimmen, dies enthebt uns aber keineswegs der wissenschaftlichen Verpflichtung, die psychologischen Wurzeln von „Angebot und Nachfrage" mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln aufzuspüren. Auf den Nachweis der prinzipiellen Berechtigung einer solchen tiefenpsychologischen Untersuchung könnte verzichtet werden, wenn nicht von W. Reich allen Ernstes die Behauptung aufgestellt worden wäre, die Prostitution sei einerseits eine Folge „der Arbeitslosigkeit, der miserablen familiären Verhältnisse des Proletariats und der lockenden Aussicht auf Hebung der äußeren Lebensweise" *(111)* und andererseits „der Keuschheitsideologie des kleinbürgerlichen Mädchens" *(110)*, also letzten Endes der als „Kapitalismus" zusammengefaßten gegenwärtigen Besitzverhältnisse, da auch die erwähnte Keuschheitsideologie nur eine Funktion derselben sein soll. Der allgemeine Einwand, daß ohne den Begriff des „Eigentums" eine Prostitution überhaupt nicht denkbar sei, überschreitet bei weitem den Rahmen der These des rein ökonomischen Ursprungs der Prostitution, da sie nur die gegenwärtigen politisch-wirtschaftlichen Gegebenheiten als verursachende Faktoren anerkennt. Die im Verlaufe dieser Untersuchung aufzuzeigenden Tatsachen sowie die aus ihnen zu ziehenden Schlüsse sollen zu beweisen versuchen, daß auch hier ein Festhalten an sekundären Rationalisierungen von tieferreichender Erkenntnis abhält.

Ohne Wesentliches vorwegzunehmen, sei auf einige Autoren der voranalytischen Phase der Prostitutionsforschung hingewiesen. I. Bloch *(139* im Nachwort) betont, daß „der Nährboden der Prostitution teils durch Momente gebildet wird, die in der Persönlichkeit der Prostituierten liegen, teils durch das Bedürfnis der Männer nach der Prostitution". Und mit Recht hebt er hervor, daß „im Verhältnis zu den Hunderttausenden von Frauen, die sich in harter Arbeit, unter den schwersten äußeren Verhältnissen ihr Brot

erwerben müssen, die Zahl derer, die schließlich der Prostitution anheimfallen, eine verschwindend kleine" sei *(139 ib.)*. Noch früher haben Lombroso *(83)* und seine Schule durch anthropologische Messungen den Nachweis der „geborenen Dirne" zu führen gesucht, von der richtigen Vermutung geleitet, daß wie jede andere Berufswahl, so auch die der Dirne wesentlich durch ihre Persönlichkeit bedingt sei, wobei diese allerdings, dem Zuge der Zeit folgend, aus ererbten körperlichen Merkmalen erschlossen werden sollte.[2] Die Annahme, die Dirne sei im Grunde nur eine Frau, die, weil sie nichts anderes auf den Markt zu bringen habe (bezw. deren Arbeitskraft zu niedrig entlohnt würde), ihren Körper zu verkaufen gezwungen sei, um ihr Leben fristen zu können, wird aber schon dadurch widerlegt, daß viele Frauen ein Dirnenleben führen, teils mit, teils ohne dessen finanzielle Vorteile, ohne daß materielle Not in ihrem Leben eine Rolle spielte *(29, 76)*. Solche Frauen gehören häufig zu den höheren und sogar höchsten Schichten der herrschenden Klasse,[3] Frauen aus hohem und sehr begütertem Adel stellen ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende Forderungen *(36)*. Und andererseits kehren nicht wenige frühere Dirnen, auch wenn ihre wirtschaftliche Lage sie in keiner Weise dazu zwingt, zu ihrem Gewerbe zurück *(104)*. Die im Laufe von Jahrhunderten in den verschiedenen Besserungsanstalten gemachten Erfahrungen sind wenig ermutigend, so daß ein Menschenkenner wie Balzac *(9)* spöttisch meinte: „la fille repentie a toujours été une mystification pour l'église." Dabei soll die reale Bedeutung als Lebenserwerb, den die Prostitution für viele Frauen besitzt, keineswegs geleugnet werden, sondern einzig und allein die These von der allein verursachenden materiellen Not. Das mag für sehr vereinzelte Fälle vielleicht zutreffen, für die meisten dürfte die Not höchstens ein auslösender Faktor sein, eine sekundäre Rationalisierung zum Zwecke der Rechtfertigung vor sich selber und anderen. Vor allem ist sie aber für die Form der Prostitution bestimmend; etwa für die Stellung des „Dirnenproletariats", das hungernd und frierend auf den Straßen der Großstädte lebt. Als Paradigma aber dafür, wie wenig rationelle Motive mitbestimmend sein können, möge das Verhalten der Kaiserin Messalina dienen, von der Juvenal *(73)* berichtet, sie habe sich nächtens aus dem kaiserlichen Ehebette fortgestohlen, um sich in einem der niedrigsten Bordelle Roms zu prostituieren, wobei sie nicht nur die Kleidung einer Dirne

2) In einem gewissen Gegensatz hierzu meint Reitzenstein, daß es sich erst in der Pubertät entscheide, ob ein Mädchen Dirne würde oder nicht (100).

3) Hierher gehört es etwa, wenn Frauen hoher Staatsbeamter sich verkaufen, um ihrem Drang nach immer größerem Kleiderluxus keine Schranken auferlegen zu müssen (104, 128, 136, 139). Eine nicht uninteressante Parallele hierzu bildet die Prostitution von Arbeiterinnen und Angestellten in Sowjetrußland „für seidene Strümpfe" (62).

anlegte, sondern sich auch mit den Klienten um das geringe Honorar herumstritt.

Solche Beispiele führen zur Frage der Definition. Sie ist begreiflicherweise nicht neu, und die Antworten können, so verschieden sie im einzelnen auch klingen, in zwei Gruppen geteilt werden. Sie spiegeln den Streit zwischen der rein ökonomischen Auffassung und derjenigen, die zum mindesten noch andere nicht minder wichtige Faktoren vermutet, wider. Einerseits wurde nämlich die Käuflichkeit gegen Entgelt betont, so z. B. von Ovid *(96)*, dem römischen Sprachgebrauch folgend, da „*prostare*" eigentlich feilbieten bedeutet *(17)*, und ebenso von manchen modernen Autoren *(17)*. Dem gegenüber stellte das römische Recht und insbesondere der große Rechtslehrer Ulpianus *(41, 59)* die „allgemeine Zugänglichkeit der Dirne" in den Vordergrund, ja er bezeichnet die Frage des Entgelts als geradezu irrelevant *(17)*, eine Ansicht, die z. B. auch vom hl. Hieronymus geteilt wird *(17, 41)*. Das kanonische Recht hebt *(17, 41)* beide Gesichtspunkte als gleichberechtigt hervor. Das Problem ist noch von einem hervorragenden Juristen neuester Zeit als sehr schwer *(89)* und von anderer Seite *(17)* als schlechthin unlösbar bezeichnet worden. Diese Schwierigkeiten scheinen unvermeidbar, solange man sich nicht dazu entschließt, auch die Frage des Entgelts als ein, nicht aber das Kennzeichen der Prostitution anzusehen.

Schließt man sich zunächst der nicht viel präjudizierenden Meinung I. Blochs an, so ergibt sich von selbst, daß das Bedürfnis der Männer nach der Prostitution und die in der Persönlichkeit der Dirne gelegenen Momente getrennt behandelt werden müssen, wobei sich öfters Berührungspunkte und gegenseitige Ergänzungen ergeben werden.

Wir dürfen uns natürlich nicht darauf beschränken, die Prostitution, wie sie sich uns in europäischen Hauptstädten zeigt, zu betrachten. Da sie ein kompliziertes historisches Produkt ist, würden wir aus ihrer Betrachtung allein ebensowenig ihre tieferen Ursachen erraten können, wie etwa diejenigen einer Zwangsneurose aus ihren aktuellen Symptomen. So sollen neben den noch heute zu beobachtenden Phänomenen auch Kulturgeschichte und Ethnologie zu Rate gezogen werden.

II. Der Klient.

A. Historisches und Ethnologisches.

Die Dirne steht vielen, praktisch allen Männern fast wahllos zur Verfügung. Sie nimmt im Vergleich zu anderen Frauen eine Ausnahmestellung ein, da die Schrankenlosigkeit der Objektwahl kaum irgendwo den Normalzustand bildet. Selbst dort, wo die geschlechtliche Treue keine sehr große Rolle

spielt, bestehen außer den strengen Verwandtschaftstabus mehr oder minder strenge Forderungen nach ehelicher Treue. Umsomehr muß es unsere Aufmerksamkeit erregen, daß bei einer großen Anzahl von Völkern und Stämmen, periodisch wiederkehrend oder in unregelmäßigen Zeitabständen, Feste gefeiert wurden bezw. noch werden, in deren Verlauf eine hemmungslose Hingabe der Frauen an die Männer stattfindet, wobei nicht nur die sonst geltenden exklusiven Rechte des Ehemannes, sondern gelegentlich auch das sonst streng beachtete Inzestverbot vorübergehend außer Kraft gesetzt werden. Solche orgiastische Feste werden z. B. für die Fidschi-Inseln, Westaustralien, das malayische Gebiet, Bengalen, Sibirien und andere Orte bezeugt *(17, 84, 100)*. Vielfach geht ein Mahl voraus, wobei sogar gewisse Lebensmitteltabus aufgehoben werden können. Wettlauf, spielerische Kämpfe und zügellose Tänze (*„Hula-Hula“* der Hawaianer) gehen der schrankenlosen Paarung voraus oder finden zwischendurch statt *(17, 25)*. Auch die im alten Rom gefeierten Saturnalien und Bacchanalien waren nichts anderes als solche Orgien der Promiskuität *(17)*, ebenso wie die Feste, die später an ihre Stelle traten, wie etwa der Karneval *(17, 113)*. Gewiß ist gerade in Europa das Inzestverbot viel zu wirksam, um dabei, von Ausnahmefällen abgesehen, übertreten zu werden, aber der vikariierende Ehebruch ist bei diesen Gelegenheiten sicher keine Seltenheit. Die Saturnalien tragen übrigens den Namen eines Gottes, der von seinem Sohne entthrohnt und kastriert wurde. Dem kann man einen sonderbaren Brauch an die Seite stellen, der bei den Hermesfesten auf Kreta galt, wonach während der Dauer des orgiastischen Festes Herren und Diener die Rollen tauschten *(7, 82)*. Die „Narrenfreiheit“ während des Karnevals mit ihrem ungeschriebenen Rechte zu weitgehender scherzhafter Kritik an Institutionen und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ist nur ein in unsere Lebensformen übersetztes Festhalten an jenem alten Brauche. Noch tiefere Einblicke gewährt uns ein anderer weitverbreiteter Karnevalsbrauch, der in folgender Schilderung besonders prägnanten Ausdruck gefunden hat: im Erzgebirge z. B. werden entsprechend verkleidete „wilde Männer“ scheinbar gejagt, auf dem Marktplatze niedergestochen, wobei sie mit Blut gefüllte Blasen verspritzen, um dann unter Pfeifen und Trompeten als Wildpret ins Wirtshaus getragen zu werden *(134)*. Überhaupt spielen die Metzger in Deutschland beim Karneval *(43)* eine Hauptrolle. Jagd, Kampf und Sieg kommen aber auch in anderer Form vor. In Rom, aber auch in vielen anderen Städten gab der Karneval Anlaß und Gelegenheit zu scherzhaften Kämpfen. Man bombardierte einander mit Gipskügelchen und am Abend blies man einander die auf hohen Stangen getragenen Lichter aus, „sogar der Sohn dem Vater“ *(43)*. An anderen Orten bewarf man sich mit Mehl, Mist, Eiern und faulen Äpfeln (Paris, *43)*, oder man bespritzte sich mit Wasser, ursprüng-

lich vielleicht sogar mit Blut (Portugal, *43*). Eine beachtenswerte Parallele hierzu ergibt sich aus einem Bericht Róheims *(117)* über gewisse Primitive Australiens. Er erwähnt das „Itata-Spiel", bei dem unter Wegfall aller Heiratsklassen-Verbote allgemeiner Geschlechtsverkehr stattfindet. Unter den bei dieser Gelegenheit zelebrierten Riten findet sich auch ein „*corroboree*", wobei ein Mann mit einem Feuerstocke in der Mitte steht, während im Kreise herumstehende Jungen ihm den Stock zu entreißen suchen. So sehen wir als weiteres Charakteristikum der orgiastischen Festlichkeiten ein in verschiedener Art dargestelltes *bellum omnium contra omnes*, mit dem deutlich ein Kampf der Untergebenen gegen die Autorität, der Söhne gegen den Vater verbunden zu sein scheint. Auch Kastration und orale Einverleibung des Besiegten fehlen dabei nicht.

Sahen wir bisher, daß bei gewissen Gelegenheiten eine allgemeine Preisgabe aller Frauen stattfindet, so erfahren wir anderseits auch, daß gewisse Kategorien von Frauen zwangsprostituiert werden oder die Prostitution ihnen zum mindesten dauernd freisteht; es handelt sich hierbei um die Ehebrecherinnen und die Witwen. So werden z. B. auf Neupommern bei den Birara *(100)*, in Neu-Lauenburg und auf Nissan *(17)* die Witwen von den Männern als allgemeines Eigentum beansprucht, während es beispielsweise im alten Rom, soweit es die Römerinnen betrifft, nur den Witwen freistand, sich zu prostituieren *(36)*. Andererseits verfielen die Ehebrecherinnen der Zwangsprostituierung. Daß sie ein ähnliches, wenn auch häufig viel härteres Schicksal traf wie die Witwen, hat eine mehrfach determinierte tiefere Bedeutung. Daß der Hahnrei eigentlich als ein kastrierter Mann gilt, hat Marie Bonaparte *(23)* eingehend dargetan, ebenso daß dieser als „tot" angesehen wird. Ergänzend sei noch erwähnt, daß die Römer die kastrierten Priester der Kybele „*mortui*" nannten *(137)* und in mittelalterlichen Rechtsordnungen die Kastration als Totschlag angesehen und bestraft wurde *(69)*. Dabei war nicht nur der Verlust an sozialer Achtung oder die „Aphanisis" (Jones) bestimmend, sondern auch die Unmöglichkeit sich, wenigstens in reiner Linie, fortzupflanzen; doch soll hierauf später noch ausführlicher eingegangen werden. Wir kehren zum obigen Thema zurück und konstatieren, daß vielfach die des Ehebruchs überführten Frauen zwangsweise prostituiert werden. In Pegu (Kamerun) wurden sie in ein Bordell gesteckt *(100)* und auf Florida von den Häuptlingen zu Dirnen bestimmt *(134)*. Im griechischen Kyme *(36, 82)*, in Laetium und im alten Rom wurde die Ehebrecherin nackt durch die Stadt geführt und den Begierden des Volkshaufens überlassen, woran auch die etwaige Verzeihung des Ehemannes nichts ändern konnte *(17, 36)*, da er ja als machtlos, tot, angesehen wurde. Anderenorts, wie z. B. in Cumä in Campanien, begnügte man sich damit, die Schuldige nackt auf dem Forum aus-

zustellen und von der Menge beschimpfen und bespeien zu lassen *(17)*, wie es noch im Mittelalter in Frankreich der Brauch war *(36)*. Das war der mildere Ersatz für die anderwärts übliche Steinigung *(36)*[4] oder Speerung *(102)*.[5]

Fassen wir nun die Fülle der Tatsachen zusammen: an verschiedenen Orten werden orgiastische Feste gefeiert, zuweilen verbunden mit Gelagen und wilden Tänzen, wobei die sonst geltenden Schranken, sogar die des Inzest-verbotes, fallen und jedes Weib jedem Manne gehören kann. Unserer Vermutung nach kann das vom Ur-Vater errichtete Verbot nur nach seiner Tötung durch die Horde der revoltierenden Söhne durchbrochen worden sein.[6] Das symbolische Töten und Verzehren der „wilden Männer" im Erzgebirge, der Kampf des Alten gegen die Jungen beim australischen Itata-Spiel, das lustige „*bellum omnium contra omnes*" europäischer Karnevale mit ihrer gleichzeitigen Zügellosigkeit und andererseits die Zwangsprostituierung der Witwen und ihnen gleichgestellten Ehebrecherinnen, sprechen eine deutliche Sprache. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir anschließend an Freud *(48)* und Róheim *(118)* annehmen, daß nach dem Siege der Söhne ein orgiastischer Freudentaumel stattgefunden habe, den wir als „Ur-Orgie" bezeichnen könnten. Diese „prähistorische Konstruktion" wird sehr wesentlich noch durch folgendes gestützt: O. Rank *(109)* wies einmal darauf hin, daß, nach ältesten Darstellungen der griechischen Sage, Ödipus die bei der Tötung des Vaters anwesende Mutter vergewaltigte. In einem von Frobenius *(55)* mitgeteilten afrikanischen Mythus aus Jeruba wird eine Mutter-Gottheit in Abwesenheit ihres Gatten von ihrem Sohne vergewaltigt. Da von einer Rückkehr des Gatten und Vaters nicht die Rede ist, dürfen wir, wie im Traum, für Abwesenheit Tod einsetzen. Dieser uralte Mythus wird alljährlich in einem Feste zur Darstellung gebracht, bei dem eine allgemeine Hingabe aller Frauen an alle Männer stattfindet und wobei „eine ältere Priesterin und ein jüngerer Priester" mit dem guten Beispiel vorangehen.

Diese Ausführungen, die als eine „prähistorische Konstruktion" gedacht sind, scheinen für das Verständnis wesentlicher Probleme der Prostitution

4) In dem Gleichnis vom „ersten Stein" nimmt Jesus auf diese Strafform Bezug. Joh. 8,7.

5) Übrigens kennt bereits die griechische Mythologie die Strafe der Schaustellung wegen Ehebruchs: Hephaistos führt Mars und Venus in einem Netze der Götterschar vor. Daß aber auch diese modifizierten Strafarten die allgemeine sexuelle Besitzergreifung symbolisch darstellen, hat bereits Dufour erkannt (36). Es sei auch noch kurz erwähnt, daß sowohl die germanische als auch die christliche Rechtssprechung keinen strengen Unterschied zwischen Dirne und Ehebrecherin kennen und beide als „Hure" bezeichnen (17).

6) Charakteristischerweise brachte die französische Revolution eine Zeit allgemeinen Sinnentaumels mit sich, wobei die Dirnen in der Öffentlichkeit eine bis dahin nicht gekannte Rolle spielen konnten (38, 45).

von Bedeutung zu sein. Es ist nicht möglich, das Entstehen und Werden der Prostitution *ab ovo*, also von diesem hypothetischen Ausgangspunkt aus, genau zu verfolgen. Die ältesten historischen Nachrichten künden von einer kultischen Prostitution, die sich unter dem Patronate einer Gottheit abzuspielen pflegte. Die im alten Rom üblichen Saturnalien und Bacchanalien haben wir bereits erwähnt. Im vorderen Orient, vorzüglich in Babylon, Phönizien und Ägypten waren es immer Mutter-Gottheiten, zu deren Ehre und auf deren Geheiß die Prostitution im und um den Tempel stattfand. Daß diese einen hervorragenden Anteil des babylonischen Mylittakultes und des phönizischen Astartedienstes bildete, ist durch Herodots Erzählungen zur Genüge bekannt. Auch die zu Ehren der ägyptischen Isis zu Bubastis gefeierten Feste gingen mit schrankenlosen sexuellen Orgien einher *(6, 19)*. In Athen und Korinth wiederum wurden der Aphrodite Pandemos Mädchen geweiht, die sich jedem, der sie begehrte, zur Verfügung stellen mußten. Daß Aphrodite, wie alle großen Naturmütter, das Prinzip der Mütterlichkeit und des Hetärentums in sich vereinigte, hat Bachofen *(6, 7)* mehrfach überzeugend dargetan. Auch die Göttermutter Juno war nicht nur Schutzgöttin der Geburt, sondern auch der Unzucht *(129)*, und hoch im Norden galt Freia, des Göttervaters Gemahlin, als eine Buhlerin *(129)*. Solche Parallelen ließen sich beliebig vermehren, so daß wir die Verwunderung des hl. Ephraim Syrus nicht teilen können, der sich darüber entrüstete, daß „der Mond eine Straßendirne genannt und die Venus einer Buhlerin gleichgestellt wird" *(121)*. Auch in buddhistischen Schriften findet sich als höchstes Lob einer Göttin ihre Vergleichung mit einer Hetäre *(17)*, und die Königsfrau und Stammutter asiatischer Dynastien ist als Hetäre gedacht worden *(7)*, wie auch Tanaquil, das Vorbild der züchtigen römischen Hausfrau in der späteren Sage, ursprünglich einen durchaus entgegengesetzten Charakter hatte *(7)*.[7]

Versuchten wir an Hand einiger Beispiele verschiedenster Herkunft die hetärische Natur der Muttergottheiten darzutun, so mag nun auch kurz auf die Vergöttlichung von Dirnen hingewiesen werden. So wurde z. B. die berühmte Aspasia als Hera bezeichnet *(17)*, auch sonst wurden schöne und geistreiche Hetären als Abbilder der Göttin betrachtet, woraus der Brauch abgeleitet wurde, daß sie dem Praxiteles und dem Apelles Modell standen *(19, 36)*. An anderen Orten, wie im Pandjab in Indien *(114)* oder bei den Agbui-Orden der Ewe (West-Afrika), werden Dirnen als Gottverlobte oder als mit einem der Götter verheiratet angesehen *(17)*. In „Der Gott und die Bajadere" hat Goethe das Motiv dichterisch verwendet.

7) Über die Beziehungen zum Massenkult, vgl. 15 und 36.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen, so dürfen wir annehmen, daß die Hetäre des Altertums das auf Erden wandelnde und dem Sterblichen zugängliche Abbild der in der Götterwelt thronenden Großen Mutter war. Die Bedeutung dieser Einsicht für das Verständnis der Prostitution der Gegenwart wird aus den folgenden Betrachtungen über das „Triebziel" noch deutlicher hervorgehen.

In seiner Arbeit „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens" weist Freud darauf hin, daß der Mann durch den Respekt vor seinem gesitteten Weibe am Ausleben der in seine Sexualziele eingehenden perversen Komponenten gehindert wird und sich an die von ihm verachtete Dirne wendet, um uneingeschränkt genießen zu können. In der Tat dürfen wir das Triebziel oder genauer, die in Frage kommenden Ziele als im weitesten Umfange und in überwiegendem Maße pervers bezeichnen. Alles, was von der durch Brauch und gute Sitte erlaubten „Norm" irgendwie abwich, wurde bereits im Altertum als Erfindung meist bekannter Hetären angesehen *(17)*. Schon damals bildete Wissen und Ausüben dieser Kunst eben den Unterschied zwischen der Dirne und der ehrbaren Frau *(17)*. Wir können jedenfalls als feststehend annehmen, daß bereits im Altertum die „Prostitution Mittelpunkt aller geschlechtlichen Exzesse und Aberrationen" bildete *(17)*. Das galt schon für das Griechentum; Demosthenes etwa war es selbstverständlich, daß die Dirne eben „für die Befriedigung aller ungewöhnlichen Genüsse da sei" *(17, 36)*. Das Gleiche trifft für das alte Rom zu, in dem es bereits Spezialistinnen bestimmter Perversitäten gab, wie im Mittelalter in Frankreich und in der Neuzeit in wohl allen Ländern. Hierin haben wir eine, wenn nicht die Hauptanziehungskraft der Prostitution auf die Männerwelt zu erblicken. Die weitverbreitete Meinung, die in der Prostitution nur „ein Ergebnis der polygamen Strebungen des Menschen insbesondere und aller Tiere im allgemeinen" *(2)* sieht, trifft nicht den Kern des Problems. Ohne die Bedeutung des Objektwechsels — den auch Freud *(49)* als keineswegs restlos geklärt ansieht — einer grundsätzlichen psychologischen Prüfung unterziehen zu wollen, sei darauf hingewiesen, daß es auch Dauerbeziehungen des Klienten zur Dirne gibt.[8] Unzweifelhaft besteht auch hier das Geheimnis des Erfolges in der Fähigkeit und Bereitwilligkeit zu bestimmten sexuellen Praktiken.

Die innige, ja wesenhafte Verbundenheit von Prostitution und den aus den Partialtrieben stammenden Perversionen erscheint am deutlichsten ausgeprägt in gewissen „Randphänomenen", nämlich in einer Reihe von Be-

8) Vgl. hierzu auch die Schilderung des Milieus in Maupassants „La Maison Tellier".

rufen, die bald mit der Prostitution regelmäßig verknüpft sind, bald ihr als kaum verhüllendes Mäntelchen dienen.

Beginnen wir mit dem oralen Partialtrieb. Die Verbindungen der seiner Befriedigung dienenden Institutionen mit der Prostitution zu allen Zeiten sind zu zahlreiche, als daß es möglich wäre, sie im einzelnen aufzuzeigen, so daß einige kurze Hinweise genügen müssen.

Bei der Isisprozession trug der Priester die *manus aequitatis* und ein goldenes Gefäß in Form einer weiblichen Brust, das die Mütterlichkeit symbolisierte, die ihre Kinder gleich behandelt und sie alle nährt *(6)*. Auch bei dem Feste der *Bona Dea*, das von den Dirnen Roms besonders gefeiert wurde *(17)*, pflegten zwei kolossale Brüste herumgetragen zu werden *(100)*. In ihrem Heiligtum wurden *lac* und *mellarium* gereicht und diese Namen auch dann beibehalten, als bereits der Wein an deren Stelle getreten war *(6)*. Honig und Milch gehören aber nun einmal zu den Symbolen der Mütterlichkeit *(6)*. Auch in Japan finden wir Inari als Göttin der Speise und Schutzherrin der Prostitution zugleich *(142)*. Außerhalb des religiösen Gebietes, im irdischen Alltag, stellen wir fest, daß bereits im alten Rom in Garküchen und Kneipen Dirnen gehalten wurden, Wirtinnen galten dem Richter Dirnen *(17, 82, 121)*, Gasthäuser Bordellen gleich *(36, 53)*. Aber auch in Mühlen und Bäckereien waren Dirnen in großer Anzahl anzutreffen *(17)*, wodurch der Einwand hinfällig wird, dem enthemmenden Einfluß des Alkohols komme die Bedeutung eines Hauptfaktors zu. Virgil beschreibt das Schmausen und Zechen in einer römischen Bordellkneipe „nicht anders als beim Garkoch *(17, 36)*" und auf Samos soll Polykrates die „*Laura*" errichtet haben, einen Ort, an dem die erlesensten Leckerbissen wie auch Dirnen zu haben waren, also eine Art „raffinierter Verbindung von gastronomischen und sexuellen Genüssen" *(17)*. Auch die jüdische Gedankenwelt kennt diese „Verbindung", die viel tiefer reicht als ein etwa „zufälliges" Zusammentreffen. Eine alte jüdische Sage erzählt, daß die Verführung der Kinder Israels zur gesetzwidrigen Vereinigung mit fremdstämmigen Weibern durch junge Moabiterinnen erfolgte, die in Buden standen und Backwerk verkauften *(17)*. Die bei Josua (2, I.) erwähnte Hure Rahab wird von späteren Kommentaren ohne weiteres als Gastwirtin, „die Essen verkaufte", bezeichnet *(103)*,[9] wobei ein zu Hilfe kommendes Wortspiel den tieferen Sinn geoffenbart haben mag.[10] Es ist gewiß auch kein Zufall, daß die bekannte Sammlung obszöner Verse sich des Namens der „Frau Wirtin an der Lahn" bedient.

9) So übersetzt schon die „Septuaginta" und so kommentiert auch Raschi diese Stelle.

10) Im Hebräischen bedeutet: „sonah" = Dirne, „sanah" = Ernährende. Strenge Philologen werden davon kaum zu überzeugen sein, da die Wurzeln der beiden Verben verschiedene sind: „sanoh" und „sun."

Im Mittelalter und in späterer Zeit war das offizielle Festmahl der Honoratioren im Frauenhaus ein geläufiger Brauch *(17)*. In der Renaissance ist ein unverkennbarer Einfluß der Kurtisanen auf das Raffinement der Küche festzustellen *(17)*. Bald nach Einführung des Kaffees in Europa entwickelte sich die bis heute fortbestehende Kaffeehausprostitution *(17, 132)*; ähnlich verhielt es sich mit den in London einst modernen „tea-gardens" *(17)*. Übrigens war im mohammedanischen Orient von jeher das Kaffeehaus auch in dieser Beziehung das Parallelstück zur europäischen Weinschenke *(17)*, in Ostasien das Teehaus *(17)*. Auch die Tabakläden (Tabakhäuser, Tabagien) entgingen diesem Schicksal nicht *(17, 132)*.

Eine Szene aus dem fernen Sumatra möge das Bild vervollständigen. Eine Kupplerin zieht mit einer Dirnenschar durchs Land. Ein junger Mann trifft sie und fragt: „Sagt Mutterchen(!), ich habe Durst, doch will ich kein Wasser, ich habe Hunger, doch will ich keinen Reis. Seid ihr imstande, mein Verlangen zu befriedigen?" *(100)*. Danach beginnen die geschäftlichen Verhandlungen. Bei den Nadowesiern, einem Sioux-Stamme, gab es „Reisfeste", von Mädchen veranstaltet, bei denen diese sich einer möglichst großen Anzahl von Männern hingaben, nachdem sie dieselben mit Reis gespeist hatten *(101)*. Nach einem ukrainischen Bauernausdruck heißt übrigens „jedem Brei geben" — eine Universalhure sein *(60)*. Charakteristischerweise warfen sich schon in früheren Zeiten altgewordene Dirnen auf den Lebensmittelhandel *(10, 12)*. Andererseits ist die Verbindung zwischen Giftmord und Prostitution eine uralte *(38)*. Diesen Zusammenhang finden wir im modernen Gewande in den engen Beziehungen wieder, die heute in allen Großstädten zwischen Dirnenwelt und dem Schleichhandel mit Rauschgiften bestehen *(68)*. Dank Rados Forschungen *(106, 107)* wissen wir, daß die Rauschgiftsucht auf das Streben nach dem „alimentären Orgasmus" der Säuglingszeit zurückzuführen ist, und so lernen wir, auch in dieser Form verhüllt, in der Dirne die säugende Mutter erkennen.[11]

Ein zweites großes Gebiet, das sich vorwiegend auf die als „Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik" zusammengefaßten Partialtriebe bezieht, ist dasjenige der Körperpflege aller Art. Auch hierbei können nur einzelne Beispiele besprochen werden.

11) Als Kuriosum sei auf zwei sonst wenig bekannte Autoren hingewiesen: Karl Buttenstedt: Die Glücksehe (Dresden o. J. 1922?) und Richard E. Funcke: Eine Offenbarung der Natur (Hannover 1906). Der erstere predigte die Ersetzung des Koitus durch das Saugen an den Brüsten, wodurch diese milchergiebig und die Empfängnis eventuell verhütet würde. Der letztere scheint darin auch die Möglichkeit ersehen zu haben, das Übel der Prostitution aus der Welt zu schaffen. Das intuitive Erfassen der unbewußten Zusammenhänge ist immerhin bemerkenswert.

Im Mittelpunkt steht hier das Badewesen. Die öffentlichen Bäder insbesondere der Großstädte waren ein beliebter Treffpunkt der Dirnen, ebenso wie zu jeder Zeit gerade moderne Seebäder, ob es sich nun um das römische „Bajä" handelt *(17)* oder um einen der heutigen mondänen Badeorte. Teils konnte man die dort badenden Dirnen antreffen, teils wurde das Personal offenkundig zu Prostitutionszwecken gehalten. Badedienerinnen wurden jedenfalls von jeher als notorische Dirnen angesehen *(17, 72)*. Im gleichen Sinne tätig und verrufen waren bereits im Altertum die Masseusen *(17)*. „Massageinstitute" dienen insbesondere der Befriedigung sado-masochistischer Perversionen, indem sie Gelegenheit zu aktiver und passiver Flagellation bieten, sowie zu schmerzhaften Friktionen *(19, 76)*. Nachdem in London die Flagellationsbordelle durch behördliches Verbot geschlossen wurden, tauchte eine große Anzahl von „Maniküresalons" und ähnlichen Körperpflegeinstituten auf, die das alte Gewerbe unter neuer Firma weiter betrieben *(37)*.[12]

Haben wir in der Dirne als Sexualobjekt die begehrte Mutterimago erkannt, so können wir nun über das bei ihr erstrebte Sexualziel Genaueres aussagen. Wir sehen, daß die frühkindliche Situation des von der Mutter Genährt- und Gepflegtwerdens erstrebt wird. Die oralerotischen Zusammenhänge liegen so klar zu Tage, daß sie keines Kommentars bedürfen. Was die mit der Haut-, Schleimhaut- und Muskelerotik zusammenhängenden Partialtriebe des Kindes betrifft, so werden sie ja gelegentlich seiner Körperpflege durch die Mutter gefördert (F r e u d, *47)*, woraus sich für die spätere Libidoentwicklung allerlei Fixierungspunkte ergeben, die nach entsprechender Befriedigung verlangen. S a d g e r *(125)* hat auf diese Zusammenhänge hingewiesen und gezeigt, daß das Entgegenkommen der Dirne ihrem Klienten gegenüber sie als Nachbild der Pflegepersonen erscheinen läßt, nicht wie sie waren, sondern wie sie „hätten sein sollen" *(125)*. Andererseits soll dieses in die frühe Kindheit zurückprojizierte Entgegenkommen, das bei der Dirne wiedererlebt wird, auch der eigenen Gewissensentlastung dienen und der Pflegeperson die Verführerrolle zuweisen.

Auch Schau- und Zeigetrieb spielen unter den vom Klienten verlangten Praktiken eine gewichtige Rolle. Dabei kommt nicht nur die ursprüngliche Schaulust des Kindes auf ihre Rechnung; die möglichst wenig verhüllende Kleidung gewisser Kabarett-Tänzerinnen, die mehr zu enthüllen als zu verhüllen bestimmt scheint, zeigt bereits, daß etwas Bestimmtes zu schauen ge-

12) Erwähnt seien noch die Parfumläden und die Parfümeusen (17, 36, 61), die wohl nicht nur infolge der früheren sehr engen äußerlichen Verbindung mit dem Baden (Salben und Parfümieren vor bezw. statt dem Baden), sondern in tieferem Sinne mit der Prostitution eng verquickt waren und sind.

sucht wird. Die auffallende Kleidung, der häufig schreiend prätentiöse Schmuck und die Vorliebe für Pelzwerk besonders in Form des langgestreckten „Fuchs" zielen alle auf die symbolische Darstellung des „weiblichen Phallus" hin. Hier wie in vielen anderen Fällen ist nicht allein und ausschließlich der männliche Wunsch am Werke, sondern er trifft auf eine psychische Bereitschaft seitens der Dirne. Aus verschiedenen Quellen stammend, ergänzen sich hier männliche Schaulust und weiblicher Zeigewunsch und tragen so mit bei zur Bildung der passagèren Gemeinschaft zwischen Klient und Dirne, die den Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bildet.[13] Das Gleiche gilt für den Gebrauch obszöner Witze und Ausdrücke, der Exhibition in Worten, wobei gleichzeitig das kindliche Vergnügen, „im Schmutze zu wühlen", wieder erlebt wird.

Zusammenfassend dürfen wir nun die Behauptung aufstellen, daß es „eine ganz bestimmte Mutter-Imago" ist, die der Klient sucht, nämlich die „prägenitale Mutter". Hieraus ergibt sich auch eine der psychologischen Determinanten für die Bedeutung des Entgeltes an die Dirne. Die typische Frage der Dirne nach ihrer Entlohnung stellt so ihre unbewußte Anpassung an den Partner dar.[14] In der Beziehung Klient-Dirne ist aber die Bedeutung des Geldes damit nicht erschöpft. Die Stellungnahme des Mannes, von dem wir hier zunächst handeln, ist keine rein positive, sondern durchaus ambivalent. Mit dem Geldgeschenk kauft sich der Klient von der gegenüber der Mutter bestehenden Verpflichtung los, Liebe durch Liebe zu vergelten. Das Geld vertritt und ersetzt aber auch das in der Ehe der Frau „geschenkte" Kind[15] und schließlich kommt in aggressiver Absicht noch die Verachtung für die Dirne in der Tatsache zum Ausdruck, daß „sie für Geld zu haben ist".

Wenn auch in der Dirne die Mutter erstrebt wird, erfolgt die Objektwahl doch nicht nur nach dem Anlehnungstypus, vielmehr kommt auch die Ablehnung der inzestuösen Beziehung verschiedentlich zum Ausdruck und übt einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Beziehung zwischen Klient und Dirne. So galt mancherorts ein strenges Verbot für die Frauen des eigenen Volkes, Stammes oder Stadtgebietes, sich zu prostituieren. In der Bibel wird denn auch manchmal für die Dirne kurzerhand „Fremde" als Synonym gebraucht *(127)*. In Athen waren es zu Solons Zeiten hauptsächlich orts- und landesfremde Sklavinnen *(17)*, sogar die einmalige Pflichtprosti-

13) Der Spürsinn für die unbewußten Wünsche des Klienten nach der Mutter-Kind-Situation findet in den Bezeichnungen der Dirne für ihren Klienten deutlichen Ausdruck.

14) Beiläufig sei noch erwähnt, daß z. B. bei den Papua jeder Geschlechtsverkehr, auch der eheliche, mit dem dort üblichen Muschelgeld bezahlt werden muß (19).

15) Bei einem phobischen Patienten ergab die Analyse, daß er Dirnen der eigenen Frau vorzog, weil er ihnen gegenüber nicht zum Geschlechtsverkehr „verpflichtet" war. Die eheliche Pflicht, die die Frau von ihm forderte, erlebte er als Kastrationsdrohung.

tution der Babylonierinnen fand nur an Fremde statt (Strabo). Im mittelalterlichen und auch im späteren Deutschland waren die Dirnen meist Ortsfremde *(17)*, ja der Bordellhalter wurde bei Strafe von der hohen Obrigkeit darauf verpflichtet, nur solche in seinem Hause zu dulden *(10, 12)*; im alten Rom waren nur Frauen der herrschenden Gesellschaftsschicht von dem Verbote betroffen. Ihre führende Stellung und Erhabenheit über das übrige Volk kommt schon in der Bezeichnung ihrer Kaste als „Patrizier" deutlich zum Ausdruck. Der Patrizierin aber war die Ausübung der Prostitution oder eines mit derselben in Verbindung stehenden anderen Berufes streng verboten *(36)*. Um das Verbot noch einschneidender zu gestalten, wurde den Dirnen das Tragen bestimmter Kleidungsstücke untersagt *(17)*, eine auch im Mittelalter häufig getroffene Bestimmung *(17, 36)*. Dadurch wurde angestrebt, auch eine nur äußerliche Angleichung der Dirnen an die „anständigen Frauen" zu verhindern.

Auch hier stoßen wir auf die Tatsache, daß großer Wert darauf gelegt wurde, zu betonen, daß ein grundlegender Unterschied zwischen der Ehefrau und der Dirne bestehe, oder genauer zwischen letzterer und „der Mutter der Kinder". Wir müssen uns stets vor Augen halten, daß unter allen Völkern die Anschauung verbreitet ist, daß Hauptzweck der Ehe die Zeugung von Kindern ist.

Die scharfe Scheidung zwischen Ehefrau und Dirne hat für die erstere den Nachteil mit sich gebracht, daß ihr zugunsten der Dirne ein nicht unwesentliches Libidoquantum entzogen wurde. Lautet doch die in den verschiedensten Moralgesetzgebungen enthaltene Vorschrift dahin, daß alles, was nicht im engsten Sinne der Kinderzeugung dient, aus der Ehe verbannt bleiben müsse. Schon Plutarch *(36)* schien es ausgeschlossen, „daß man mit einer ehrbaren Frau gleichzeitig wie mit einer Ehefrau und einer Dirne zusammenleben könne", und von der griechischen Gattin wurde erwartet, daß sie „maßvoll und keusch" sei *(82)*. Nach talmudischer Anschauung *(140)*, die auch durch spätere Autoren bestätigt wurde (so z. B. ausdrücklich und eingehend im „Schulchan-Aruch" des R. Jos. Karo), ist schon das Betrachten des nackten Körpers der Ehefrau eine Sünde,[16] und auch das Christentum stellte sich auf den gleichen Standpunkt *(36)*. Ja sogar die weltliche Gerichtsbarkeit nahm sich der Sache an und bis ins 17. Jahrhundert wurde mancherorts das Vorkommen von Perversionen mit dem Tode bestraft *(75)*. Diese strenge Scheidung zwischen ehelicher Pflichterfüllung einerseits und sexu-

16) Eine Ausnahme bildet vielleicht allein R. Chisda, der sogar seinen Töchtern recht konkrete Ratschläge bezüglich des etwa notwendigen Vorspiels zum ehelichen Verkehr machte (bab. Schabbath 140 b.).

ellem Genießen andererseits[17] ist nicht nur in der europäischen Kultur nachweisbar. Auch bei primitiven Völkern, von denen viele anzunehmen geneigt sind, sie wären in ihrem Sexualleben von Hemmungen unbelastet, finden wir das Gleiche. Bei den Tami-Insulanern z. B. wird zwischen ehelichem Geschlechtsverkehr und außerehelichem Genießen streng unterschieden, sogar jeweils ein anderes Wort hierfür gebraucht. In der Bezeichnung für den außerehelichen Verkehr wird der Begriff des Genießens sprachlich besonders hervorgehoben und mit dem oralen Genusse von Speisen verglichen *(32)*.

Da aber beim perversen Akte zwar eine Ejakulation stattfindet, doch nicht in vas naturale, bedeutet er auch den Ausschluß der Kindeszeugung. Dazu kommt noch, daß zwischen Klient und Dirne gewöhnlich keine dauernde Gemeinschaft besteht, sondern nur ein passagères Zusammentreffen, so daß sich im Falle der Schwangerschaft keiner für den Erzeuger zu halten verpflichtet wäre. Die Rechtssprechung erkennt mancherorts diese Auffassung als „*exceptio plurium*" an. Nun hat bereits O. Rank *(108)* auf die engen Beziehungen zwischen Festhalten an prägenitalen Sexualzielen und dem Verzicht auf den Zeugungswunsch hingewiesen. Er führte diesen Verzicht darauf zurück, daß dem Kinde zur Zeit des Bestehens seiner prägenitalen Phase die Fortpflanzung als schlechthin unmöglich erschien und der erwachsene Perverse sich in der Folge dafür entscheidet, selber das Kind zu sein statt es zu erzeugen. Der Nachdruck aber, der auf der Kindlosigkeit der Beziehung des Klienten zur Dirne liegt,[18] läßt weitere Determinanten vermuten, etwa in dem Schuldgefühl, das notwendigerweise durch die Befriedigung verbotener prägenitaler Strebungen an einem inzestuösen Objekt erweckt wird. Darüber hinaus scheint aber eine ausgesprochene Ablehnung der Kindzeugung maßgebend zu sein.

Gehen wir von der Beobachtung aus, daß fast universell männliche Kinder besonders erwünscht zu sein pflegen und schon das Ausbleiben eines solchen vielfach als völlige Kinderlosigkeit gewertet wird. Diese Bevorzugung männlicher Nachkommen im Rahmen einer von Männern aufgebauten und beherrschten Gesellschaft muß seltsam anmuten. Wir kennen die Polarität der Anziehung zwischen Elternteil und gegengeschlechtlichem Kinde, und nachdem Freud uns Bedeutung und Intensität des weiblichen Peniswunsches klar gemacht hat, verstehen wir auch den Wunsch der Frau, einen penis-

17) Man vergleiche hierzu den Begriff der „Un-Zucht" im Gegensatz zur „Zucht", wobei letztere sowohl strenge Regelung im Sinne von „Zucht und Ordnung" bedeutet, als auch mit der „Aufzucht, Zuchtwahl, etc." zusammenhängt.

18) Bei gewissen australischen Stämmen soll eine operative Kastration von Mädchen stattfinden, die zur Prostitution bestimmt werden (100).

tragenden Sohn zu gebären. Beim Manne mag neben der allgemeinen narzißtischen Überschätzung des eigenen Geschlechts noch eine Reaktionsbildung vorliegen, eine Verleugnung feindseliger Regungen, wie sie nach Reik *(112)* in der „Couvade" zum Ausdruck kommt. Diese Feindseligkeit rührt einesteils von der Befürchtung her, im Sohne einem Rivalen zu begegnen. Andererseits muß die Feindschaft durch den im Ubw herrschenden Glauben an das *jus talionis* noch eine weitere Verstärkung erfahren. Diese Vergeltungsfurcht ist im wesentlichen eine Konsequenz der nun vollzogenen Identifizierung mit dem Vater. Was man dem Vater einst angetan hatte, hat man, da man Vater wurde, nun selber zu befürchten. So erscheint der gezeugte Sohn in der Rolle des rächenden Vaters, dessen Wiedererscheinen gegenüber eine Ablehnung wohl verständlich wird, zumal der ursprüngliche Vaterhaß hinzutritt. Vorgreifend wurde von einem „Wiedererscheinen" gesprochen. In der Tat läßt es sich nachweisen, daß nach einem weit verbreiteten Glauben der Sohn (und das Kind im allgemeinen) als die Wiederverkörperung eines Vorfahren *(40, 84, 101)*, speziellerweise des Großvaters, gilt *(24, 46, 92)*. Daß es damit höchst ernsthaft gemeint ist,[19] zeigt folgender Bericht: in Wydah, an der Sklavenküste, „erkannten" die Zauberpriester im neugeborenen Söhnchen des Königs dessen Vater. Der um seinen Thron besorgte Fürst ließ hierauf das Kind umbringen *(46)*. In der Unterlassung, Vereitelung der Zeugung oder Bevorzugung von Praktiken, die eine solche ausschließen, dürfen wir also die Verhinderung der Wiederverkörperung, des Wiedererscheinens des Vaters vermuten. Hieraus ergibt sich auch ein besseres Verständnis für die Schwere der göttlichen Strafe, die Onan für sein sündiges Tun traf. Selbst Kains Brudermord wurde nur mit der Verbannung aus dem Angesichte Gottes, also dauerndem Liebesentzug bestraft (Genesis 4 $_{11-14}$), Onan aber, der den Coitus interruptus ausführte, um eine Zeugung zu verhindern, mußte, dem *jus talionis* entsprechend, mit dem Tode büßen (Genesis 38 $_{9-10}$). Auch das Christentum sieht in der Vereitelung der Zeugung eine Todsünde. Wir sehen, daß die eingangs aufgestellte Hypothese von der Ur-Orgie nach dem Tode des Ur-Vaters nicht nur durch ethnologische Beobachtungen und kulturhistorische Kuriosa gestützt wird, da sich auf Grund der obigen Betrachtungen der Gang zur Dirne als eine Revolte gegen den Vater, ja als ein unbewußter Vatermord präsentiert. Sachs' *(124)* Bemerkung, die Perversion werde vom Ich geduldet, weil sie einen Bundesgenossen im Verdrängungskampf gegen den Ödipuskomplex abgebe, gewinnt hierdurch eine gewisse Illustration. Es sei an diesem Orte auch noch Sterbas *(135)* aus der analytischen Praxis geschöpfte Vermutung erwähnt,

19) Alte Leute in Afrika sehnen sich sogar nach dem Tode, um dann als kleine Kinder wiedergeboren zu werden (55).

die Mutterbedeutung der Dirne enthalte regelmäßig auch den Gedanken des Vatermordes. Diese an einem Einzelfalle gemachte Erfahrung findet hier in breiterem Rahmen volle Bestätigung.[20]

Über dieser Darlegung der feindselig-ablehnenden Haltung gegenüber dem Vater dürfen wir aber den bewußten positiven Wunsch des Mannes nach einem Sohne nicht übersehen. In einer früheren unveröffentlicht gebliebenen Arbeit über den „Zukunfts- und Jenseitsglauben" habe ich in Anlehnung an Freuds „Totem und Tabu" zu zeigen versucht, wie nach dem Morde am Vater die zärtlichen Gefühle zu ihm erwachen und seine Rückkehr von den Söhnen ersehnt wird. In der Zeugung eines männlichen Nachkommen wäre eine Erfüllungsmöglichkeit gegeben und diese Art der Verwirklichung bietet, wie ich in jener Arbeit ausführte, den nicht zu unterschätzenden narzißtischen Vorteil, die Verhältnisse umzukehren, indem nun „der Vater als kleines, hilfloses Kind", der „Sohn aber eigentlich Vater" wäre, so daß die nie enden wollende Ambivalenz uns wiederum die Kehrseite der Medaille sehen ließe. Die z. B. im alten Orient *(71)*, aber auch bei vielen nicht-orientalischen Völkern *(42, 80)* bestehende Verpflichtung des Sohnes, dem verstorbenen Vater an dessen Grabe Speise- und Trankopfer darzubringen, um ihn vor dem Verschmachten zu bewahren, spricht für diese Auffassung. Wird nun im männlichen Kinde der wiederkehrende Vater begrüßt, so begreifen wir auch, weshalb die Frau, die ihrem Manne keinen Sohn gebiert, verachtet, wenn nicht gar verstoßen wird *(100, 101)*, da sie sich doch weigert, einen so wichtigen Wunsch zu erfüllen.[21] Überdies stellt die Wiederkehr des Vaters mit Hilfe des Sohnes eine Versöhnungstat dar. Die Frau, die sie hintertreibt, muß denn auch die Ablehnung treffen, die der Mutter als Ursache der Feindschaft zwischen Vater und Sohn zuteil wurde. Ein solches Weib ruft „Gottes Zorn", der schon auf ihr ruht, auch auf das gesamte Haus herab. Um wieviel mehr noch trifft dieser Vorwurf die kinderlose Dirne! So lernen wir eine weitere Determinierung für die der Dirne entgegengebrachte Verachtung kennen.

Ein Gegensatz bleibt aufzuklären. Jeder will die Mutter allein besitzen, die Dirne aber ist Allgemeingut aller Männer. Im Getriebe der Perversionen

20) Einer der literarischen Vorläufer der französischen Revolution, der bekannte Marquis de Sade, verherrlicht in seinen Schriften den Inzest, predigt den Aufruhr gegen Adel, Klerus und die Eltern! Er lehnt sich in heftigen Worten gegen die Pflicht, Kinder zu zeugen, auf und befürwortet die Abtreibung. Er zeigt sich als schwärmerischer Verehrer der Prostitution, der „am liebsten alle Frauen zu Dirnen machen möchte" (3, 38).

21) W. Reich (110) zitiert, nicht ohne Spott, Grubers „Hygiene des Geschlechtslebens", in der die eheliche Treue der Frau verlangt wird, damit der Mann seiner Vaterschaft sicher sei, und glaubt darin nur eine der Folgen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung sehen zu müssen. Die psychische Bedeutung des Sohnes für den Mann wird dabei von Reich nicht gewürdigt.

versucht das Ich seine Interessen wahrzunehmen, und vielleicht ist auch hier sein Einfluß zu erkennen, wenn wir Freuds *(49)* Hinweis auf „die beim Kinde zu beobachtende Tendenz, passivem Erleben mit einer aktiven Reaktion zu begegnen“ anwenden. „Es ist das ein Stück Bewältigungsarbeit an der Außenwelt, die ihm auferlegt ist, und kann selbst dazu führen, daß es sich um Wiederkehr solcher Eindrücke bemüht, die es wegen ihres peinlichen Inhaltes Anlaß zu vermeiden hätte“ *(49)*. Bei der Prozession zu Ehren der Prostitutions-Mutter-Gottheit Isis wurde nicht nur eine goldene Brust, sondern, einer Mahnung gleich, auch die *manus aequitatis* umhergetragen, daran erinnernd, daß die mütterliche Spende nicht nur für den Einzelnen bestimmt sei *(6)*. In zweiter Linie muß hier aber auch auf die homosexuelle Triebkomponente des Klienten eingegangen werden, die in der Beziehung zur Dirne, wie Róheim *(118)* andeutete und Boehm *(22)* auf Grund immer wieder bestätigter Beobachtungen dargelegt hat, mit befriedigt wird. Die von ihm betonte Parallele zwischen der studentischen Trinksitte, bei der ein Bierglas die Runde macht und jeder der Zecher es nur zur Hälfte austrinkt und dann wieder auffüllt, und der solidarischen Geschlossenheit, mit der eine Verbindung dasselbe Bordell und in demselben die gleichen Mädchen aufsucht, ist bemerkenswert *(22)*. Zunächst ist darin eine Bestätigung der oben ausgeführten These zu erblicken, wonach aktiv eine Gewöhnung an die unvermeidliche Teilung in den Besitz der nährenden Mutter angestrebt wird. Boehms weitere Untersuchungen zur Psychologie der Homosexualität *(22)* zeigten aber, wie regelmäßig dabei die Vorstellung auftritt, *in coitu* mit einem in der Vagina verborgenen Penis zusammenzutreffen, demjenigen des Vorgängers bei der Frau, letzten Endes des Vaters. Daß so die homosexuelle Befriedigung durch das Medium eines Weibes erlangt wird, bringt dann noch einen narzißtischen Gewinn mit sich, da der Klient ja „aktiv“ ist und sich so zu seiner eigenen Beruhigung als im Besitze des eigenen Gliedes bleibend beweist. Nebenbei stärkt die leichte Zugänglichkeit seinen Narzißmus, die leichte „Eroberung“ der Dirne dient zur Tröstung über die alte, nie ganz verwundene Kränkung, da ja die Eroberung der Mutter mißlungen war und die Erinnerung daran innig mit dem Kastrationskomplex verknüpft ist. Die Furcht vor dem Vater und der gemeinsame Haß hatten ja schon einst in grauer Vorzeit die Brüderschar zusammengeschlossen, sie wohl auch zu direkten homosexuellen Handlungen geführt, wie es heute noch im Pubertätsalter bei der Schuljugend häufig der Fall ist. Die Liebe zu Gleichen, im Geschlecht und in der Zugehörigkeit zu derselben Generation, wird aber vom Ubw wiederum als Liebe zum eigenen Ich gebucht und damit die Ablehnung des väterlichen Ich-Ideals und der Familie, aber auch die Unabhängigkeit von dieser dokumentiert.

B. Über die Stellung zur Dirne.

Das Thema dieses Abschnittes bedarf einer gesonderten und etwas eingehenderen Betrachtung, schon weil Freud in der eingangs erwähnten Arbeit „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“ diese Erniedrigung als bereits vollzogene Tatsache zugrunde legt, von dieser aus die Neigung des Mannes zur Dirne erklärt, ohne aber den Quellen der ihr entgegengebrachten Verachtung nachzugehen. Diese Feststellung scheint mir aber nur in der seelischen Schicht gültig zu sein, die man übersieht, wenn man sich mit dem verdammenden Über-Ich bereits identifiziert.

Daß der Klient von jeher sehr wenig Sympathie für die Dirne gezeigt hat und sowohl als Einzelner wie als Kollektiv-„Publikum“ ihre Leiden in nicht unerheblichem Maße zu vermehren geholfen hat, dürfte kaum von jemand ernstlich bestritten werden. Wir versuchten zu zeigen, wie sich aus der „Kinderlosigkeit“ der Dirne die feindselig-abwehrende Stellungnahme der Machthaber erklärt. Nur wäre es zweifellos falsch, sich mit der Feststellung der Beeinflussung der Masse durch diese Instanzen in Wort und Schrift zu begnügen, so wie es unsinnig wäre, etwa den Ausbruch eines Krieges auf die Verhetzung durch die Presse zurückzuführen, ohne dabei zu berücksichtigen, daß diese Verhetzung nur latente Aggressionsbereitschaften erweckt hat. Wir müssen uns also wieder der Tiefenpsychologie des Individuums zuwenden.

Den Über-Ich-Anteil an der Verachtung der Dirne haben wir im wesentlichen kennen gelernt, weiterhin die Erbitterung über die Verhinderung der Wiedererweckung des Vaters und der damit verbundenen Versöhnung mit ihm. Da aber letztere Tendenz einen sehr ambivalenten Hintergrund aufweist, dürfen wir von einer Verschiebung des eigenen Schuldgefühls auf die Dirne sprechen. Schon um sich selber zu beweisen, wie ferne man dem Übel der Unzucht stünde, wurde denn auch den Dirnen, soweit sie überhaupt innerhalb der Stadtgrenzen geduldet wurden, häufig die Peripherie der Stadt als Aufenthaltsort angewiesen. Bereits die biblische Rahab mußte an der Stadtmauer von Jericho wohnen (Josua 2,15).

Erinnern wir uns, daß wir in der Dirne eine Imago der „prägenitalen Mutter“ zu erkennen glaubten. Die Fülle ambivalenter Gefühle, mit denen diese Kindheitsperiode ausgestattet ist, macht es unumgänglich, daß die Dirne bei Antreten des Erbes nicht nur Aktiven, sondern auch Passiven übernehmen muß. So kommt ihr gegenüber der ursprüngliche orale Sadismus, durch den Vorwurf, von der Mutter nicht genügend genährt worden zu sein, zur Geltung und führt zur rücksichtlosen Ausnutzung der Dirne, ihrer Reize, ihrer Jugend und eventuellen Notlage. In einem von Fenichel *(44)*

zitierten Fall wurde u. a. die Phantasie produziert, eine Dirne würde gegen ihren Willen bis zur Erschöpfung zum Geschlechtsverkehr gezwungen, von den Männern „ausgesaugt“. Auch die von Melanie Klein *(74)* bei Kindern häufig beobachtete Phantasie, der Mutter ihren Leibesinhalt zu rauben, spielt wohl eine Rolle, besonders in jenen Fällen, in denen eine bestehende Gravidität den besonderen Anreiz der Dirne bildet *(97)*. Selbstredend ist auch diese Bevorzugung überdeterminiert. Aber auch der Klient fühlt sich durch die Dirne beraubt, haben wir doch in der Bezahlung derselben das kindliche Kot-Geschenk an die Mutter erkannt, das ja nicht von jeher ein freiwilliges war, da doch das Kind zur regelmäßigen Hergabe erst erzogen werden mußte.[22] Auch hieraus begreift man besser, weshalb die Verachtung der Dirne so oft damit begründet wird, sie verlange Geld. Die Wegnahme des Kotes, im Erleben des Kindes eines Stückes Leibessubstanz, stellt eine prägenitale Kastrationsform dar *(1)*, was ein gutes Stück Haß verständlich macht. Daß in der Tat die Dirne als Kastratorin erlebt wird, geht nicht nur aus der real begründeten Infektionsangst hervor. In Spanien z. B. wird jeder Bordellbesucher ein „Gehörnter“ genannt *(105)*, also nach M. Bonaparte ein Kastrierter. Andererseits war eine im Mittelalter und noch viel später sehr häufig an Dirnen vollzogene Strafe diejenige des Abschneidens von Nase und Ohren *(10, 17)*, eine nach dem *jus talionis* gedachte recht durchsichtige Racheaktion. Wie weit die feindselig-aggressive Einstellung des Klienten geht, ist daraus zu ersehen, daß Dirnen besonders häufig das Opfer von Lustmorden werden *(69)*. Relativ harmloser sind die Quälereien, die sie von sadistischen Klienten erdulden müssen, wobei dieselben nicht nur der vielfach begründete Haß leitet, sondern in manchen Fällen auch der Wunsch nach muskelerotischer Befriedigung *(126)*. Aber auch der Koitus mit ihr stellt einen phallisch-aggressiven Akt dar, wobei auch keine eigentliche Objektbesetzung erfolgt, sondern die Frau nur ein Mittel zum Zwecke darstellt und das Ganze am ehesten eine Onanie *in vaginam* ist, begleitet von teils unbewußten, teils bewußten Phantasien. Dabei bildet die bekannte Frigidität der Dirne für den Klienten in vielen Fällen einen besonderen Reiz, indem sie noch zu verstärkter phallischer Aggressivität herausfordert. Sie trotz ihrer Ablehnung zum Orgasmus zu zwingen, scheint einem besonderen Ruhmestitel gleichzukommen *(116)*. In zweiter Linie mag allerdings die Frigidität auch zur Exkulpierung der Mutter dienen, der so bescheinigt würde, daß sie genußlos dem Vater angehört hätte.

Fassen wir das bisher Ausgeführte zusammen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß Ursprung und Entwicklung der Prostitution, anknüpfend an

22) I. Bloch (18) beschreibt den Fall eines Perversen, der, nach genauer Verabredung mit einer Dirne, sich von dieser Geld unter Drohungen und Schlägen abnehmen ließ.

den orgiastischen Sinnentaumel, der auf die Tötung des Ur-Vaters gefolgt sein mag, bei verschiedenen Völkern im Verlaufe von Jahrhunderten sich des Schutzes von Muttergottheiten erfreute, denen damit auch Ehre und Huldigung erwiesen wurde. Deutlicher noch ging aus der Rolle der Perversionen innerhalb der Prostitution, auch in den sublimierteren Formen, denen die Rand-Berufe einen Teil ihrer Bedeutung verdanken, hervor, daß in der Dirne unbewußt die Mutter gesucht wird, speziell die Mutter, wie sie in der prägenitalen Phase erlebt wurde. Schon hieraus ergibt sich ein Stück Verständnis dafür, weshalb die Stellungnahme des Klienten zur Dirne eine so ambivalente ist, wozu noch die moralischen Urteile des Über-Ichs hinzukommen. Sicherlich darf man sich aber nicht mit dem Nachweis begnügen, die Dirne biete dem Klienten Genußmöglichkeit, weil sie, im Gegensatz zur Ehefrau, ein erniedrigtes Objekt ist. Nicht einfach ein Neu-Erwerb der herabgesetzten und so näher gebrachten Mutter findet statt, sondern ein Zusammentreffen mit der prägenitale Befriedigung gewährenden, also die Rückgewinnung einer verloren gewähnten. Diese, wenn auch passagère, Gemeinschaftsbildung Klient-Dirne beruht aber nicht nur auf Wünschen des ersteren, sondern setzt auch eine psychische Bereitschaft der letzteren voraus, worüber der dritte Abschnitt dieser Arbeit zu handeln haben wird. Erst die Übersicht über die aus jeweils ganz verschiedenen seelischen Quellen stammenden „Bereitschaften" der beiden Partner wird uns zeigen, wie diese Gemeinschaft entsteht, wobei wir aber Einblick in das Getriebe der psychischen Faktoren zu gewinnen hoffen, die ungleich tiefer reichen, als die, die sich auf „Angebot und Nachfrage" berufen.

III. Die Dirne.

Ist auch bis heute kein Versuch unternommen worden, der Psychologie des „Klienten" eine umfassendere Darstellung zu widmen, so ist doch kaum je ernstlich bezweifelt worden, daß auf Seiten des Mannes in erster Linie psychische Faktoren, sei es das Bedürfnis nach Geschlechtsverkehr überhaupt, nach einem Wechsel des Objektes etc. wirksam sind. Den wirtschaftlichen Umständen wurde dabei allenfalls eine Rolle sekundärer Bedeutung zugeschrieben, indem etwa den jungen Männern das Heiraten durch dieselben erschwert oder unmöglich gemacht würde. Um so selbstverständlicher schien es und erscheint es manchen, die Motive der Dirne fast ausschließlich in ihrer ökonomischen Lage zu suchen. Der Umstand, daß sie die von ihr gewährte Befriedigung eben gegen Geld gewährt und in der vielleicht überwiegenden Anzahl der Fälle darin ihr einziger oder doch Haupterwerb besteht, mußte dazu verführen, das Suchen nach anderen Motiven

als überflüssig oder gar völlig unangebracht anzusehen. Dieser einseitigen und oberflächlichen Betrachtungsweise ist oben (in der Einleitung) widersprochen worden. Sie wird schon unhaltbar, wenn man sich nicht mit der Betrachtung der ärmsten Vertreterinnen des Berufes, für die er ausschließlicher und kärglicher Broterwerb ist, begnügt, sondern die große Anzahl der Frauen berücksichtigt, die, ohne materiell genötigt zu sein, sich dennoch für Geld prostituieren, bis zu denjenigen, die ein Dirnenleben führen, ohne hieraus finanzielle Vorteile zu ziehen.

Man könnte einwenden, die Berufsdirne und die, die zwar ein Dirnenleben führt, aber ohne dessen finanzielle Vorteile, stellen zwei verschiedene Typen dar, die nicht mit derselben Bezeichnung zusammengefaßt werden dürften. Allein die Wirklichkeit weist unzählige Übergänge auf und läßt nirgends scharfe Grenzen erkennen. Zudem aber hat die analytische Erfahrung uns die Bedeutung der Prostitutionsphantasien kennen gelehrt, und daß jede Frau den fakultativen Keim zur Dirne in sich trage, hat schon ein mittelalterlicher französischer Dichter in wenig galanten Worten behauptet:

> *„Toutes estes, serez ou fûtes*
> *De faict ou de volonté putes“.* *(Jean de Meung) (36).*

Die Schwierigkeiten, die sich der Erforschung der Psychologie der Dirne entgegenstellen, sind aber ungleich größer als diejenigen bezüglich der des Klienten. Die Geschichte der menschlichen Kultur mit allen ihren vergangenen und gegenwärtigen Anschauungen und Institutionen ist eine Männergeschichte. Die Psychologie der Frau ist keineswegs so geklärt wie die des Mannes und manches, was für das Verständnis der weiblichen Entwicklung von grundlegender Bedeutung wäre, ist noch sehr umstritten.

Da es sich aber bei der Beziehung Klient-Dirne um eine Gemeinschaft handelt, aufbauend auf gegenseitigen Forderungen und Bereitschaften, können wir die schon gewonnenen Einsichten in das Wesen des männlichen Klienten zunächst zum Leitfaden nehmen. Wir sahen diesen die teils erlebte, teils erträumte prägenitale Mutter suchen und sie in der Dirne finden. Das wäre aber ohne eine innere Bereitschaft derselben kaum denkbar. Freud *(50)* hat betont, daß „die Dirne die allgemein menschliche polymorph-perverse Anlage für ihren Beruf ausbeute“. Auch andere, der Psychoanalyse fern stehende Autoren betonen, daß die Berufswahl der Dirne schon aus ihrer eigenen Perversität erfolge *(104)*. Wir exemplifizieren diese Beziehung an einem Beispiel. Sucht der Klient die säugende Mutter, so treibt es wiederum die Dirne dazu, sich mit der Nahrung spendenden Mutter zu identifizieren und diese sogar noch zu übertrumpfen, da ja doch keine Mutter Tag für Tag eine so große Anzahl von Männern bezw. Kindern hätte nähren

können. Nicht weniger wichtig ist die Feststellung, daß die Dirne über eine eigene wohl ausgeprägte Oralität verfügt. So erweist sich die Verbindung zwischen Alkohol und Prostitution als eine doppelseitige, indem das Getränk nicht nur zur Befriedigung und Enthemmung des männlichen Klienten dient, sondern auch von den Dirnen selber in erheblichem Maße konsumiert wird *(17, 58, 97)*. Im alten Ägypten sprachen bereits diese Frauen dem Biere kräftig zu und dort soll auch die Animierkneipe ihre Urheimat besessen haben *(17)*. Vielfach übereinstimmend wird auch ihre typische Naschhaftigkeit vermerkt *(16, 83, 97)*, und wenn die Kurtisanen der Renaissance oftmals wegen ihrer ausgezeichneten Küche berühmt waren, so soll dies zum guten Teil auf ihre eigene Feinschmeckerei zurückgehen *(17)*. Auch ihre „Kaffeetrunksucht" soll ganz bedeutend sein, und nicht minder sind Dirnen gewöhnlich als starke Raucherinnen bekannt *(17)*, wie auch die Rauschgiftsüchte unter ihnen stark verbreitet sind. Von dieser eigenen oralen Bedürftigkeit aus gesehen, verstehen wir auch die Verehrung der Hetären des Altertums für die großen Muttergottheiten. Die Sucht, ernährt zu werden, bildet eine Mitdeterminante für das „Aussaugen" der Klienten,[23] versehen gleichzeitig mit einer sadistischen Komponente, worauf noch zurückzukommen sein wird. Auch sonst werden wir auf den Sadismus der Dirne hingewiesen, der in vielen charakteristischen Zügen zur Geltung kommt. Zu heftigen Streitigkeiten und innerhalb dieser rasch zur Gewalttat geneigt *(97)*, beweisen die Dirnen ihre Blutgier, indem sie bei öffentlichen Hinrichtungen in Scharen herbeiströmen und sich um das Blutgerüst drängen *(26, 146)*. Daß es sich dem einzelnen Manne gegenüber um einen aktiven Kastrationswunsch handelt, geht nicht nur aus der Tendenz, ihm möglichst viel von seinem Gelde abzunehmen, sondern besonders noch aus dem Streben hervor, ihn möglichst völlig zu ruinieren und seines Ansehens zu berauben *(99)*. Auch die Fahrlässigkeit, manchmal auch wohl bewußte Böswilligkeit, mit der die Dirnen eine ihnen selber bekannte venerische Infektion weitergeben *(29)*, und ebenso ihre allgemein bekannte Frigidität sprechen für die intensiven Kastrationswünsche *(1)*.[24]

Dieser nachweisbare aktive Kastrationswunsch führt uns ohne weiteres zu dem allgemein weiblichen Penisneid, der bei der Dirne besonders intensiv zu sein scheint. Will sie auch die Mutter darstellen, so soll es doch eine phallische Mutter sein. Mehr als einmal in der Geschichte haben sich Hetären zu völkerbeherrschender Königsmacht aufgeschwungen, und auf die engen Be-

23) Vgl. dazu physiologische Parallelen bei H. Deutsch.

24) Meisterhaft hat dies Zola in seinem Roman „Nana" dargestellt, wo Nana sich nicht damit begnügt, den Grafen auszuplündern, sondern ihm befiehlt, vor ihren Augen auf den Insignien seiner kaiserlichen Kammerherrnwürde herumzutreten.

ziehungen des Amazonentums und des Hetärismus hat Bachofen *(6)* mehrfach hingewiesen. Auch daß die großen Muttergottheiten und Beschützerinnen der Prostitution, wie etwa die mit dem Blitz oder der Lanze versehene Astarte *(120)* oder die sonst bewaffnete Aphrodite *(120)* als „phallische“ Mütter dargestellt wurden, ist gewiß nicht nur Erfindung der Männer. Hatten doch auch ihre Priesterinnen, die mit ihnen identifiziert wurden, ein nicht geringes Interesse daran und die so vollzogene Verschmelzung von Vater und Mutter in einer Gestalt muß beiden Geschlechtern willkommen sein. Maskulinisierungstendenzen von Dirnen[25] mit Hilfe männlicher Kleider sind sowohl im Altertum *(70)* als auch in viel späteren Zeiten *(4)* öfters beobachtet worden, ja der mittelalterliche „Hosenrock“ soll ihre Erfindung sein *(17)*.

Der Penisneid, so wichtig er auch ist, ist nicht die einzige Quelle der Kastrationswünsche der Dirne. Fast jede Dirne pflegt auf die Frage nach dem Ursprung ihrer Berufswahl die Geschichte von dem Verführer zu berichten, obwohl Nachprüfungen in sehr vielen Fällen die Unzulänglichkeit dieser Erzählung ergeben. Und doch steckt in diesem „typischen Märchen“ ein Wahrheitskern, wenn wir uns vor Augen halten, daß die große Anzahl von Männern die Jagd nach dem ewig unerreichbaren Vater darstellt *(117, 125)*. In der wahllosen Hingabe an fremde Männer liegt aber auch ihr Protest gegen jenen vor,[26] als wolle sie gleichsam damit sagen: „wenn Du mich nicht

25) In späteren Zeiten war es die Tracht der einzelnen Dirne, die symbolisch den Penisbesitz darstellte, oder der Schmuck, den sie allen Strafandrohungen zum Trotz öffentlich trugen (36), u. a. m. Hieher ist auch das besonders in südlichen Ländern sehr beliebte krasse Rotschminken zu rechnen. Da das erste Rot, mit dem sich der Mensch bemalt haben mag, das Blut des erlegten Wildes oder Feindes gewesen sein dürfte, können wir auch Bertram D. Lewin (81) folgen, wenn er im Beschmieren mit Blut, speziell Menstruationsblut, eine Wiedergutmachung des Penisverlustes sieht, entsprechend der von Harnik (63, 64) beschriebenen Verschiebung des weiblichen Narzißmus auf den Körper als Penisersatz. Auffallend ist auch die Vorliebe orientalischer Dirnen für das Rotfärben mit Henna, dessen Geruch demjenigen des Spermas sehr ähnlich sein soll (17).

Grimmelshausens „Landstörzerin Courasche“, die typische fahrende Dirne ihrer Zeit, kleidet sich und kämpft wie ein tapferer Soldat (7. und 8. Kapitel). — Es sei hier noch das bei Dirnen beobachtete Sichzurückentwickeln der sekundären Geschlechtsmerkmale erwähnt (18). Forschungsreisende im Innern Süd-Amerikas wollen beobachtet haben, daß gerade bei Frauen „lockeren Lebenswandels“ die Klitoris wie auch die labia minora allerlei künstliche Vergrößerungen aufwiesen (137).

26) Auch die zu ihrer Zeit nicht minder berühmte Cora Pearl (98) will in ihrem Leben nie einen Mann geliebt haben und begründet dies mit ihrem konstanten Abscheu vor dem „starken Geschlecht“. Wir stoßen hier auf den tiefen Narzißmus der Dirne, dessen Eigenart den Schlüssel zu ihrem Rätsel zu enthalten scheint. Gerade bei Cora Pearl ist leicht zu sehen, wie ihr kühler Abscheu vor dem Manne, unter dem sich erbitterter Haß verbirgt, von einer schweren narzißtischen Kränkung seinen sichtbaren Anfang nimmt. Sie selber berichtet davon, mit welcher Einfachheit sie sich als Halbwüchsige von einem unbekannten älteren Manne ansprechen und verführen ließ, durch dieses erste Er-

wolltest, so mögen mich Dir zum Trotz alle anderen haben". Daß gleichzeitig auch Haß und Ablehnung auf die Männer schlechthin mitübertragen wird, ist verständlich. Ebenso verständlich ist es, wenn schon infolge des passagèren Charakters des Zusammentreffens mit dem Klienten keine Objektbeziehung zu demselben entsteht. Wie geistreiche Kurtisanen in ihren Selbstbekenntnissen versichern, scheint die Objektliebe für sie überhaupt *terra incognita* zu sein. In ihren lesenswerten Briefen an den Marquis de Sévigné beteuert Ninon de Lenclos *(79)*, wie sehr ein Liebhaber nur „instrument de plaisir" und sonst bedeutungslos sei.

Wir sahen bereits, wie für den Klienten der Koitus zum aggressiven Akt, sein Penis zur verletzenden Waffe wird, und auch dem entspricht eine „Bereitschaft" seitens der Dirne. Daß es aber letzten Endes der übermächtige väterliche Penis ist, den sie fürchtet, deutet eine Beobachtung Parent-Duchâtelets *(97)* an, der von der auffallenden Schamhaftigkeit der Dirnen bei der ärztlichen Untersuchung berichtet. Es widerspricht dem nicht, wenn Krafft-Ebing *(76)* darüber berichtet, wie eine *puella publica* von ihm verlangte, sie doch unter Gewaltanwendung gynäkologisch zu untersuchen. Die große Anzahl der zum Koitus zugelassenen Männer dient der von Freud *(49)* beschriebenen „Auflösung in Reihen", dem fraktionierten Abreagieren, aber auch der Entwertung des Mannes, wie es bei Landauers *(77)* Fall einer „Dirne" war. Die wiederholte Selbstbelehrung soll eben zeigen, wie unbedeutend doch das im Ubw gefürchtete Glied sei. Die Frigidität, die bis zur Anästhesie gehen kann, verstärkt die Leugnungstendenz, und mit der ganzen Wucht des ihr innewohnenden Hasses sträubt sich die Dirne gegen das Erlebnis des Orgasmus beim Verkehr mit dem Klienten *(28)*. Reue und Scham darüber scheinen sie zu erfüllen, wenn es einmal doch bedauerlicherweise zum Erlebnis des Genießens kam *(115)*.

Den Verzicht zu Gunsten der Mutter symbolisierten die Hetären des Altertums, wenn sie auf dem Altar der Venus-Aphrodite goldene Phalli darbrachten *(6, 36)*. Die Verzichtleistungen der Dirne umfassen aber noch viel mehr. Die Kinderlosigkeit der Dirne ist keineswegs immer auf Konzeptionsunfähigkeit zurückführbar. Dabei wird übereinstimmend versichert, Dirnen seien fast immer sehr kinderliebend *(36, 97, 105, 116)*. Wir lernten die große Bedeutung der Kindlosigkeit der Dirne, vom Manne aus gesehen,

lebnis schwer enttäuscht wurde und sich weigerte, weiter bei dem Manne zu bleiben, sondern fast ohne jede Anleitung den Weg in die Prostitution nahm. Hierin können wir eine zweite Determinierung für den Haß gegen den „Verführer" erblicken. Ein Kenner des Milieus (104) spricht von der ersten Erfahrung als „jugée généralement amère", und mit einer nur dem Dichter eigenen Intuition läßt E. de Goncourt (57) seine „Fille Elisa" (eine Dirne) ihren Liebhaber ermorden, weil er sie auf einem Spaziergang unvermutet zu vergewaltigen sucht.

im vorhergehenden Kapitel kennen und müssen nun die Wurzeln dieser Bereitschaft bei der Dirne selber suchen. Es mag auch die vom Narzißmus diktierte Abneigung, ein Stück seiner Leibessubstanz herzugeben und somit wirklich eine Art Kastration zu erleben *(33)*, unter den Determinierungen zu finden sein, ebenso wie auch die Ablehnung des Klienten die trotzige Abwehr des Vaters verbirgt. Gleichzeitig aber kommt die Selbstbestrafung zum Vollzug, indem sich die Dirne die eigentliche Identifizierung mit der Mutter verwehrt. Nur das Mutterwerden anderer darf sie freudig erleben. Fand im Pariser Prostituiertengefängnis einmal eine Geburt statt, so wurde das Kind von allen mit Liebe überschüttet und galt fast als Gemeingut *(97)*. Ältere und im Berufe nicht mehr erfolgreiche Dirnen pflegen auch häufig Winkelhebammen zu werden.

Die Stellung zur Mutter ist eine durchaus ambivalente; dies kommt auch deren Imago, nämlich der Bordellwirtin, gegenüber, zum Ausdruck. Von knechtischer Unterwürfigkeit ihr gegenüber, hassen sie die Insassinnen des Bordells doch glühend *(97)*. Die positive Stellungnahme findet aber, abgesehen von den bereits erwähnten Identifizierungstendenzen, in der Homosexualität der Dirnen *(13, 17, 36, 88, 100)* ihren stärksten Ausdruck. Frühere Autoren meinten, diese Neigung der Dirnen durch die Übersättigung und den Ekel vor dem männlichen Geschlecht zu erklären. Unter dem Gesichtswinkel der Kindheitskonflikte betrachtet, deren Neuauflage wir hierin sehen, müssen wir von einer Rückwendung zur Mutter sprechen. Daß in den Spielen weiblicher Homosexueller das Mutter-Kind-Spiel eine grundlegende Bedeutung besitzt, hat H. Deutsch *(35)* dargelegt. Auch bei Freuds Patientin *(52)* („Aus der Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität") fällt es auf, wie sich das junge Mädchen eine „mütterliche Dirnengestalt" zum homosexuellen Liebesobjekt erwählt und das sexuelle Angebot einer gleichaltrigen Freundin ablehnt. Von einem Tribaden-Klub aus dem XVIII. Jahrhundert erfahren wir, daß die Paare je aus einer Novize und einer sogenannten „Mutter" bestanden *(38)*. Bei einem Weibertanz in Kamerun pflegt die Frauenschar, sich auf der Stelle wiegend, zu tanzen, wobei immer je eine vortritt und jede der Tanzenden streichelt, um sie dann an ihrer Brust saugen zu lassen *(100)*. Und schließlich bestätigt ein französischer Sexualforscher auf Grund seiner Beobachtungen in Kriminellen- und Dirnenkreisen, wie sehr Tribaden in ihren Zärtlichkeiten das Mutter-Kind-Verhältnis agieren *(56)*.

Daß Kriminelle und Dirnen von vielen Autoren als ein einheitlicher Kreis zusammengefaßt werden, ist nicht nur Ausdruck eines voreingenommenen bürgerlichen Werturteils. Die Dirne hat in der Tat unleugbare und mannigfache Beziehungen zur Verbrecherwelt, der sie teils durch eigene

Delikte, teils durch die innigen persönlichen Beziehungen zu einzelnen Kriminellen eng verbunden ist. Nicht nur pflegt häufig ein Verbrecher nach vollbrachter Tat bei den Dirnen Zuflucht zu suchen, sondern sie sind für ihn gewöhnlich das, was dem Bürger seine Ehefrau ist *(105)*. Diese innige Gemeinschaft beruht zum Teil auf der Gemeinsamkeit des Schicksals der von der bürgerlichen Gesellschaft Verfemten, die sich im Interesse besserer Verteidigung zusammenschließen, wie ja auch die Dirnen einander in der Not aufopferungsvoll beizustehen pflegen *(58, 97, 128)*. Aber nicht nur äußere Mächte, wie Gesetzgebung und Polizeiapparat oder die Feindseligkeit der öffentlichen Meinung treiben sie an die Seite der Kriminellen. Die Schicksalsgemeinschaft ist auch eine tief verankerte, indem die Dirne schon von sich aus der menschlichen Gesellschaft gegenüber eine aufrührerisch-feindselige Haltung einnimmt.

Die bürgerliche Gesellschaft der Gegenwart fußt auf der Familie, die sich letzten Endes auf die Vater-Mutter-Kind-Dreieinheit zurückführen läßt. Wir sahen bereits die Dirne in ihrer Abwehrstellung gegen Vater und Mutter und in ihrer, allerdings mannigfach determinierten, bewußten und unbewußten Ablehnung des Kindes. Somit wäre zunächst ihre Stellung gegen die Familie gekennzeichnet, die dem Klienten bei seiner Suche nach einer Partnerin, mit der er sich in gemeinsamem Gegensatz zur Familie befinden mag, entgegenkommt. Nur sind die Motive und Wege, die jeden der beiden Partner zur Gemeinschaft führen, entsprechend ihrem Geschlecht und dessen spezifischer Struktur und Entwicklung verschieden.

Zum besseren Verständnis der Psychologie der Dirne betrachten wir noch ihr Verhalten zum Gelde. Dabei muß auffallen, daß die Dirne oft am Ende ihres Lebens arm bleibt, und mögen noch so große Reichtümer ihr gehört haben, noch so fürstliche Summen durch ihre Hände geflossen sein *(4, 26, 36, 97)*. So schleudert Z o l a s „Nana", die ja nur den Typus darstellt, das Geld mit einer geradezu manischen Lebhaftigkeit fast noch schneller hinaus, als sie es erhält. Mit immer steigender Geschwindigkeit „frißt" sie die Vermögen ihrer Liebhaber auf, aber nichts davon bleibt in ihren Händen und immer wieder befindet sie sich in akuter Geldnot. Verrät uns die unersättliche Gier schon allein ihre orale Herkunft, so weist das hemmungslose Umsichwerfen mit dem Gelde ebenso deutlich auf die anale Auffassung des Vorganges hin. Eine gewisse Sparsamkeit, vor allem ein Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben mit gleichzeitiger Inrechnungstellung eventueller Schicksalsschläge in der Zukunft, sind die Prinzipien, auf denen sich der bürgerliche Haushalt aufbaut. Die Ablehnung der Familie seitens der Dirne erstreckt sich auch hierauf *(123)*, letzten Endes aber auf die den wesentlichen Teil der Kleinkindererziehung ausmachenden Lebensregeln. Orale und anale Selbstherr-

lichkeit, wie sie einst teils erlebt, teils erträumt wurden, scheinen ihr Ideal zu sein.

Der Narzißmus der Dirne nimmt diese Selbstherrlichkeit als in der Wirklichkeit begründet hin. Aus dieser unausrottbaren Überzeugung, stets aus eigenen Möglichkeiten die Wirklichkeit meistern zu können, erklärt sich auch die Sorglosigkeit, mit der viele Dirnen jegliche Voraussicht für die Zukunft außer Acht lassen *(123)*, aber auch die Unbekümmertheit bezüglich der Gefahren venerischer Infektionen. Sie erinnern darin an einen rauschgiftsüchtigen Patienten R a d o s *(106)*, der meinte, „es könne ihm ja gar nichts passieren". Diese zutiefst narzißtische Selbstüberschätzung läßt uns verstehen, weshalb die spielerische Sorglosigkeit auch denen eigen ist, die nicht, wie die von L a n d a u e r (77) analysierte Patientin, die Entwertung der bürgerlichen Realität zu deren meisterhafter Beherrschung zu verwenden verstehen. Aber wie diese neigen sehr viele Dirnen zum Spiel *(17)*, zum großen Hasard, mit seinen blitzschnell wechselnden Gewinn- und Verlustchancen. Hier treffen sich die Gier nach raschem mühelosem Gewinn und die Gleichgültigkeit gegenüber dem Verlust. Die Dirne, die Vater und Mutter, bürgerliche Einengung und Versorgtheit ablehnt, folgt auch hier ihrem Narzißmus, der sie an einer echten Objektbeziehung hindert und ihr gleichzeitig das Gefühl verleiht, selber eine unerschöpfliche Mutter und ein unbezwingbarer Vater zu sein. Der Wunsch, Vater, Mutter und Kind in einer Person zu sein, eine universale Phantasie, bildet letzten Endes auch den Schlüssel zum Verständnis des Phänomens „Dirne". Im Einzelfall treten jeweils verschiedene Züge stärker hervor und bestimmen, gemeinsam mit den speziellen Umweltsbedingungen, das individuelle Gepräge.

Wenn, wie mir scheint, damit die Grundstruktur der Dirne aufgezeichnet wäre, so sind damit keineswegs alle Probleme gelöst oder auch nur erörtert. Aber sie dürften es auch kaum durch rein prinzipielle und im wesentlichen literarisch fundierte Überlegungen werden, sondern doch nur durch analytische Erforschung des Einzelfalles, wobei auch den in Analysen auftauchenden Prostitutionsphantasien eingehendere Beachtung geschenkt werden sollte. Um nur ein solches Problem, das einzig und allein durch empirische Forschung dem Verständnis näher gebracht werden könnte, herauszugreifen, sei darauf hingewiesen, daß keineswegs in jedem Falle die Dirne ihre Lebensform zeitlebens behält. Viel häufiger, als gewöhnlich angenommen wird, handelt es sich um eine vorübergehende Phase, deren Dauer Jahre, Monate, Wochen bis Tage betragen kann *(70, 93, 97, 131)*. Manche im bürgerlichen Sinne mustergültige Ehefrau besitzt ein solches ängstlich gegehütetes und von der Umgebung manchmal nicht geahntes Geheimnis. In diesem Sinne hat A l l e n d y Recht *(2)*, wenn er meint: *„on ne comprendra*

nrien à la prostitution féminine, tant qu'on ne voudra pas l'envisager sous so aspect véritable, celui d'une névrose". Aus welchen Gründen diese vorübergehende „Neurose" (vielleicht nur passagères Symptom im Rahmen einer umfassenderen Neurose oder neurotischen Charakterentwicklung) eines Tages zum zeitweiligen oder endgültigen Stillstand kommt, läßt sich kaum in allgemein gültiger Form sagen. Bekannt sind ja die Retterphantasien mancher Männer, die in selteneren Fällen auch soweit gehen, bewußtermaßen eine Dirne zu ehelichen, um sie zu „retten", wobei allerdings ganz andere unbewußte Faktoren determinierend sein mögen. Auch die Dirnen selber — in ihren schwarzen Stunden der Verzweiflung — sollen einen solchen Retter aus ihrer Not erträumen *(105)*, und in der Tat findet manche Dirnenlaufbahn ihren Abschluß im Hafen der Ehe, meist mit einem älteren Junggesellen der kleinbürgerlichen oder proletarischen Schichten *(104, 131)*. Diesen Heilungsmechanismus hatte die Kirche längst erkannt und erklärte, wenigstens in früheren Jahrhunderten, die Ehelichung einer Dirne zu einer verdienstvollen Tat, zu der sie ihren Segen erteilte *(10)*, und die weltlichen Behörden folgten dem Beispiele und fügten hier und da klingenden Lohn hinzu *(10)*. Bemerkenswerterweise soll in einer solchen Ehe häufig auch der Kindersegen nicht fehlen, auch wenn die nun Verheiratete früher jahrelang steril war *(97)*. Die Psychologie der Prostitution müßte auch durch die der „Kupplerin" und des „Zuhälters" ergänzt werden. Aber Gründe der räumlichen Beschränkung sowie auch der Mangel an empirischen Befunden auf Grund psychoanalytischer Erfahrung lassen es rätlich erscheinen, diese Themen hier nicht mehr zu berühren.

Literaturverzeichnis:

1. Abraham (Karl): Äußerungsformen des wbl. Kastrationskomplexes. Int. Ztschr. f. Psa., VIII (1921).
2. Allendy (R. et Y.): Capitalisme et sexualité. Paris, 1931.
3. Apollinaire (G.): L'oeuvre du Marquis de Sade. Paris, 1909.
4. ders.: L'oeuvre du Divin Arétin. (Bibl. d. Curieux). Paris, 1909.
5. Bachofen (J. J.): Oknos der Seilflechter. München o. J.
6. ders.: Das Mutterrecht. Basel, 1897.
7. ders.: Die Sage von Tanaquil. Heidelberg, 1870.
8. Bálint (A.): Die mexikan. Kriegshieroglyphe atl-tlachinolli. Imago IX (1923).
9. Balzac (H. de): Grandeurs et misères des courtisanes (oeuvres compl. T/15, Paris, 1913).
10. Bauer (M.): Das Liebesleben i. deutscher Vergangenheit. Berlin, 1924.
11. ders.: Sittengesch. d. deutschen Studententums. Dresden o. J.
12. ders.: Die Dirne und ihr Anhang. Dresden o. J.
13. Baumgarten (A.): Die Bezhgen. d. Prost. zum Verbrechen (Groß's Arch. f. Kriminalanthropol. XI, 1903).

14. Bestmann: Gesch. d. christl. Sitte. Nördlingen, 1885.
15. Beissel (Stephan): Gesch. d. Verehrung Marias i. Dtschld. Freiburg i. B., 1909.
16. Béraud (F. F. A.): Les Filles publiques de Paris. 1839.
17. Bloch (Iwan): Die Prostitution (Handb. d. Sexualwiss.), Berlin, 1912/25.
18. ders.: Das Sexualleben uns. Zeit. Berlin, 1919.
19. ders.: Beitr. z. Ätiol. d. Psychopathia sexual. Berlin, 1902/03.
20. ders.: D. Ursprung der Syphilis. Jena, 1901.
21. Bloch (R.): In Monatsschrft. f. Krim.-psychol. und Strafrechtsreform. 1914/15.
22. Boehm (Felix): Beitr. z. Psychol. d. Homosexualität. Int. Ztschr. f. Psa., VI u. VIII (1920 und 1922).
23. Bonaparte (M.): Symbolik d. Kopftrophäen. Imago, Bd. XIV (1928).
24. Buber (Martin): Der große Maggid.
25. Buschan (G.): Die Sitten der Völker.
26. Camp (Maxime du): Paris, ses organes, ses fonctions, sa vie. 1872.
27. Casanova (J.): Mémoires. Paris, 1926.
28. Choisy (Maryse): Un mois chez les filles. Paris, 1928.
29. Commenge (O.): La prostitution clandestine à Paris. 1897.
30. Corso (R.): Das Geschl.-leben d. italien. Volkes. Beiwerke z. Anthropophyteia VII. Nicotera, 1912.
31. Delvau (A.): Dictionnaire d. l. langue verte. Paris, 1867.
32. Dempwolf: Bemerkg. über d. Geschl.-leben d. Tami-Insulaner. Ztschr. f. Ethnologie, 1902.
33. Deutsch (H.): Psa. d. weibl. Sexualfunktionen. Wien, 1925.
34. dies.: Psa. der Neurosen. Wien, 1930.
35. dies.: Über die wbl. Homosexualität. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVIII (1932).
36. Dufour (P): Hist. d. l. prostitution chez tous les peuples. Bruxelles, 1861.
37. Dühren (E.): Das Geschl.-leben i. England. Berlin, 1903.
38. ders.: Der Marquis de Sade u. seine Zeit. Berlin, 1917.
39. Dulaure (J. A.): Die Zeugung in Glauben, Sitten u. Bräuchen d. Völker. Beiwerke z. Anthropophyteia I.
40. Durckheim (R.): Les formes élément. d. l. vie réligieuse. Paris, 1912.
41. Ellis (Havelock): Geschlecht u. Gesellschaft. Leipzig, 1923.
42. Ermann u. Ranke: Ägypten u. ägypt. Leben i. Altertum. Tübingen, 1923.
43. Fahne (A.): Der Karneval. Köln-Bonn, 1854.
44. Fenichel (O.): Z. prägenitalen Vorgesch. d. Ödipuskomplexes. Int. Ztschr. f. Psa., Bd. XVI (1930).
45. Fleischmann (Hector): Les filles publ. sous la Terreur. Paris o. J.
46. Frazer (J. G.): The Dying God (The Golden Bough III). London, 1911.
47. Freud: Über d. allgemeinste Erniedrigung d. Liebeslebens. Ges. Schr. V.
48. ders.: Totem und Tabu. Ges. Schr. X.
49. ders.: Beiträge z. Psychol. d. Liebeslebens. Ges. Schr. V.
50. ders.: Drei Abhdlgen. z. Sexualtheorie. Ges. Schr. V.
51. ders.: Über die weibliche Sexualität. Ges. Schr. XII.
52. ders.: Über die Psychogenese e. Falles von wbl. Homosexualität. Ges. Schr. V.
53. Friedländer (L.): Darstellgn. a. d. Sittengesch. Roms. Leipzig, 1864.
54. Frobenius (L.): Erlebte Erdteile., V.: Das sterbende Afrika.
55. ders.: Monumenta Africana.
56. Garnier (C.): Das verbrecherische Weib. (Sex.-psychol. Bibl. V). Berlin o. J.

57. Goncourt (E. de): La fille Elisa. Paris, 1911.
58. Grandier-Morel: Voyage chez les prost. d. princip. pays. Paris o. J.
59. Guyot (Yves): La prostitution. Paris, 1882.
60. Hadnijuk (V.): Das Geschl.-leben d. ukrain. Bauernvolkes. Beiwerke z. Anthropophyteia III.
61. Hagen (A.): Sexuelle Osphresiologie. Berlin, 1920.
62. Halle (F.): Die Frau i. Sowjetrußland. Wien, 1932.
63. Harnik (J.): Schicksale d. Narzißmus bei Mann u. Weib. Int. Ztschr. f. Psa., IX (1923).
64. ders.: D. ökonom. Bezhg. zwischen dem Schuldgef. u. dem wbl. Narzißmus. Ib. XIV (1928).
65. Hentig (H. von): Eigenartige Formen d. Zuhälterei. Ztschr. f. Sexualwiss. XIV (1927/28).
66. ders.: Die psychosexuelle Struktur d. Zuhälters. Monatschf. f. Krimin.-psychol. 1929, H. 3.
67. Hirschfeld (Magn.): Sittengesch. d. Weltkrieges. 1930.
68. ders.: Sittengesch. d. Nachkriegszeit. 1931.
69. ders.: Geschlecht und Verbrechen.
70. Jeannel (J.): De la prost. dans les grandes villes. Paris, 1874.
71. Jeremias (A.): Hölle u. Paradies b. d. alten Babyloniern. In „D. Alte Orient". Berlin, 1903.
72. Jung (G.): Die Geschl.-Moral d. deutschen Weibes im M.-A. Leipzig.
73. Juvenal: Satiren.
74. Klein (Melanie): Frühstadien d. Ödipuskonfliktes. Int. Ztschr. f. Psa., XIV (1928).
75. Kohler (J.): Die sogen. widernatürl. Unzucht unter Ehegatten. Archiv f. Kriminalanthropol. Bd. 24 (1906).
76. Krafft-Ebing: Psychopathia sexualis. Stuttgart, 1924.
77. Landauer (K.): Eine „Dirne". Ztschr. f. psa. Pädagogik, IV (1930).
78. Landes (L. des): Glossaire érotique de langue française. Bruxelles, 1861.
79. Lenclos (Ninon de): Lettres au Marquis de Sévigné. A la Haye, 1750.
80. Lévy-Bruhl: L'âme primitive. Paris, 1927.
81. Lewin (B. D.): Kotschmieren, Menses u. wbl. Über-Ich. Int. Ztschr. f. Psa., XVI (1930).
82. Licht (H.): Sittengeschichte Griechenlands.
83. Lombroso u. Ferrero: Das Weib als Prost. u. Verbrech. Hamburg, 1894.
84. Malinowski (Br.): Das Geschl.-leben d. Wilden i. Nordw.-Melanes.
85. ders.: Argonauts of the Pacific. London, 1922.
86. Marcuse (M.): Dirne u. Zuhälter. „Sexualprobleme", 1908.
87. Martial: Epigramme.
88. Martineau: La prostitution clandestine à Paris.
89. Mittermaier zit. bei Bloch, S. 17.
90. Moll (A.): Handbuch d. Sexualwiss. I. u. II.
91. Moraglia: Neue Forschg. a. d. Gebiete d. wbl. Kriminalit., Prost. und Psychopathie. Ztschr. f. Kriminalanthropol. 1897.
92. Negelein (Jul. von): D. Individualismus im Ahnenkult. Ztschr. f. Ethnologie 34 (1904).
93. Neher: Die geheime u. öffentl. Prost. i. Stuttgart, München u. Karlsruhe. Paderborn, 1912.

94. Ostwald (H.): Dunkle Winkel in Berlin (Großstadtdokumente I), 1905.
95. ders.: Die erot. Bzhgn. zwischen Dirne u. Zuhälter. „Sexualprobleme", 1908.
96. Ovid: Liebeslehre.
97. Parent=Duchâtelet: De la prost. dans la ville de Paris. 1836.
98. Pearl (Cora): Mémoires. Paris, 1886.
99. Pfister (O.): Die Liebe u. ihre Fehlentwicklungen. Bern, 1925.
100. Ploss=Bartels: Das Weib. Elfte Aufl. 1927.
101. Ploss=Renz: Das Kind.
102. Post (A. H.): Afrikanische Jurisprudenz. Leipzig, 1887.
103. Preuss (J.): Prost. und sex. Perversionen nach Bibel u. Talmud. Dermatol. Monats=hefte, 1906.
104. Prille (W. et P.): Les bazars de la volupté. Paris, 1926.
105. Quiros u. Aguilaniedo: Verbrechertum und Prostitution in Madrid (Sexual=psychol. Bibl. Bd. 3).
106. Rado (S.): Psa. der Pharmakothymie. Int. Ztschr. f. Psa., XX (1934).
107. ders.: Die psych. Wirkungen d. Rauschgifte. Ib. XII (1926).
108. Rank (O.): Perversion und Neurose. Int. Ztschr. f. Psa., VIII (1922).
109. ders.: Das Inzestmotiv in Dichtung u. Sage. Wien, 1912.
110. Reich (W.): Geschlechtsreife=Enthaltsamkeit=Ehemoral. Wien, 1930.
111. ders.: Sexualerregung u. Sexualbefriedigung. Wien, 1929.
112. Reik (Th.): Das Ritual. I. Die Couvade. Wien, 1928.
113. Reinach (Sal.): Cultes, Mythes et Religions. 1908.
114. Reitzenstein (Fr. v.): Liebe und Ehe im alten Orient. Stuttgart, 1909.
115. Roberti: A la Belle de Nuit. Paris, 1931.
116. ders.: Les Maisons de Société. Paris, 1927.
117. Róheim (G.): Die Psa. primitiver Kulturen. Imago XVIII (1932).
118. ders.: Nach dem Tode des Ur=Vaters. Imago XIX (1933).
119. ders.: Heiliges Geld in Melanesien. Int. Ztschr. f. Psa., IX (1923).
120. Roscher: Nektar u. Ambrosia. Üb. d. Bdtg. d. Aphrodite. Leipzig, 1883.
121. Rosenbaum (J.): Die Lustseuche im Altertum. Leipzig, 1839.
122. Rudeck (W.): Gesch. d. öffentl. Sittlichkeit i. Deutschland. Berlin, 1905.
123. Rühle=Gerstel (A.): D. Frauenproblem d. Gegenwart. Leipzig, 1932.
124. Sachs (H.): Zur Genese d. Perversionen. Int. Ztschr. f. Psa., IX (1923).
125. Sadger: Lehre v. d. Geschlechtsverirrungen auf psa. Grundlage. 1922.
126. ders.: Über d. sado=masochist. Komplex. Jahrb. f. psa. u. psychopathol. Forschg. V (1913).
127. Salomos Sprüche 2₁₆, 5₂₀, 7₅.
128. Sanger (W. W.): The History of Prost. New=York, 1859.
129. Scherr (J.): Gesch. d. deutschen Frauenwelt. Leipzig, 1898.
130. Schneickert (H.): Das Weib als Erpresserin. Bonn, 1919.
131. Schneider (K. C.): Die Prostitutierte u. d. Gesellschaft. Leipzig, 1909.
132. Schurig (A.): Das galante Preußen gegen Ende d. XVIII. Jhdt. Berlin, 1910.
133. Schultz (W.): Dokumente d. Gnosis. Jena, 1910.
134. Schurtz (F.): Altersklassen u. Männerbünde. Berlin, 1902.
135. Sterba (R.): Zur Gleichstellung von Mutter u. Dirne. Int. Ztschr. f. Psa., XVII (1931).
136. Stern (B.): Gesch. d. öff. Sittlichkeit in Rußland. Berlin, 1907.
137. Stoll (O.): Das Geschl.=leben i. d. Völkerpsychologie. Leipzig, 1908.

138. Storfer (A. I.): Marias jungfräul. Mutterschaft. Berlin, 1914.
139. Talmeyr (M.): Das Ende einer Gesellschaft. (Sexualpsychol. Bibl. VI).
140. Talmud babyl.: Brachoth 53 b. Schabbath 64 b. 86 a.
141. ders.: Awodah sarah 17 a.
142. Tresmin-Trèmolières: Yoschiwara, die Liebesstadt d. Japaner.
143. Verville (Beroald de): Le Moyen de parvenir. Paris, 1773.
144. Wahrmund (L.): Das Institut d. Ehe i. Altertum. Weimar, 1933.
145. Wulffen (E.): Das Weib als Sexualverbrecherin. Berlin, 1925.
146. Zola (Emile): Nana (Oeuvres compl.). Paris éd. Fasquelle.

Zu Tolstois Kreutzersonate

Von

Immanuel Velikovsky

Tel-Aviv

In jedem Menschen sind die Keime der Bisexualität verborgen. Im Laufe der normalen Entwicklung muß die homosexuelle Triebkomponente versanden und die heterosexuelle zum Vorherrschen kommen, gleichwie die anatomischen Zeichen der Bisexualität in dem Entwicklungsgange zurücktreten: so etwa bleiben die Brustwarzen der Knaben im „embryonalen" Zustand.

Stirbt aber die homosexuelle Regung nicht ab, sondern entwickelt sie sich fort, so führt dies entweder zu offener Homosexualität, wenn der Betroffene seine Neigung empfindet, oder zu verborgener Homosexualität, wenn der Betroffene seine Neigung, die sich unter dem Druck der Moral-Zensur im Unbewußten verbirgt, nicht empfindet.

Aber das Denken, das Streben, die Taten eines solchen Menschen — sie alle werden die innere Spaltung und das Ringen wiederspiegeln.

In manchen Fällen tritt diese Komponente der Bisexualität erst beim Altern hervor, als ob ein geheimes Feuer die Asche durchglühte.

Es scheint, daß keine andere Perversion so reichlich verschiedene Masken und Verzerrungen benutzt wie die homosexuelle Neigung.

Das aufmerksame Lesen der Kreutzersonate von Tolstoi läßt uns keinen Zweifel übrig, daß der Eifersüchtige und Mörder Posdnischew ein latenter Homosexueller ist; sein Autor — Tolstoi — hat dies nicht erkannt.

Von der Kindheit des Posdnischew ist nichts mitgeteilt. Fünfzehn Jahre alt verliert er gleichzeitig mit seinem älteren Bruder, der Student ist, seine Unschuld in einem Bordell.

Wir können vermuten, daß dieser ältere Bruder schon in den vorangegangenen Jahren einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Entwicklung des um vier bis fünf Jahre jüngeren Bruders gehabt hat.

Die Psychoanalyse hat gezeigt, daß der Besuch bei einer Dirne den unbewußten Wunsch verbergen kann, mit ihrer Hilfe in einen symbolischen Kontakt mit anderen sie besuchenden Männern zu treten. Mit noch größerer Klarheit blickt dieser unbewußte Wunsch in den gemeinsamen Besuchen der Bordelle durch; ein gemeinsamer Besuch der *puellae publicae* ist eine der Masken der Homosexualität. In der Biographie Posdnischews klafft eine weitere Lücke. Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr hat er, so wie auch seine Freunde, „hunderte ganz verschiedene schreckliche Sünden gegen die Frauen

auf der Seele". Er hatte vor der Ehe Beziehungen mit vielen hunderten oder sogar tausenden Frauen, wie Don Juan, und er behauptet, daß die meisten Männer so sind.

Don Juan, dieses Antlitz eines Mannes, der sich auf ewiger Jagd nach Frauen befindet, die er ununterbrochen wechselt, ist auch eine Verzerrung der Homosexualität. Er kann nicht das finden, was er sucht, und darum sucht er unermüdlich. Nichts kann ihm Befriedigung geben, da er sie dort sucht, wo sie nicht sein kann. Er, der Unselige, kann mit der Jagd nicht aufhören, weil ein unaufhörlicher Ruf aus dem Unbewußten ihn zwingt, sich nach verschiedenen Seiten zu werfen, da er nicht weiß, von wo der Ruf kommt und wohin er ihn verlocken will.

In diesem unbarmherzigen Wechsel der Frauen liegt ein Sadismus; ein noch ausgeprägterer Sadismus muß sich entfalten, wenn ein Homosexueller, der seine Neigung nicht erkannt hat, sich durch die Ehe an e i n e Frau bindet. Unbewußte, aber aggressive homosexuelle Neigungen und Sadismus sind untrennbare Erscheinungen. Dies ist eine Einsicht, die sich aus der klinischen Erfahrung immer wieder bestätigt; ein eheliches Zusammenleben, in welchem einer der Partner homosexuell ist, wird zur Folterqual, wenn der Homosexuelle an einer aggressiven Form leidet; es ist mit Selbsterniedrigung verbunden, wenn der homosexuelle Partner an einer passiven Form leidet, in welcher er danach strebt, die unterworfene Frauenrolle des Vergewaltigten zu erleben.

Posdnischew ist ein Sadist. Er weiß nicht, ebenso wie es auch sein Autor nicht weiß, daß die Haßregungen in seinem Familienleben die Folgen davon sind, daß er unbewußt den Mann — einen Partner seines Geschlechts — in der Ehe suchte. In keiner Ehe konnte er glücklich sein; und am Ende seiner Erzählung legt der intuitiv sich nicht irrende T o l s t o i seinem tragischen Helden die Worte in den Mund: „Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß" — „so hätte ich sie nicht geheiratet, um keinen Preis . . . und ich hätte überhaupt keinesfalls geheiratet . . ."

Seine Ehe war ein Suchen dessen, was in der Frau nicht sein konnte. Aus einer zufälligen Erzählung, die nur als Beispiel gleich am Anfang der Beschreibung des Honigmonds angeführt ist, erfahren wir etwas Merkwürdiges: „So heiraten sie alle, so habe auch ich geheiratet, und es begann der gelobte Honigmond. Schon der Name ist eine Niederträchtigkeit; — als ich einmal in Paris über alle Schauplätze ging, verlockte mich ein Schild, eine Frau mit Bart anzuschauen. Es stellte sich heraus, daß es nichts anderes war als ein Mann im dekoltierten Frauenkleid" . . . und das als ein Beispiel der Enttäuschung.

Ein merkwürdiger Gang der Assoziationen, der zur Erzählung vom Honigmond einen Bericht über eine Frau mit Bart bringt.

Einige Seiten weiter: „Wie sehr ich mich auch bemühte, mir den Honigmond schön zu gestalten, es kam nichts heraus. Alles war häßlich, schandhaft und langweilig. Sehr bald aber wurde es mir qualvoll schwer." Die Sinnlichkeit wechselte jedesmal mit dem Gefühl des Hasses.

Wir können behaupten: falls nach dem Geschlechtsakt bei dem Manne eine übermäßig starke Reaktion entsteht, die sich in Ekel und Haß äußert, so ist dies ein sicheres Zeichen dafür, daß der Akt die Ausführung von etwas ihm Widersprechendem war oder daß das sexuelle Objekt der wahren Neigung des betreffenden Menschen widersprach; Bedrücktheit ist der Ausdruck des Unbefriedigtseins oder auch die Erscheinung der Gewissensbisse für diejenigen Illusionen, die sich im Unbewußten an die Stelle der realen Erlebnisse zu drängen versuchten. Vielleicht neigen die Menschen, die ein wirkliches Objekt durch ein imaginäres zu vertauschen versuchen, deshalb dazu, ihren Akt in völliger Dunkelheit auszuführen: das Unbewußte hat in der Dunkelheit mehr Möglichkeiten, das Objekt durch ein Phantasiebild zu ersetzen.

Das Gefühl der Feindseligkeit folgte jedem Durchbruch der Sinnlichkeit und war in Posdnischews Ehe vorherrschend. „Der Verstand konnte nicht schnell genug *fälschen*" (kursiv von Tolstoi) „und der gegenseitig bestehenden Feindseligkeit genügende Gründe unterschieben".

„In der Theorie ist die Liebe etwas Ideales, Erhabenes, aber in der Praxis ist die Liebe etwas Abscheuliches, Schweinisches, wovon zu reden und woran sich zu erinnern ekelhaft und schandbar ist. Es ist doch nicht umsonst, daß die Natur es so gemacht hat, daß es ekelerregend und schandbar ist."

Hier haben wir es mit einer Verschiebung und Rationalisierung zu tun. Das Gefühl des Abscheulichen bezieht sich auf Vorstellungen von einem Akt, die unbewußt geblieben sind und dem normalen Moralgefühl widersprechen.

Etwas von dem Seherblick Tolstois ist in den Worten enthalten: „Unsere Erbitterung gegeneinander war nichts anderes als der Protest der menschlichen Natur gegen das Bestialische, das die menschliche Natur unterdrückte."

„Es brannte in mir ein schrecklicher Haß gegen sie." Also eine ungeliebte Frau. Es scheint, daß man einer ungeliebten Frau gegenüber kein Gefühl der Eifersucht haben sollte. „Die Qualen der Eifersucht hörten während der ganzen Zeit meines Ehelebens nicht auf mich zu zerfleischen."

Den ersten wirklichen Grund dazu gab sie erst nach zehn Jahren ihrer Ehe, als sie schon Mutter von fünf Kindern war. Bis dahin war die Eifer-

sucht gekünstelt, ohne einen Grund. Schließlich konstruierte er die ihm nötige Situation. Posdnischew selbst brachte „ihn" mit seiner Frau zusammen. „Er hat mir von dem ersten Blick an nicht gefallen. Aber — wie befremdend! — irgendwelche merkwürdige, schicksalhafte Kraft drängte mich dazu, ihn nicht fortzustoßen, nicht zu entfernen, sondern im Gegenteil, ihn heranzuziehen. Was konnte einfacher sein, als mit ihm kalt zu sprechen, ihn zu verabschieden, ohne ihn mit meiner Frau bekannt zu machen. Aber nein, wie absichtlich fing ich an, von seinem Spiel zu sprechen . . ." „. . . Ich sagte, daß meine Frau gut spielt . . ." „Es war etwas Gespanntes in meinen Beziehungen zu ihm . . ." „ich stellte ihn meiner Frau vor . . ."

Der Homosexuelle, der seine Neigung nicht erkannt hat, vermittelt die Annäherung seiner Frau an das ihn anziehende Objekt. In ihm kämpft die unbewußte Neigung mit dem Verstand. Er beschreibt „ihn" in nicht sympathischem Licht: „mandelförmige, feuchte Augen, rote lächelnde Lippen, gewichstes Schnurrbärtchen, Frisur letzter Mode; Gesicht vulgär-hübsch, das, was die Frauen ‚nicht unschön' nennen, einen schwachen, wenn auch nicht häßlichen Körperbau, mit einem „besonders entwickelten Hintern, wie bei einer Frau".

Eine Beschreibung, wie sie die letzten von mir hervorgehobenen Worte enthalten, oder etwas Ähnliches, was auf die Weiblichkeit seines Objektes hinweist, haben wir auch erwartet. Das Gesäß „wie bei einer Frau" hat auf Posdnischew einen besonderen Eindruck gemacht und sich ihm gut eingeprägt.

Der Versuch, sich das begehrte Objekt zu verekeln, ist ein Bemühen, die verbotene Regung in sich zu bekämpfen.

Das Verbotene siegt. Er wird zum Kuppler. „Wahrscheinlich entstand infolge meiner Eifersucht zwischen ihm und ihr sofort etwas wie ein elektrischer Strom." Etwas ihm Unbekanntes zwingt ihn, gegen sein Interesse zu handeln, wenn wir dieses Interesse nicht im Sinne unserer psychologischen Analyse verstehen wollen.

„Ich erinnere mich dieser Minute grade deswegen, weil ich ihn in dieser Minute auch nicht hätte rufen können, und dann wäre nichts geschehen." „Denke nur nicht, daß ich Eifersucht spüre, sagte ich in Gedanken zu ihr, und ich lud ihn ein, einmal abends mit der Geige zu kommen, um mit meiner Frau zu musizieren."

Das Unbewußte siegte. Der Homosexuelle schafft entweder in der Phantasie (die ersten zehn Jahre der Eifersucht Posdnischews) oder aber in der Wirklichkeit (im elften Jahr) den Treubruch der Frau und sein sexueller Affekt lebt sich in dem Affekt der Eifersucht aus. Eine so hypertrophische Eifersucht ist ein sicheres Zeichen der unbewußt gebliebenen Homosexualität. Und umgekehrt: bei den passiven Homosexuellen — die

die weibliche Rolle für sich suchen — kann das Gefühl der Eifersucht abwesend sein, wie es in einem von mir behandelten Falle war: der Mann schlief von der Hochzeit an während einiger Jahre mit einem seiner Bekannten, einem Junggesellen, in einem Bett; in dem anderen Bett daneben schlief seine junge Frau. Die Wohnungsverhältnisse erforderten nicht einen solchen Grad von Gastfreundschaft.

Ein aktiver Homosexueller, der sich als solcher nicht erkannte, machte, in einem anderen meiner Fälle, mit seiner hypertrophischen Eifersucht den Eindruck eines Menschen, der das seelische Gleichgewicht verloren hat und dem Wahne verfallen ist. Dieser schon ältere Mann verwandelte sein Haus in eine Hölle. Er verdächtigte seine Frau der Treulosigkeit, verwickelte seine teilweise minderjährigen Kinder, denen er von seinen Verdächtigungen wie von feststehenden Tatsachen sprach, in die häßlichen verbitterten Szenen. Anschuldigungen, das Verlassen des Hauses, Mordversuche — alles war von einer gewaltigen Affektivität durchtränkt. Aber unbeschadet dessen, daß sich seine Eifersucht im Laufe von mehr als zwanzig Jahren von verschiedenen Verdächtigungen nährte, tat er nie den nötigen Schritt, um sich von der Richtigkeit seines Verdachts zu überzeugen. Er brauchte den leidenschaftlichen Zustand; er spielte in seiner Phantasie mit den Bildern der Untreue, er wohnte diesen Szenen in Gedanken bei und er wollte nicht bei dem Versuche der Überführung, der ergebnislos ausfallen würde, den ihm nötigen Affekt der Eifersucht verlieren, der bei ihm die homosexuelle Leidenschaft vertrat.

So spielt auch der Held der Kreutzersonate mit den Affekten der Anziehung und Abstoßung, die in der Katastrophe ihr Ende finden.

Posdnischew wußte klar, der Geiger „muß siegen, sie erdrücken, aus ihr einen Strick drehen, aus ihr alles machen, was er will . . . ich litt schrecklich. Aber ungeachtet dessen, oder möglicherweise *infolgedessen* zwang mich irgendeine Kraft gegen meinen Willen, zu ihm nicht nur besonders zuvorkommend, sondern auch zärtlich zu sein". „Ich mußte, um mich nicht dem Wunsche, ihn sofort zu töten, hinzugeben, ihn liebkosen."

Er lädt den verhaßten Verführer wieder ein, zu kommen, um mit seiner Frau zu musizieren, wenngleich „alle wissen, daß gerade mit Hilfe der Musik ein großer Teil der Ehebrüche in unserer Gesellschaft geschieht". „Ich wollte ihn beschimpfen, herausjagen, aber ich fühlte, daß ich wieder liebenswürdig und zärtlich mit ihm sein mußte, so habe ich es auch gemacht . . . nach dem befremdenden Gefühl, welches mich dazu zwang, mit umso größerer Freundlichkeit mit ihm umzugehen, als seine Gegenwart mir quälender wurde."

So sieht Posdnischew — und mit ihm *Tolstoi* — nur in den feindlichen Regungen seine echten Gefühle und in der Liebkosung nur eine Deckung.

Uns aber scheint es, daß der Ausdruck der echten Gefühle in den Liebkosungen lag und daß seine feindlichen Gefühle die Deckung waren. Dafür aber waren die Haßgefühle zu seiner Frau echte Regungen.

Dieses Kapitel endet mit den Worten: „Ich drückte mit besonderer Liebkosung seine weiße weiche Hand."

Das folgende Kapitel beginnt mit den Worten: „Ihre Nähe rief in mir einen solchen Haß hervor, daß ich mich vor mir selbst fürchtete und wenn sie sich abends ihrem Gemahl nähern wollte", so „gab ich meiner Verrücktheit einen Schwung und berauschte mich daran", „und in mir wollte noch etwas Ungewöhnliches geschehen, was den höchsten Grad dieser Verrücktheit zeitigen konnte . . ."

Vergebens sucht das geheime Gefühl des unbewußt Homosexuellen, seine adäquate Form zu finden. „Es scheint mir, daß ich unter dem Einfluß der Musik das empfinde, was ich eigentlich nicht empfinde, daß ich das verstehe, was ich nicht verstehe, daß ich das kann, was ich nicht kann." „Die Musik regt nur auf, aber sie löst nicht . . ."

Posdnischew, der schon einmal den Geiger zu unpassender Stunde bei sich als Gast fand, fährt r u h i g vom Hause fort. Nachts aber schnüren ihm die Angst und böse Gefühle sein Herz zusammen. „Wie konnte ich wegfahren?" — Er selbst schafft die Nahrung für die Flamme der Eifersucht, um sich dann an ihr zu berauschen.

Die Beschreibung seiner Rückfahrt nach Moskau gehört zu den besten Seiten der russischen Literatur. Der Affekt steigt und wächst ins Ungeheure. In dem Vorwärtskommen des Nachtzuges selbst liegt etwas Geheimes und Symbolisches und Leidenschaftliches.[1] Im Affekt der Eifersucht lebt der Eifersüchtige seine verbotene Phantasie aus; die Vorstellung der Treubruchszene ist leidvoll für den Eifersüchtigen, aber dieses Leiden ist nur die sekundäre Perversion einer perversen Leidenschaft.

„Meine Vorstellung begann mit ungewöhnlicher Farbenfrische mir Bilder, die meine Phantasie zur Glut erhitzten, auszumalen, eines nach dem anderen, und eines zynischer als das andere und immer über dasselbe: wie sie mich betrog. Ich verbrannte vor Empörung und Zorn und betrachtete mit einem besonderen Gefühl des Berauschtseins über meine Erniedrigung diese Bilder und konnte meinen Blick nicht von ihnen wenden . . ." „Es war irgend ein Dämon, der gegen meinen Willen die allerschrecklichsten Gedanken ersann und mir zuflüsterte. Aber in diesem Entsetzen ist Rausch und Verzückung." „Und ich zerfleischte in Verzückung mein Herz . . ."

1) Die Wirkung auf den Leser wird noch dadurch gesteigert, daß die Erzählung über diese Nachtfahrt im fahrenden Nachtzuge geschieht. Nachts im Zuge gelesen, muß die Kreutzersonate von T o l s t o i die größte Wirkung auslösen.

Der blinde Affekt führt ihn mit unerschütterlicher Kraft zu dem unvermeidlichen Ende. Das Ahnen seiner Schuld kehrt er um in die Schuld eines anderen, seiner Frau. „Hat sie aber nichts getan, sondern wünscht es sich, und ich weiß, daß sie es wünscht, dann ist es noch schlimmer ... schon besser, sie hätte es getan, daß ich es wissen soll, und keine Ungewißheit mehr wäre." In der Analyse nennt man dies Rationalisierung.

Er ist zu Hause. Nacht. Der Geiger ist im Eßzimmer zu Gast bei seiner Frau. „Es entstand in mir ein seltsames Gefühl — Sie werden es nicht glauben — ein Gefühl der Freude, daß jetzt meine Qual ein Ende haben wird ... daß ich jetzt meine Zornesleidenschaft frei lassen kann." Er warf sich auf den Diwan in seinem Zimmer und schluchzte ... „Ich bin ein ehrlicher Mensch ... ein Mann, der sie nie betrog ... und sie umarmt hier einen Musikanten, weil seine Lippen rot sind!"

Die roten Lippen — er erwähnte sie schon früher — haben ihn verführt, so wie auch der weibliche Podex des Verführers.

Er verwandelt sich in eine Bestie. „Ich geriet in den Zustand eines Tieres." Er stürzt ins Eßzimmer.

„Dieselbe Wut, die ich eine Woche vorher verspürte, beherrschte mich. Wieder fühlte ich dasselbe Bedürfnis der Zerstörung und Vergewaltigung und die Verzückung der Raserei, und ich gab mich ihr hin."

Dort, wo das Verletzen und Morden ein Ersatz für eine andere Handlung — eine sexuelle — ist, werden ein Messer oder ein Revolver, entsprechend ihrer sexuellen Symbolik, die Waffe des Verbrechens sein.

Posdnischew warf sich auf seine Frau und danach auf den Musiker; sie blieb an seinem Arm hängen — „ihre mir scheußliche Berührung erhitzte mich noch mehr. Ich fühlte, daß ich ein vollkommen Rasender bin und erschreckend wirken muß und freute mich darüber." Die Führung und die Bewegung des Messers in der Wunde wird nun beschrieben.

Nachdem er seine Frau tödlich verwundet hatte, erfaßte ihn Schlaftrunkenheit und warf ihn nieder. Der Affekt des Mordens, der für den Affekt des Sexualaktes auftrat, wirkte gleich dem Sexualakt schlafbringend. Dies ist eine der wunderbarsten Einfühlungen Tolstois.

Im Traume sieht er seine Frau lebend; „wir sind gut miteinander, wir hatten uns entzweit, aber wir schließen Frieden, und nur irgend eine Kleinigkeit stört". Als das Messer in der Wunde war, konnte er erkennen, daß er nicht den Akt ausführte und nicht an dem, zu dem es ihn mit blinder Gewalt zog; er möchte sein zufälliges Opfer ins Leben zurückrufen. Ihr Ehebruch ist unbewiesen geblieben.

*

Bis dahin ist das „ich" in den Mund des Helden der Kreutzersonate gelegt; im weiteren — im Nachwort, das ein Jahr später geschrieben ist, — ist das „ich" der Autor selbst.

In diesem Nachwort ist das sexuelle *Credo* des Autors gegeben: geschlechtliche Liebe soll nicht ausgeübt werden. Geschlechtsverkehr und die Ehe sind Sünden. Man soll nach völliger Abstinenz und nach dem Zölibat streben. Er ist auch gegen Kinderzeugung. Man möchte vermuten, daß jemand so predigt, dessen sexuelles Leben ein Surrogat der verbotenen Begierden ist, die als Sünde und Gemeinheit empfunden wurden.

„Das Erreichen der Vereinigung mit dem Objekt der Liebe in oder außerhalb der Ehe (wieviel es auch poetisch verklärt wurde) ist ein Ziel, das des Menschen unwürdig ist", „die körperliche Liebe, die Ehe ist ein Fall, eine Sünde . . ."

In seinem Nachwort ist Tolstoi kein Dichter mehr, sondern ein Gesetzgeber.

Über dem Kopf von Posdnischew steht Tolstoi; über seinem Haupt steht der Schatten eines anderen, der seinen Schülern die hier von Tolstoi wiedergegebenen Worte sagte: „Verlasse das Weib und gehe mir nach."

„Der Ersatz der körperlichen Liebe durch das reine Verhältnis eines Bruders und einer Schwester" — ist ein Irren und Wandeln im Schattenreiche der Trugbilder.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Strukturallogischer und ontologischer Aspekt des Freudschen Begriffs der Verdrängung

Von
Benedykt Bornstein
Warschau

Wollten wir den Grundbegriff der Freudschen Theorie der Verdrängung mittels der traditionellen aristotelischen Logik durchleuchten, so wäre unser Unternehmen hoffnungslos. Denn dieser Begriff betrifft die gegenseitige Wirkung gegensätzlicher, polarer Elemente, die traditionelle Logik dagegen verneint die Möglichkeit einer Verbindung derartiger Elemente und kennt zwischen polaren Elementen nur ein einziges Verhältnis, nämlich das ihrer gänzlichen Disjunktion. Diese Einsicht ist jedoch völlig irrig. Gegensätzliche, polare Elemente können sich miteinander verbinden und dies geschieht auch in der Tat; eine Logik, die solche Verbindungen nicht anerkennt, versperrt sich im voraus den Zugang zum Verständnis der realen Welt und des Lebens. Sogar Kant, der grundsätzlich noch in naher Beziehung zu der traditionellen Logik steht, sieht ihre Unvollkommenheit und ihre Begrenztheit, insofern es sich um das Problem einer Verbindung der Gegensätze handelt; in einer seiner späteren Schriften, in dem Werk „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793), nimmt er zu dieser Frage bei Gelegenheit einer Betrachtung der möglichen, die Moralität des Menschen betreffenden Hypothesen folgendermaßen Stellung: „Dem Streite beider oben aufgestellten Hypothesen liegt ein disjunktiver Satz zugrunde: der Mensch ist (von Natur) entweder sittlich gut, oder sittlich böse. Es fällt aber Jedermann leicht bei, zu fragen: ob es auch mit dieser Disjunktion seine Richtigkeit habe; und ob nicht Jemand behaupten könne, der Mensch sei von Natur keines von beiden; ein Anderer aber, er sei beides zugleich, nämlich in einigen Stücken gut, in anderen böse. Die Erfahrung scheint sogar dieses Mittlere zwischen beiden Extremen zu bestätigen . . . Man nennt gemeiniglich die, welche dieser strengen Denkungsart zugetan sind . . .: Rigoristen; und so kann man ihre Antipoden Latitudinarier nennen. Diese sind also entweder Latitudinarier der Neutralität, und mögen Indifferentisten; oder der Koalition, und können Synkretisten genannt werden".

Dieses Zitat haben wir angeführt, um zu zeigen, daß Kant die logische Möglichkeit solcher Verbindungen zwischen polaren Elementen sogar in zweifacher Gestalt anerkennt: einmal als die Mischung extrem verschiedener Elemente[1] und

1) Hier darf an die Vorstellung von der Ambivalenz der Gefühlsregungen erinnert werden.

dann auch als ihr gegenseitiges Neutralisieren und Annullieren. All das überschreitet jedoch den Rahmen der traditionellen Logik, die in ihrem Rigorismus die Möglichkeit dieser Übergangselemente zwischen zwei Polen verneint. Umsoweniger also wäre sie imstande, kompliziertere, zwischen konträren Elementen bestehende Verhältnisse anzuerkennen und zu verstehen. Gerade um solche Verhältnisse handelt es sich aber bei der Verdrängung. Um sie logisch zu durchleuchten, müssen wir uns auf eine Logik stützen, die elastischer und reicher als die traditionelle, aristotelische Logik ist und der Wirklichkeit und dem Leben näher steht. Das gilt von der dialektischen Logik, die, ihren Ursprung von Plato herleitend und am breitesten von Hegel entwickelt, stets auf die zwischen konträren Elementen bestehenden Verhältnisse gerichtet ist.

Im Vordergrunde der dialektischen Logik Hegels finden wir einen Begriff, dessen engste Verwandtschaft mit dem Freudschen Begriff der Verdrängung sofort ins Auge fällt: den Begriff der „Aufhebung" — die Grundlage der Hegelschen Logik. Hören wir, was Hegel selbst von diesem Begriff sagt („Wissenschaft der Logik", erstes Buch, erster Abschnitt, erstes Kapitel C. 3, Anmerkung): „Aufheben und das Aufgehobene ist einer der wichtigsten Begriffe der Philosophie, eine Grundbestimmung, die schlechthin allenthalben wiederkehrt, deren Sinn bestimmt aufzufassen und besonders vom Nichts zu unterscheiden ist. Was sich aufhebt, wird dadurch nicht zu Nichts . . . Aufheben hat in der Sprache den gedoppelten Sinn, daß es so viel als aufbewahren, erhalten bedeutet, und so viel als aufhören lassen, ein Ende machen. Das Aufbewahren schließt schon das Negative in sich, daß etwas seiner Unmittelbarkeit und damit einem den äußerlichen Einwirkungen offenen Dasein entnommen wird, um es zu erhalten. So ist das Aufgehobene ein zugleich Aufbewahrtes, das nur seine Unmittelbarkeit verloren hat, aber darum nicht verschwunden ist."

Es ist uns wohlbekannt, daß in dem Begriff der Verdrängung gerade die beiden obengenannten Momente enthalten sind; einerseits wird gesagt, daß gewisse psychische Elemente durch die stärkeren, bewußten, polaren überwunden sind, andererseits wird ausdrücklich betont, daß sie dabei weder vernichtet noch verschwunden sind und daß sie im Gegenteil, wohl bewahrt, erhalten sind, aber in einer anderen, uns unmittelbar nicht gegebenen Schichte. Dort existieren sie weiter, nur sind sie ihres unmittelbaren, d. h. hier, ihres bewußten Charakters beraubt.

Die zwei Begriffe, Verdrängung und Aufhebung, der erste der Grundbegriff der Freudschen Metapsychologie, der zweite die Grundlage der Hegelschen Logik, erweisen sich, falls man sie in ihren allgemeinsten Zügen betrachtet, als Begriffe identischen Inhalts, die auf zwei grundlegende Momente: *„tollere"* und *„conservare"* zurückgeführt werden können, so daß wir geneigt sind, sie für die Zwecke dieser Studie als Synonyma zu betrachten.

Da sich gewisse psychologische Elemente — bei Freud — als in demselben Verhältnis zueinander stehend zu erweisen scheinen wie die polaren logischen

Elemente in der Fassung der Hegelschen Dialektik und da sich auf diese Weise der logisch-dialektische Aspekt der Metapsychologie Freuds zu offenbaren scheint, können wir, zum Wesen des Problems übergehend, fragen, ob sich die von der Dialektik Hegels festgesetzten Verbindungen zwischen den Begriffen in ihrer allgemeinsten Gestalt auch im Lichte der heutigen Logik aufrecht erhalten lassen. Wir sagen hier: „in ihrer allgemeinsten Gestalt", da wir nur die Verbindungen zwischen polaren Elementen überhaupt im Sinne haben, dagegen von den Einzelheiten der Hegelschen Logik völlig abstrahieren. Es handelt sich also hier nur um den Begriff der „Aufhebung" in seiner allgemeinsten Bedeutung und dabei insbesondere um die einseitige, bei Freud auftretende, in der symmetrischen Dialektik Hegels aber ungenügend berücksichtigte Aufhebung, da in dieser Dialektik nicht nur der erste polare Begriff den zweiten aufhebt, sondern zu gleicher Zeit von dem letzten aufgehoben wird. Wir haben ferner, wenn wir vom Begriff der Aufhebung im Licht der heutigen Logik sprechen, die mathematische, algebraische, exakte Logik im Sinn, die sich vor über 80 Jahren London, 1854) und sich seither immer mehr entwickelt und an Geltung zunimmt. als System konstituiert hat (G. Boole: An investigation of the laws of thought.

Bezeichnen wir zwei gegensätzliche Elemente mit a (positives Element) und a' (negatives Element) und mit $a < a'$ ihr gegenseitiges Verhältnis, das darauf beruht, daß das Element a schwächer (qualitativ kleiner, geringer) ist als a', so erhalten wir die Äquivalenz:

$$a < a' = (a + a' = a')$$

Diese Äquivalenz ist leicht verständlich. In der Tat, wenn a schwächer (qualitativ kleiner, geringer) ist als a', wenn es also in dieser Bedeutung schon in a' enthalten ist, so verändern wir, zu a' das schon in ihm enthaltene a (qualitativ) hinzufügend, a' keineswegs, d. h. wir erhalten $a + a' = a'$; und umgekehrt, wenn das Element a, zu a' hinzugefügt, a' nicht verändert, so bedeutet das, daß a schon in a' enthalten ist, daß es qualitativ kleiner, schwächer ist als a' (d. h. $a < a'$).

Der rechte Teil der obigen Formel, namentlich $a + a' = a'$ stellt das sogenannte logische Absorptionsprinzip dar, angewandt auf die polaren Elemente a und a', falls $a < a'$. Und in diesem Falle, d. h. wenn a schwächer ist als a', absorbiert a' das Element a ($a + a' = a'$); es absorbiert a, aber ohne es zu vernichten, da a doch erhalten bleibt (in dem linken Teil der Formel $a + a' = a'$), nur daß a sich jetzt in einem anderen Gebiet befindet als das siegreiche a', wohin es von diesem a' (welches den rechten Teil der Formel einnimmt) verschoben und verdrängt worden ist.[2]

Dieses Absorptionsprinzip ist für die polaren Elemente a und a' (falls eines von ihnen schwächer ist) nichts anderes als eine exakte Formulierung des Hegelschen Aufhebungsprinzips in seiner allgemeinsten Bedeutung und stellt gleichzeitig den exakten logischen Aspekt des Freudschen Begriffs

2) Das Erhaltenbleiben des Elementes a in einem anderen Gebiet als dem des Elementes a' („topischer" Standpunkt) tritt in unserer geometrischen Logik (auch Topologik genannt) sehr deutlich hervor; das Element a wird hier mittels einer geraden Linie, das Elementprodukt a' ($= a + a'$) durch einen Punkt dargestellt.

oder des Prinzips der Verdrängung dar; wir sehen ja in dem auf die polaren Elemente angewandten Absorptionsprinzip dieselben Momente wie in den oben erörterten Grundsätzen Freuds und Hegels. In der Tat haben wir hier das Aufhebungs-Beseitigungsmoment, das schon in der Benennung dieses Prinzips selbst (Absorption) enthalten ist, und dann das Moment der Erhaltung des absorbierten Elements in einer anderen Sphäre als der, in welcher das absorbierende Element erscheint. Wir sehen hier, daß die algebraische Logik imstande ist, auch über die Verhältnisse dialektischer Natur auf die genaueste Weise Rechenschaft abzulegen. In der Formel $a + a' = a'$ finden wir außerdem noch einen exakten Ausdruck für denjenigen Stand der Dinge, den man „Schein des Äußern" nennen könnte. Denn aus dieser Formel ersehen wir, daß das Element (a'), das nun an die Oberfläche kommt und als solches ins Auge fällt und die gegebene Lage charakterisieren soll, jedoch für diese Charakteristik sich als ungenügend erweist, nur scheinbar ein einfaches Element, in Wirklichkeit aber ein kompliziertes Element ist, in dem auch sein Gegensatz enthalten ist ($a' = a + a'$). Das Element a' erweist sich hier in der Tat als ein Mischling, ein Hybride vom Phänotypus a', dessen wesentliche Natur aber viel komplizierter ist ($a + a'$). So stellt sich das Ergebnis der Absorption des schwächeren polaren Elements durch das stärkere als das Ergebnis der Hegelschen Aufhebung und der Freudschen Verdrängung dar.

Wir haben die logische Struktur des Begriffs der Verdrängung kennen gelernt. Der Titel dieses Aufsatzes sagt, daß dieser Begriff hier nicht nur vom Standpunkt der strukturalen Logik, sondern auch vom Standpunkt der Ontologie behandelt sein soll. Damit ist gemeint, daß wir dem Freudschen Begriff vermöge der Erkenntnis seiner logischen Form, seiner logischen Struktur den Charakter der Universalität zu verleihen suchen, ihn aus dem speziellen Gebiet, wo ihn der Psychologe entdeckt hat, herauszuholen und in die ontologische, vielen Gebieten gemeinsame Sphäre des allgemeinen Seins unterzubringen suchen. Es darf uns also nicht wundern, wenn wir die dieses Absorbieren, Aufheben und Verdrängen des schwächeren Elements durch das stärkere polare charakterisierenden Verhältnisse auf verschiedenen Gebieten der realen Welt finden, daß in jedem Gebiet die Verhältnisse zwar eine ihnen eigene regionale Färbung besitzen, trotzdem aber überall dieselben formellen Eigenschaften aufweisen: 1) die Beseitigung von der Oberfläche des schwächeren Elements durch ein stärkeres polares, 2) das Erhalten dieses schwächeren Elements in irgendwelchen tieferen Schichten, und was daraus folgt: 3) den Schein einer äußeren Einfachheit der gegebenen Konfiguration, hinter dem sich die innere Kompliziertheit birgt.

Weisen wir nun etwa auf das Gebiet der Genetik, der Mendelistik hin. Hier finden wir in dem ersten Gesetz Mendels, das den Charakter der ersten Bastardgeneration und die Spaltung der Gene betrifft, ein genaues Seitenstück zum Freudschen Verdrängungsprinzip und gleichzeitig eine neue Realisation des auf die gegensätzlichen Elemente angewandten logischen Absorptionsprinzips.

Wie bekannt, stellt das erste Gesetz Mendels fest, daß, wenn wir als Ausgangsgeneration zwei elterliche mit gegensätzlichen Eigenschaften ausgestattete Individuen nehmen, die erste von ihnen abstammende Bastardgeneration aus Individuen bestehen wird, die nur einen einzigen Typus, im allgemeinen nur eine von den zwei polar verschiedenen, ihre Eltern kennzeichnenden Eigenschaften repräsentieren. Hier hat eines der Merkmale — das dominierende Merkmal — Oberhand gewonnen und hat das polare Merkmal verdrängt, zur Rezession gezwungen. Aber was ist dann mit dem schwächeren „rezessiven" Merkmal geschehen? Ist es spurlos verschwunden, ist es vernichtet, annulliert worden? Keineswegs. Das Merkmal ist nur aus dem Phänotypus des Bastards verschwunden, es hat aufgehört, dessen äußeres Merkmal zu sein; es besteht trotzdem, „verheimlicht", weiter in der Tiefe, in der gametischen Sphäre des Bastards und wird von sich in dessen ferneren Generationen Kunde geben. Das rezessive Merkmal hat sich nicht auf der Oberfläche erhalten, es ist zwar verdrängt worden, aber es ist nicht verschwunden, sondern es ist in die Tiefe geschoben und verdeckt worden. Und dieses Merkmal verursacht, daß die erste Bastardgeneration nur scheinbar einfach ist, einfach in ihrem Phänotypus; in Wirklichkeit aber ist sie in ihrem Genotypus zusammengesetzt und kompliziert.

Vom Standpunkt der strukturalen ontologischen Logik aus betrachtet, lassen sich die großen wissenschaftlichen Entdeckungen Freuds und Mendels, obwohl auf so verschiedenen Gebieten vollbracht, auf einen gemeinsamen Nenner zurückführen, nämlich auf die Entdeckung der Analoga derselben logisch-ontologischen Struktur, welche ihren Ausdruck in der Formel: $a < a' = (a + a' = a')$ findet; diese Formel stellt das Prinzip der Absorption oder der Verdrängung des schwächeren Elementes durch ein stärkeres gegensätzliches dar.

In dieser so allgemein formulierten Gestalt hat dieses Prinzip einen universalen Charakter und seine Realisierungen existieren in den verschiedenen Sphären der Wirklichkeit.

Veränderungen an einer Versuchsperson während einer kurzen Folge von psychoanalytischen Interviews

Von

Harold D. Lasswell

Chicago

Das psychoanalytische Interview eignet sich besonders gut für objektive Untersuchungsmethoden, da es unter verhältnismäßig stabilen Bedingungen durchgeführt wird. Trotz großer Verschiedenheiten in den Einzelheiten ist es möglich, wiederholte Beobachtungen über die Korrelation zwischen verbalem Ausdruck

und körperlichen Erscheinungen zu machen. Was der Analysand sagt, kann nach verschiedenen Relevanzgesichtspunkten klassifiziert werden; je nachdem z. B., ob sich die Äußerungen des Analysanden auf ihn selbst, auf den Analytiker oder auf der Situation fremde Objekte beziehen; oder ob sie das Objekt, mit dem sie sich beschäftigen, als beschäftigt oder befriedigt darstellen.

Die Bewegungen, welche während einer Stunde gemacht werden, sind zweierlei Art: solche, die der Analytiker mit freiem Auge beobachten kann (wie deutlich wahrnehmbare Armbewegungen), und unsichtbare Bewegungen (wie Veränderungen von Puls und Haut), die spezieller Registrierapparate bedürfen.

Der Verfasser hat eine Reihe von Studien durchgeführt, welche dazu bestimmt sind, einige Wege zur objektiven Untersuchung der analytischen Situation aufzuzeigen.[1]

Wir meinten, daß es eine der fruchtbarsten Betrachtungsweisen des sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden (psychoanalytischen) Interviews ist, sich zu vergegenwärtigen, daß das Objekt verschiedene Phasen von Spannung und Affekt durchläuft, und haben uns darum dafür entschieden, unsere Untersuchungen auf dieses Problem zu konzentrieren. Können wir, wenn wir bestimmte Indikatoren für Spannungen und solche für Affekte wählen, aus den Daten über Spannungen Veränderungen an den das Affektleben betreffenden Indikatoren voraussagen und *vice versa?* Die Bezeichnung „Spannung" bezieht sich auf unbewußte Prozesse, während der Ausdruck „aktiver Affekt" bewußte Vorgänge bezeichnet.

Ein früherer Bericht zeigte, daß verbale Veränderungen und körperliche Veränderungen während der Analysestunde durch genaue Meßmethoden miteinander korreliert werden können, oder genauer gesagt: daß Veränderungen in den aktiven (bewußten) Affekten mit der Pulszahl und (unbewußte) Spannungsveränderungen mit der Leitungsfähigkeit der Haut verknüpft sind. Eine Vermehrung der mündlichen Mitteilungen des Untersuchungsobjektes an den Analytiker wurde als Merkmal einer Affektsteigerung aufgefaßt, verlangsamte Sprechweise hingegen als Anzeichen erhöhter Spannung. Es wurden die Daten für aufeinanderfolgende zweitägige Perioden gegeben.[2]

Der vorliegende Bericht soll die Aufmerksamkeit auf einen Fall lenken, der geeignet erscheint, einige der wesentlichen Zusammenhänge mit ungewöhnlicher Deutlichkeit aufzuzeigen. Die Sitzungen wurden unter den im vorigen Bericht ausführlich beschriebenen Versuchsbedingungen durchgeführt. Der Analysand (G.)

1) Ich möchte an dieser Stelle dem *Social Science Research Committee* der Universität Chicago meinen besten Dank für die der Untersuchung gewährte Hilfe abstatten. Die Fragestellung ist in meinem Aufsatz *The Problem of Adequate Personality Records: A Proposal,* American Journal of Psychiatry, May 1929, wieder veröffentlicht als Appendix B der *Proceedings of the First Colloquium on Personality Investigation,* entworfen. Siehe auch: *Psychopathology and Politics,* University of Chicago, 1930, Kapitel XI.

2) *Verbal References and Physiological Changes during the Psychoanalytical Interview: A Preliminary Communication,* The Psychoanalytic Review, Jänner 1935. Der Inhalt dieses Artikels wurde am 29. Mai 1934 in New York vor der Washington-Baltimore Psychoanalytic Society vorgetragen.

wurde für den Versuch von einem überlasteten Arzt zugewiesen, der meinte, daß seine Beschwerden nicht ernst seien, daß er aber einen Nutzen von den Sitzungen haben könnte. G. war mit der Klage zum Arzt gekommen, daß es ihm schwer falle, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, die — wie er fühlte — unbefriedigende Fortschritte machte, und daß er sich gehemmt und unzulänglich vorkomme. Als er zu uns kam, erklärten wir ihm, daß unsere Versuche nur nebenbei therapeutisch seien, daß wir aber bereit wären, ihm von Zeit zu Zeit einige Deutungen zu geben, wenn er sich der analytischen Grundregel der freien Assoziation fügen wolle. Die Sitzungen wurden unter Bedingungen durchgeführt, die es ermöglichten, wortgetreu festzuhalten, was sich zwischen Analytiker und Analysand abspielte. Ebenso wurden psychogalvanische Veränderungen, sowie Veränderungen in Puls und Atmung fortlaufend festgehalten.[3]

Der Blutdruck wurde zu Beginn und am Ende jeder Sitzung gemessen. Die sichtbaren Bewegungen wurden vom Analytiker nach einem für diesen Zweck normierten System von Kategorien verzeichnet.[4]

Als G. zu Beginn der Sitzung erschien, war er so verschüchtert, daß er sich kaum verständlich machen konnte. Es war sehr schwer, zu hören, was er sagen wollte, und das Gesagte wortgetreu in den Apparaten festzuhalten. Er murmelte die Worte vor sich hin und sprach sehr langsam; es war ihm offenbar nicht wohl zumute, aber er war gehorsam und gefügig. Er kam weiter zu den Sitzungen und sprach allmählich freier und rascher. Die erste optimistische Äußerung in bezug auf sich selbst machte G. unvermittelt zu Beginn der 27. Sitzung, indem er sagte:

„Ich weiß nicht genau, was mir in der letzten Zeit passiert ist, aber ich habe ein gewisses Gefühl von Kraft und Zufriedenheit in mir, wie schon lange nicht. Es ist, als ob ich mit allem, wie es ist, vollkommen zufrieden wäre und keinerlei Absicht hätte, mich wegen verschiedener Empfindungen und Unzulänglichkeiten oder unrichtiger Handlungen zu tadeln, während dies früher Anlaß zu Selbstvorwürfen war."

Die nächste Sitzung (28. Stunde) brachte eine andere Anspielung in demselben Sinn von Erleichterung:

„Ich wollte letzthin gerne wissen, ob dieses neue Gefühl, das ich erlebe, anhalten wird oder ob es sich einfach aus der besonderen Situation, in der ich augenblicklich bin, ergibt."

G. verblieb in seiner zuversichtlichen Einstellung und gewann schnell und stetig an Einsicht. Ohne daß der Analytiker es ihm nahegelegt hätte, leitete er Schritte ein, seine uneinträgliche Stellung aufzugeben, und ging daran, eine neue Verbindung anzubahnen. Wir müssen hier jedoch nicht bei solchen Einzelheiten verweilen. Der Analytiker hatte den deutlichen Eindruck, daß sich der Patient innerhalb und außerhalb der analytischen Situation fortschreitend sicherer benahm. Er schien nun imstande zu sein, mehr Angst zu ertragen und sich ent-

3) Bezüglich der angewandten Technik siehe Chester W. Darrow *Continuous Quantitative Records in Standard Units by the Wheatstone Bridge Method,* J. Gen. Psychol., vol. VI, p. 471—73.

4) Zur Technik vgl. auch *Certain Prognostic Changes During Trial (Psychoanalytic) Interviews,* The Psychoanalytic Review, vol. XXIII, 1936, Nr. 3.

schiedener auszudrücken. Der Analytiker hatte auch den Eindruck, daß in seiner äußeren Erscheinung weniger (unbewußte) Spannung lag.

Nach der Verzögerung, die sich gewöhnlich durch die tabellenmäßige Registrierung ergibt, stimmten die aufgedeckten physischen Veränderungen mit dieser Deutung und mit den umfassenderen, der Untersuchung zugrunde liegenden Hypothesen sehr gut überein. Eine Prüfung des Diagramms ergibt, daß der Widerstand der Haut ständig stärker wurde, ein Anzeichen für Verminderung der Erregung (verminderte Leitungsfähigkeit der Haut). An sieben der ersten zehn Behandlungstage war der Widerstand während der Analysenstunde durchschnittlich geringer als 20.000 Ohm; während der abschließenden zehn Sitzungen jedoch fiel er nur zweimal unter 20.000 Ohm. Dies deuten wir so, daß sich darin die weitgehende Anpassung an die analytische Situation spiegelt, die sich einstellte, als sich die Verschüchterung des Analysanden legte. Die Spannung ließ allmählich nach.

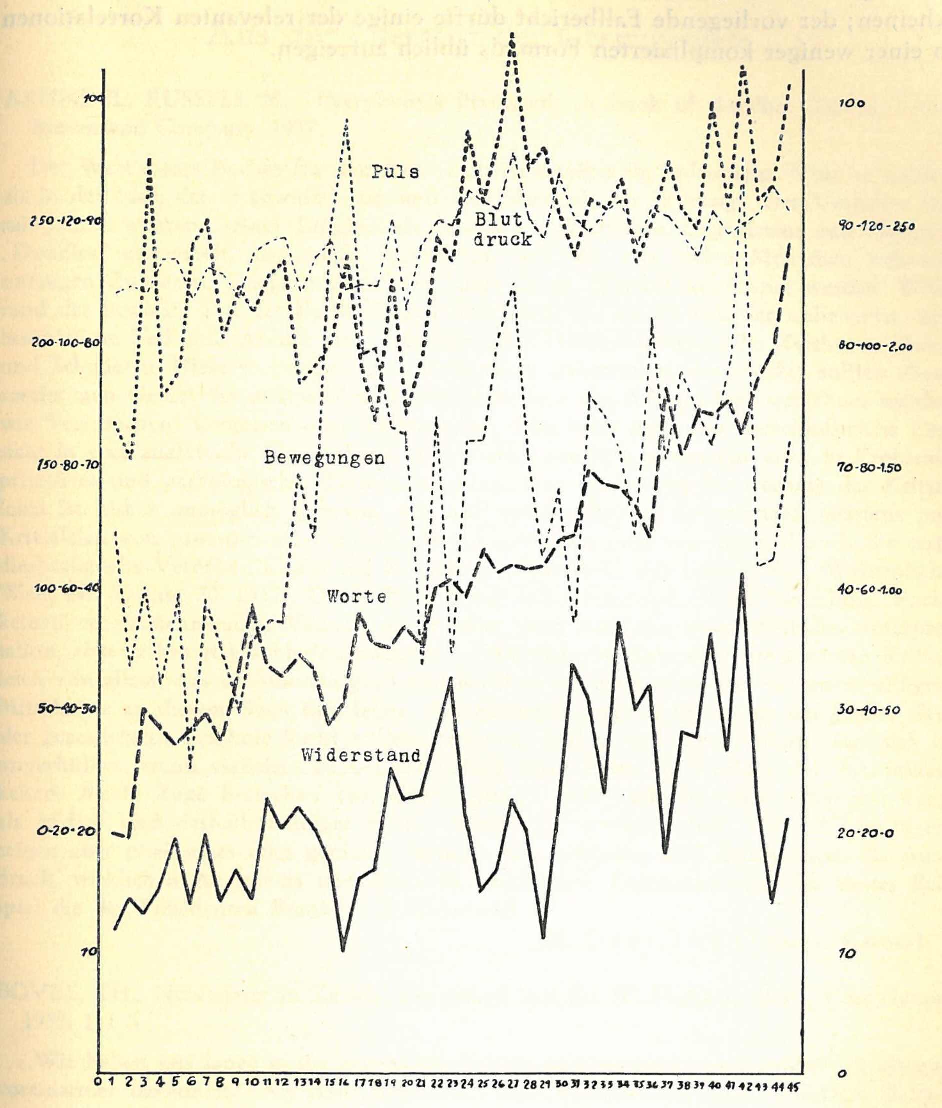
Die auffallendste Verschiebung zeigte die Pulszahl. Die Kurve erreichte ungefähr nach der 20. Sitzung einen Wert, der bis zum Abschluß der ganzen Folge von Sitzungen anhielt. Das Maximum fällt in die 27. Stunde, als G. zum erstenmal auf sein Kraft- und Befriedigungsgefühl anspielte. Die durchschnittliche Pulsfrequenz in der 27. Sitzung war 106, gegen 73 und 71 zu Beginn der Untersuchungsserie. Man könnte diese Veränderung der Pulszahl dahin deuten, daß die Pulszahl mit der stärkeren bewußten Zuversicht und den lebhafteren (bewußten) Affekten der Versuchsperson parallel gehe. Die Ablesungen der Pulsfrequenz laufen denen des Blutdrucks parallel; diese sind Mittelwerte von Messungen am Beginn und am Ende jeder Sitzung. Der Blutdruck stieg von 108 in der Systole am 1. Tag auf 131 am 27. Tag.

Ein anderer Maßstab für die Aktivität ist die Menge der mündlichen Äußerungen. Die Versuchsperson sprach anfangs schüchtern und weniger als zwanzig Worte in der Minute; in der letzten Sitzung erreichte sie ein Maximum von 88 Worten in der Minute. Das Ansteigen war durchwegs bemerkenswert stetig.

Die Kurve der sichtbaren Bewegungen zeigt eine interessante Beziehung zur Pulsfrequenz. Man kann verfolgen, daß die Bewegungen in der 17. Sitzung jäh zu einem Höhepunkt anstiegen, als G. ungefähr drei Bewegungen in der Minute machte. Er begann mit sehr wenig Bewegungen, durchschnittlich weniger als eine per Minute von der 2. bis zur 12. Sitzung. Möglicherweise haben die befreiten Impulse seines Wesens diese milde körperliche Ausdrucksform gefunden, ehe sie einen nachhaltigeren Ausdruck in einem gleichmäßig aggressiven bewußten Verhalten erreichten. Es ist zweckdienlich, zu beachten, daß in der Kurve der sichtbaren Bewegungen die Fluktuationen einem *trend* mit ansteigender Tendenz superponiert sind.

Wir haben es in diesem Falle mit einer Reihe von deutlichen Veränderungen zu tun, welche auffallend mit der allgemeinen Erwartung übereinzustimmen scheinen, daß verbale und physische Veränderungen in charakteristischer Weise verknüpft sind; daß Veränderungen in aktiven (bewußten) Affekten in enger

Beziehung zu Veränderungen der Pulsfrequenz stehen und daß Veränderungen in der (unbewußten) Spannung eng verbunden sind mit Veränderungen in der elektrischen Leitungsfähigkeit der Haut. Es wird nicht angenommen, daß die



Der Blutdruck wird an der mittleren Skala links abgelesen; es wird ein Durchschnitt aus zwei Ablesungen angegeben.

Für den Widerstand — in Tausenden Ohm — gilt die innere Skala.

Die Bewegungen — Durchschnittszahlen pro Minute — werden an der äußeren Skala links abgelesen.

Die Worte — Durchschnitt pro Minute — sind an der inneren Skala abzulesen.

Jede der Sitzungen dauerte 45 Minuten.

Veränderungen der Haut und des Herzens in keiner Korrelation stünden, wohl aber, daß die Bedeutung dieser Relationen inkonstant ist. Andere Untersuchungen liefern Daten, welche mit diesen Hypothesen übereinzustimmen scheinen; der vorliegende Fallbericht dürfte einige der relevanten Korrelationen in einer weniger komplizierten Form als üblich aufzeigen.

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete

ARUNDEL, RUSSELL M.: **Everybody's Pixillated.** A book of doodles. Boston, Little, Brown and Company, 1937.

Der Wert dieses Buches für den Analytiker ist weniger im gedruckten Wort zu suchen als in der Idee, der es gewidmet ist, und dem Material, das es bringt. Der Verfasser hat seit Jahren während seiner Tätigkeit als Berater von Politikern, Organisator und Reporter „Doodles" gesammelt, das heißt Kritzeleien, wie sie von vielen Menschen während untätigen Zuhörens, Telephonierens und langweiligen Wartens gezeichnet werden. Während der bewußte Teil der Persönlichkeit beschäftigt ist, schafft sich der unbewußte, unbeschäftigte Teil eine Abfuhr und offensichtliche Triebbefriedigung im Zeichnen, Malen und Schmieren. Diese so entstandenen Dokumente unbewußten Ausdruckes sollten ebensosehr zum Gebiet der analytischen Psychopathologie des Alltagslebens gerechnet werden wie Versprechen, Vergessen oder Verschreiben. Hier wäre nicht nur aufschlußreiche Einsicht in eine analytische Graphologie zu erwarten, sondern ebensosehr auch in Probleme primitiver und pathologischer Formempfindung. Eine analytische Auswertung der Kritzeleien ist bisher unmöglich gewesen, weil alle veröffentlichten Sammlungen meistens nur Kritzeleien von prominenten Persönlichkeiten enthielten (wie zum Beispiel auch die erste diesbezügliche Veröffentlichung des Referenten „Kritzeleien der Langeweile", Medizinische Welt, Nr. 29 und 30, 1932). Dieses Buch bringt keine wissenschaftliche Sammlung, macht keinen ernstzunehmenden Versuch analytischer oder auch nur psychologischer Interpretation, aber es bringt glaubhaft authentisches Material von unbewußt gezeichneten Kritzeleien von allem, was in Amerika groß und berühmt ist. Auch ohne daß die unfreiwilligen Mitarbeiter an diesem Buch ihre freien Assoziationen gegeben hätten, ist ein großer Teil der gezeichneten Symbole leicht zu interpretieren, und in fast allen Bildern zeigt sich in unverhüllter, wenn vielleicht auch nicht vollständiger Form die Struktur der Persönlichkeiten. Anale Züge herrschen vor, wahrscheinlich weil anale Naturen mehr schmieren als andere und deshalb häufiger in der Sammlung vertreten sind. Viele Zeichnungen zeigen aber phallisches oder genitales Niveau. Am seltensten sind Zeichnungen als Ausdruck wirklichen Ausruhens und Erholens, gezeichnete Tagesphantasien (als bestes Beispiel die des Präsidenten Franklin D. Roosevelt).

M. Grotjahn (Topeka, Kansas)

BOVET, TH., Nervenarzt in Zürich: **Begegnung mit der Wirklichkeit.** Bern, Paul Haupt, 1935, 111 S.

„Wir haben uns lange genug gegenseitig belehrt und bekämpft, nun wollen wir einmal voreinander bekennen." Als Basis dazu dient dem Verfasser der „ganz konkrete Tatbestand, . . . daß Gott Jesus Christus zu uns gesandt und uns durch ihn erlöst hat." Dies führt ihn zum „existentialen Erlebnis", in dem das „Oberflächen-Ich" in den Hintergrund tritt und wir, wie z. B. im Erlebnis des Todes oder der „grundlosen Freude" unsere „Totalexistenz" erleben. In ihr weitet sich das Dasein zum Mitsein, zur Liebe und personengerichteten Nächstenliebe, zu welcher der Geschlechtstrieb lediglich die „biologische Resonanz" darstellt. Freude und Liebe bilden den Erlebnisinhalt des „personhaften Da-

seins", dessen letzter Grund der „persönliche Gott" ist, welcher sich im Zwiegespräch, Gebet offenbart. Gestört werden die existentialen Erlebnisse durch den Abbau der Person, durch die fortschreitende Depersonalisation, der wir unsere Mitmenschen unterwerfen. Dies wird an Beispielen der neurotischen Identifizierung, der Ambivalenz, der sexuellen Perversion und der Onanie aufgezeigt. Überall kämpft der Mensch gegen die Wirklichkeitsordnung an und trennt sich in der Sünde von Gott und dem Nächsten. Die Erkenntnis der Sünde hingegen führt zum Vernehmen der frohen Botschaft im fleischgewordenen Wort Jesu Christi. Der Widerstand gegen die Annahme der Herrschaft Gottes muß überwunden werden. Der Abbau des Widerstandes geschieht durch Anruf und Antwort Gottes im Gebet. Das lebendige Wort ist Jesus Christus und die persönliche Begegnung mit ihm bringt die unbedingte Entscheidung.

Die Schrift führt über Martin Buber zur Oxfordbewegung. Hinweise auf die Analyse finden sich nur ganz vereinzelt und schüchtern. E. Blum (Bern)

BÜHLER, CHARLOTTE: **From Birth to Maturity: An Outline of the Psychological Development of the Child.** London, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., 1935, 237 S.

Dieses kleine Buch bietet eine schematische Übersicht über die allgemeine Entwicklung des Kindes von der Geburt bis zur Reife. Es benützt ausführlich die eigenen Untersuchungen der Verf. und bezieht sich kurz auf eine größere Zahl anderer Forscher. Es vereinigt in interessanter Weise eine Menge von wertvollem Material, aber das Bild, das uns geboten wird, ist unsystematisch und die Akzente sind falsch gesetzt.

An vielen Punkten finden wir überzeugende Bemerkungen. So etwa verweist die Verf. auf die Art, in der „äußere Reize fortgesetzt das Gleichgewicht des Kindes während der ersten sechs Monate bedrohen, aber im Laufe seines zweiten Lebensjahres lernt das Kind, sein Gleichgewicht angesichts der es umgebenden Welt zu behaupten. Wenn das Kind am Ende des ersten Lebensjahres zu gehen und seine Umgebung unabhängig zu durchforschen beginnt, ist sein Gleichgewicht wieder gestört, bedroht und gefährdet. Wir finden als Ergebnis, daß das zwei bis vier Jahre alte Kind leicht aus dem Gleichgewicht gebracht wird und daß erst mit dem fünften und sechsten Lebensjahr dieses Gleichgewicht wieder erobert ist" (S. 7—8). Das ist aber offenbar eine durchaus inadäquate Darstellung, wenn man sie als umfassende Erklärung der Schwierigkeiten des Kindes ansehen möchte; aber was die Verf. erwähnt, kann man als zusätzlichen Faktor gelten lassen.

Die Verf. scheint nicht ganz über die Art unterrichtet zu sein, in der die verschiedenen wohlbekannten standardisierten Systeme der Intelligenztests erzielt worden sind (S. 10—11). Vielleicht stammen die Mängel ihres Berichtes über diesen Gegenstand aus dem Bedürfnis, die Behauptung aufzustellen: „Unser Testsystem unterscheidet sich radikal in seinem Ausgangspunkt von den meisten psychologischen Testreihen . . ." Ihr Bericht über Spearmans Gesichtspunkt ist gleichfalls verworren und mißverständlich (S. 160—163).

Es ist daher wenig erstaunlich, zu finden, daß die Verf., wenn sie das Gebiet der Psychoanalyse berührt, sich als schlecht unterrichtet und wenig verständnisvoll erweist. Indem sie die Methode Freuds mit der anderer Psychologen vergleicht, sucht sie den Eindruck zu erwecken, als ob die psychoanalytischen Forscher völlig ununterrichtet wären über das „behaviour", und sie scheint sich ernstlich vorzustellen, daß Psychoanalytiker das Benehmen nicht beachten und die bewußt geäußerten Gefühle nicht berücksichtigen. Es mag sein, daß das etwas arrogante Bedürfnis, auf eine eigene Methode Anspruch zu erheben, die Verf. zu dieser Verwirrung des Urteils führt und sie dazu verleitet, auf naive Weise die Forschungen anderer als dämlich hinzustellen: „Wir glauben, daß eine Diskussion der psychoanalytischen Resultate erst wertvoll werden wird, nachdem wir die mit

der psychoanalytischen Methode gefundenen Daten und die Daten, die durch die Methode direkter Kinderbeobachtung gefunden worden sind, miteinander vergleichen können" (S. 61).

Ein anderes Versagen im Verstehen des Menschen wird durch folgenden Absatz bewiesen: „Alles Beobachtungsmaterial zeigt, daß die masturbatorischen Manipulationen von Kindern ohne Rücksicht darauf vorkommen, wer anwesend oder nicht anwesend ist, und ohne Rücksicht auf die Verbindung des Kindes mit der Anwesenheit einer bevorzugten Person. Kleine Kinder masturbieren, wenn sie sich selbst in einer Spielsituation überlassen sind, gelegentlich auch, wenn jemand anwesend ist. Das scheint anzuzeigen, daß diese Freude an den lustvollen Funktionen des Körpers nichts zu tun habe mit der gefühlsmäßigen Reaktion auf Menschen, vielmehr daß es sich um eine Entwicklung in einer anderen Richtung handle" (S. 64). Offenbar kann die Verf. nicht eine soziale Bedeutung in der Tatsache sehen, daß „Kinder masturbieren, wenn sie sich in einer Spielsituation selbst überlassen sind". Sich selbst überlassen zu sein, ist sicherlich ein ganz bestimmtes soziales Erlebnis; ein Element in des Kindes Beziehung zu anderen Menschen, dem nicht geringe affektive Bedeutung zukommt.

S. Isaacs (London)

DUPARCHY-JEANNEZ, M.: **Ausdrucksformen von Krankheiten in der Handschrift.** Rascher Verlag, Zürich und Leipzig, 1936. — Aus dem Französischen übersetzt von H. Passow. 123 S.

Auf dem beschränkten Raum von 50 Textseiten wird eine unverhältnismäßig große Anzahl von graphischen Symptomen physischer und psychischer Erkrankungen mitgeteilt. Die Darstellung schwankt zwischen dogmatischen Behauptungen von großer Kühnheit und ängstlichen Einschränkungen, welche diesen sogleich nachfolgen. Von einer ganzen Reihe der aufgezählten und durch Schriftbeispiele illustrierten „Zeichen" weiß man, daß sie empirisch gut begründet sind. Doch trägt die Autorin nichts dazu bei, den Zusammenhang von Krankheit und handschriftlichem Ausdruck zu erforschen. Höchstens kann man sagen, daß in dem von ihr vorgelegten Material Anregungen zur Erforschung dieses Zusammenhangs enthalten seien.

W. Marseille (Wien)

HERSEY, R. B.: **Seele und Gefühl des Arbeiters (Psychologie der Menschenführung).** Leipzig, Konkordia-Verlag, 1935, 171 Seiten.

Sozialpsychologische Untersuchungen eines Mitgliedes der Pennsylvania-Universität, Philadelphia, an deutschen Eisenbahnarbeitern unter Vergleich mit amerikanischen Fabrikverhältnissen. Zahl der Untersuchungen, Art und wochen- bis monatelange Dauer der Einzeluntersuchungen werden genau angegeben. Wie schon der Titel andeutet, vertritt der Autor einen Standpunkt, der dem, was man gewöhnlich unter Taylorsystem versteht, entgegengesetzt ist und doch unter Berücksichtigung der Zufriedenheit der Arbeiter das Gleiche bezweckt: möglichst gute Leistung. Verständnisvolle und wirksame Arbeitsaufsicht und Leitung wird verlangt und gelehrt. Es ist ein Buch in erster Linie für Betriebsleiter und Fabriksärzte (letztere kommen in den langjährigen Erfahrungen des Autors nicht gut weg). Zweitens bietet das Werk dem Psychologen anderer Observanz als derjenigen des Autors Interessantes, wozu die objektive Art der Darstellung, die Einzelschilderung, die vielen tabellarischen Übersichten viel beitragen. Es ist mehr im Ton als in der Darstellung, daß der Realismus durch Optimismus leidet. In etwas oberflächlicher Art heißt sich die Arbeitsweise des Autors etwa analytisch; der Psychoanalyse steht H. fremd, aber nicht feindlich gegenüber, schreibt Freud z. B. zu, alles aus einem Punkt zu

erklären: Anpassungsschwierigkeiten seien eine rein libidinöse Angelegenheit (26). Eine Periodizität der Stimmungsschwankungen, der „Sexualaktivität" wurde vielfach ermittelt und nur wenig in Übereinstimmung mit Fließ gefunden (S. 142 und vorhergehende). Was H. über Ermüdung und Ermüdungsgefühl eruiert hat, verdient Beachtung (123). Endlich sei noch auf die kasuistisch gut illustrierte Psychologie des Unfalls und seiner Verhütung hingewiesen (33, 168). Auch der Zusammenhang zwischen Arbeitsleistung und Stimmung-Verstimmung ist nicht nur vom ökonomischen Standpunkt aus interessant.

H. Christoffel (Basel)

LEWIS, M. M.: **Infant Speech.** London, Kegan Paul, 1936, 335 S.

Dieses gelehrte Werk liefert einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis der Entwicklung der kindlichen Sprache. Der Verf. ist Pädagoge und Phonetiker. An einen ausführlichen, wenn auch nicht vollständigen Überblick über die ältere Literatur schließt er den Bericht über die Tag für Tag verfolgte Sprachentwicklung eines einzelnen Kindes. Im Gegensatz zu manchen seiner Vorgänger begnügt er sich nicht damit, nur den geformten Sprachausdruck zu beobachten; er untersucht auch dessen ungeformte Vorläufer. Dabei liefert er eine eingehende phonetische Untersuchung der frühesten Laute, die er in Laute des Behagens und Schreie des Mißbehagens gliedert. Die ersteren unterscheiden sich von den letzteren der Qualität nach, ihr Typus ist enger umschrieben, sie klingen meist nasal. Daß die hinten ausgesprochenen Konsonanten — k, g, r — Laute des Behagens sein sollen, erklärt der Verf. aus physiologischen Gründen.

In einer interessanten Untersuchung über das Lallen weist der Verf. auf zwei maßgebende Motive hin. Das eine dieser Motive — hier knüpft er an Freuds Gedanken des Wiederholungszwanges an — sieht er in dem Bedürfnis nach Herrschaft über die Lautabfolge, das andere, mit diesem einen vielleicht verwandte, im ästhetischen Vergnügen an Rhythmus und Muster.

Das Bemühen des Verf. war darauf gerichtet, die eingehende Beobachtung des Sprachbeginns im Zusammenhang mit dem Verhalten des Kindes auf der entsprechenden Stufe darzustellen. In dieser Hinsicht war sein Bemühen nur von beschränktem Erfolg gekrönt. Er war dadurch behindert, daß seine Kenntnis der Psychologie auf die akademischen Richtungen des Faches beschränkt ist, und wenig läßt darauf schließen, daß er mit der modernen dynamischen Psychologie, besonders mit der Kinderanalyse vertraut ist.

Man bedauert es, daß der Verf. keinen der psychoanalytischen Beiträge zur Psychologie der Sprache erwähnt.

E. Jones (London)

LIEBERT, ARTHUR: **Die Krise des Idealismus.** Zürich und Leipzig, Rascher, 1936, 238 S.

Liebert sieht den philosophischen Idealismus gegenwärtig von allen Seiten bedroht, und er versucht, die eigentliche Bedrohlichkeit der Krise des Idealismus dadurch wegzudisputieren, daß er die Krise als zum innersten Wesen des Idealismus gehörig hinstellt. Die immer wieder moralisierenden Ausführungen sind im Sachlichen ohne Überzeugungskraft. Die sehr allgemeine und unpräzise Darstellung vermittelt dem Leser weder einen klaren Begriff von dem Idealismus, der hier verteidigt werden soll, noch eine konkrete Anschauung von der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklung, die seine innerste Fragwürdigkeit zutage gebracht hat. Ist es nicht eine bloße Verleugnung dieser Fragwürdigkeit, wenn man sie als eine produktive Eigentümlichkeit des Idealismus ausgibt?

W. Marseille (Wien)

LÖW=BEER, HELENE und MORGENSTERN, MILAN: **Heilpädagogische Praxis, Methode und Material.** Wien=Leipzig, Sensen=Verlag, 1936, 174 S.

Die psychoanalytische Heilpädagogik hat sich auf verschiedene Weisen mit neurotischen, schwer erziehbaren und auch psychotischen Kindern befaßt; kaum je aber bisher mit in hohem Grade zurückgebliebenen, schwer imbezillen oder idiotischen und durch Hirnstörungen beeinträchtigten Kindern. Von einzelnen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, beschränkte sich die Fürsorge für diese Unglücklichen überhaupt nur auf äußere Pflege. Den Autoren des vorliegenden Büchleins ist es voll gelungen, davon zu überzeugen, wie Geduld, Eingehen auf die Persönlichkeit des Kindes, Anerkennung und Optimismus auch hier in hohem Grade angezeigt sind und auch lohnen. Der Psychoanalytiker merkt bei der Lektüre, daß die Autoren bei der Art ihres Vorgehens auch von analytischem Wissen beeinflußt sind. Sie geben den Kindern ein einfaches Beschäftigungsmaterial in die Hand, mit dessen Hilfe die Beziehungen zur Außenwelt allmählich relativ normalisiert werden, indem sie zunächst die Forderungen, die an das Kind gestellt werden, seinem Defekt entsprechend, sehr reduzieren, womit sie frühe, Mut machende Erfolge erzielen, und dann diese Forderungen allmählich steigern.

Es fällt auf, wie wenig Aufmerksamkeit die Autoren dabei auf die triebhaften und sonstigen spontanen Äußerungen des Kindes legen und alle Aufforderungen zur Beschäftigung von außen an es herantragen. Von der Sexualität der Kinder ist überhaupt nicht die Rede. Man kann sagen, daß eine Diskrepanz sich bemerkbar macht zwischen der wiederholt in den Text eingeschalteten Mahnung, die vom Kinde ausgehenden Regungen zu beachten, und dem geringen Grad, in dem die von den Autoren mitgeteilten „Protokolle" diese ihre eigene Mahnung befolgen. Ein eingeschaltetes Kapitel „Psychologische Bemerkungen" erwähnt auch die Triebe gar nicht, sondern spricht — „Hemmung, Symptom und Angst" und Anna Freud zitierend — von den in den Kindern wirkenden Abwehrkräften, die es durch Erkenntnis ihrer Natur zu überwinden gelte, wobei in erster Linie Abwehrhaltungen gegen den Kontakt mit der Außenwelt, in zweiter gegen die Erkenntnis der eigenen Defekte gemeint sind.

O. Fenichel (Prag)

MURRAY, HENRY A.: **Psychology And The University.** Arch. Neurol. & Psychiat. 34, 803, oct. 1935.

Der Autor verweist auf die Notwendigkeit jener Art von Psychologie, die erklärt, weshalb die Menschen so wahrnehmen, fühlen, denken und handeln, wie sie es tun. Die Schulpsychologie mit ihren Methoden der Selbstbeobachtung, der Behaviorismus, der Personalismus werden kritisch gewürdigt, wobei sich zeigen wird, daß sie die großen Zentralprobleme der menschlichen Natur außer Acht gelassen haben. Die ärztlichen Psychologen und insbesondere die Psychoanalytiker haben den stärksten Antrieb für ein Verständnis der Probleme gegeben, und zwar durch ihre Ausarbeitung eines grundsätzlich dynamischen Entwurfes des Persönlichkeitsbildes. Trotz des Zugeständnisses, daß die Analytiker zum größten Teile recht haben, werden sie unzulänglicher Vorlegung von Tatsachenmaterial, unverantwortlicher Spekulation, voreiliger Schlußfolgerungen und der Hypostasierung der Sachverhalte geziehen und deshalb kritisiert — Umstände, die ihrem Mangel an Vertrautheit mit den grundlegenden Wissenszweigen und ihrem weitverbreiteten „Neurotizismus" zugeschrieben werden. Das Studium der Psychologie im anerkannten Universitätsbetrieb ist unbefriedigend, da dort über das Wesen des Menschen nichts gelehrt wird; zuerst eine medizinische Ausbildung zu erwerben und dann Psychoanalyse zu studieren, ist unnötig langwierig und weitschweifig. Das reguläre Medizinstudium verhindert im Studierenden

die Entwicklung einer psychologischen Grundhaltung und führt nicht zu einer entsprechenden Höhe des kritischen Urteilsvermögens. Der Autor wirft dabei die medizinischen Psychologien mit vier gänzlich unvereinbaren psychoanalytischen Schulen zusammen. Er schlägt vor, daß irgendeine große Universität eine psychologische Schule mit vierjähriger Ausbildungszeit errichten möge. Neben Kursen in Anatomie, Physiologie, Psychologie und experimenteller Methodenlehre sollte besonders auf die Psychologie der Persönlichkeit Gewicht gelegt werden. Psychopathologie, Psychotherapie und die Grundzüge der klinischen Medizin und Psychoanalyse sollte man im letzten Jahre lehren. Die Notwendigkeit einer Psychologie der menschlichen Motivation wird besonders betont. Für die Heranziehung des Psychotherapeuten im Universitätsbetrieb spricht sein Beitrag zum Wissensgut der Psychologie, seine Kenntnis der anormalen psychischen Phänomene und seine Stellung als Experimentator. Verf. glaubt, daß der entscheidendste Widerstand gegen die Aufnahme der Psychoanalyse in die Schulpsychologie jedenfalls von den Freudschen Analytikern selbst ausgehe. Sofern sich Psychopathologie letzten Endes auf Normalpsychologie gründen muß, braucht die Psychoanalyse die Universität. Wenn sich die geeignetsten Repräsentanten jedes Zweiges der Psychologie zusammentun, werden die verschiedenen „-ismen" ihre Begrenztheiten verlieren und es wird, wie es sein sollte, der Mensch das eigentliche Ziel ihres Bemühens werden. J. Michaels (Boston)

PULVER, MAX: **Trieb und Verbrechen in der Handschrift.** Orell Füßli Verlag, Zürich, 1934, 238 S.

Gemessen am Durchschnittsniveau der graphologischen Literatur ist das Buch Pulvers von besonders guter Qualität. Vom Standpunkt der psychologischen Wissenschaft dagegen ist es ohne Interesse, weil es sich in jeder Hinsicht nur an den gebildeten Laien wendet und sich mit seinem unpräzisen Stil, seiner eklektischen Terminologie und einer unklaren Persönlichkeitsmetaphysik von Wissenschaftlichkeit weit entfernt. Offenbar zugunsten der Publikumswirkung hat der Autor als Material für seine graphologischen Analysen vornehmlich solche Fälle ausgewählt und breit behandelt, denen etwas Sensationelles anhaftet oder die, wie etwa die Fälle Kreuger und Stavisky, zur Zeit des Erscheinens des Buches außerdem noch eine besondere Aktualität besaßen.

Man erhält zwar auch aus diesem Buch wieder den Eindruck, daß sich wesentliche Züge der charakterologischen Struktur eines Menschen in seiner Handschrift dokumentieren und dem Graphologen faßbar werden können; aber auf die möglichen wissenschaftlichen Fragen nach diesem Zusammenhang bleibt auch Pulver die Antwort schuldig.

W. Marseille (Wien)

IMAGO, Band XXIII (1937), Heft 3

(Ausgegeben im September 1937)

Seite

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. MICHAEL BÁLINT, Mészaros ucca 12, Budapest I.
DR. G. BARAG, 23 Hess-Str., Tel-Aviv.
DR. EDMUND BERGLER, Seilerstätte 7, Wien I.
PROF. DR. BENEDYKT BORNSTEIN, Zórawia 21, Warschau.
DR. OTTO FENICHEL, Ječna 18, Prag II.
PROF. DR. HAROLD D. LASSWELL, The University of Chicago, Dep. of Political Science, Chicago, Jll.
DR. IMMANUEL VELIKOVSKY, P. O. B. 194, Tel-Aviv.
Frau C. M. VERSTEEG-SOLLEVELD, 3 Javastraat, Den Haag.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften an die Redaktion der „Imago“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO, Band XXIII (1937), Heft 3

(Ausgegeben im September 1937)

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

DR. MICHAEL BÁLINT, Mészaros ucca 12, Budapest I.
DR. G. BARAG, 23 Hess-Str., Tel-Aviv.
DR. EDMUND BERGLER, Seilerstätte 7, Wien I.
PROF. DR. BENEDYKT BORNSTEIN, Zórawia 21, Warschau.
DR. OTTO FENICHEL, Ječna 18, Prag II.
PROF. DR. HAROLD D. LASSWELL, The University of Chicago, Dep. of Political Science, Chicago, Jll.
DR. IMMANUEL VELIKOVSKY, P. O. B. 194, Tel-Aviv.
Frau C. M. VERSTEEG-SOLLEVELD, 3 Javastraat, Den Haag.

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften an die Redaktion der „Imago“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien IX, Berggasse 7

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien IX, Berggasse 7
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 35
Druck: Jakob Weiß, Wien II, Große Sperlgasse 40
Printed in Austria

IMAGO / XXIII (1937) / Heft 3

XXIII. Band 1937 Heft 3

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von Ernst Kris und Robert Wälder